Der Schneider von Ulm

Max Eyth

Max Eyth

Der Schneider von Ulm

Erster Band

Umschlag und Einband
zeichnete
Josef Sattler

Außerdem ist beiden Bänden je ein Titelbild beigegeben nach Handzeichnungen des am 25. Aug. 1906 kurz nach Vollendung des Werkes unerwartet rasch verstorbenen Verfassers



Max Eyth

Der Schneider von Ulm

Geschichte eines zweihundert Jahre zu früh Geborenen

Erster Band

Achtes Tausend

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1907

Inhalt des ersten Bandes

Einleitung

Der wahre Schneider

Zum drittenmal und etwas ungeduldig zog ich am Klingelgriff neben dem schmucklosen, aber festverschlossenen Tor der städtischen Bibliothek. Es war allerdings nicht die übliche Besuchsstunde: ein grauer Morgen in dichtem Donaunebel; allein der Mann, der in einer Mauernische des altertümlichen, völlig stillosen Baus neben dem herrlichen Münster mit einer Katze auf der Schulter und dem Ulmer Tagblatt in der Hand Aepfel verkauft, hatte mir gesagt, daß der Herr Professor schon seit Tagesanbruch oben sei, und so war ich entschlossen, entweder den Herrn Bibliothekar oder den städtischen Glockenzug herunterzuholen. Jetzt endlich hörte man ein krachendes Geräusch auf der Treppe. Ein Schlüssel drehte sich von innen in dem halbverrosteten Schloß, und das freundliche Gesicht des alten Herrn erschien in der vorsichtig sich öffnenden Spalte. Aber ein merklicher Schatten flog darüber, als er mich sah.

„Bedaure wirklich, Sie gestört zu haben, Herr Professor!“ sagte ich im Ton lebhaftester Entschuldigung, obgleich ich seit zehn Minuten bemüht gewesen war, dies zu tun. „Kann der Bibliothekdiener nicht öffnen oder haben Sie noch immer kein Zuggestäng an Ihrem wohlverwahrten Burgtor?“

„Mein Diener macht meist Ausgänge für den Herrn Ratsschreiber drüben,“ erklärte der gefälligste aller Bibliothekare, wieder ganz Freundlichkeit. „Dagegen habe ich die Genugtuung zu wissen, daß der Türzug vom Magistrat bewilligt wurde. Leider aber ist der Antrag bei den Herren Stadtverordneten auf Widerspruch gestoßen, und zweifellos: es ist geboten, die

städtischen Auslagen in möglichst engen Grenzen zu halten. So muß ich das Tor vorläufig noch selbst öffnen, wenn jemand außer den bestimmten Stunden anläutet: Montag und Donnerstag von zehn bis zwölf Uhr, Herr Geheimer Hofrat! Mein Vorgänger, der alte Veesenmeyer, hatte es auch nicht besser, und eine kleine Bewegung hier und da ist bei sitzender Lebensart eine wahre Wohltat. Bitte, fallen Sie nicht!"

Er war in sichtlicher Verlegenheit, wie er mich zuerst durch die Tür gehen lassen könnte, da er schon drinnen war. Die Ulmer sind in dieser Hinsicht Muster der Höflichkeit. Schweigend stiegen wir die steile Treppe hinan, die in überraschender Weise unmittelbar hinter der Torschwelle beginnt, und traten in das unregelmäßige, saalartige Gemach, dessen Wände aus Büchern von ehrwürdigem Alter aufgebaut und dessen Bücher da und dort von nicht weniger ehrwürdigem Staub bedeckt schienen. Nur da und dort verriet ein einfacher, aber noch glänzender Einband das Dasein eines Werkes neuerer Zeit. In einer der vielen Ecken standen ein mächtiger Erd- und ein kleiner Himmelsglobus aus dem achtzehnten Jahrhundert, und von den freistehenden Holzpfeilern, die die Decke tragen halfen, hingen Fahnen mit altdeutschen Adlern geschmückt, die, obgleich meist nur aus der Sturmzeit der Vierziger des vorigen Jahrhunderts stammend, den Altertumsforscher an siegreiche Kämpfe der alten Reichsstadt mit Franzosen, Bayern und Oesterreichern erinnern mochten. Mahnte doch mancher mottenzerfressene Band in gebräuntem Schweinsleder an die Geisteskämpfe, die in der Reformationszeit auch im Weichbild der guten Stadt Ulm ausgefochten worden waren. Beides blieb heute von uns unbeachtet. Der Bibliothekar führte mich in sein schlicht ausgestattetes Arbeitszimmer, das ebenfalls aus Bänden verschiedener Gattung hergestellt schien, und bat mich, auf etlichen zwölf Büchern Platz zu nehmen, die seine drei Stühle bedeckten.

„Ich komme, Herr Professor, um —“ begann ich.

„Sie kommen, um Ihr Manuskript zu holen,“ unterbrach er mich im Drang seiner zuvorkommenden Herzensgüte. „Sehen Sie, hier liegt es schon, sorgfältig eingepackt. Ich hätte es Ihnen heute zugesandt — ja — ja; ich hätte es Ihnen heute schon zugeschickt, wenn der Bibliotheksdiener nicht Ausgänge für den Herrn Ratsschreiber machen müßte.“

„Und wie hat es Ihnen gefallen?“ fragte ich aufmunternd, denn er sprach mit einemmal sehr langsam und nachdenklich. „Ich darf doch annehmen, daß Sie es durchgeblättert haben.“

„Na — natürlich; das dürfen Sie. Gefallen? Ich bin expreß heute zwei Stunden früher auf die Bibliothek gekommen, dermaßen hat es mich interessiert. Die Wendungen, die Sie der Geschichte geben! — die — die — — der Spielraum, den Sie der Phantasie gestatten! Es hat mich zwei Tage gekostet, so neugierig war ich, zu erfahren, wo Sie mit dem Berblinger hinauswollen. — Gefallen? — Wissen Sie was: ich bin eine Art Büchersybarite, ein Mensch, der nicht kritisiert, sondern nur genießen will. Sehen Sie, all das an den Wänden herum kritisiere ich nicht; ich genieße es. Wenn mir nur der gütige Himmel einen Weg zeigen wollte, meine Genüsse zu katalogisieren. Zum drittenmal nehme ich einen Anlauf, sehe aber voraus, daß es wieder nichts wird. Da schenken uns vorigen Monat die Schad von Mittelbiberachschen Erben die Bibliothek ihres Großvaters mit der Bestimmung, daß die Bücher beisammen bleiben müssen! Das ist der sechste Fall ähnlicher Art seit dem Dreißigjährigen Krieg. Ich bitte Sie, wie kann da eine Ordnung in das Ganze kommen? Es wird immer toller. Ich auch.“

„Zweifellos eine unmögliche Aufgabe,“ gab ich zu, indem ich mein Manuskript liebevoll zwischen den Händen rieb. „Aber aufrichtig! wie hat Ihnen die Geschichte gefallen?“

„Die Geschichte? Sie meinen Ihre Geschichte vom Schneider von Ulm? Darf ich — — soll ich ehrlich sein?“

„Welche Frage, mein bester Herr Professor! Sie sind es doch gewöhnlich im bürgerlichen Leben, darüber besteht in Ulm nicht der geringste Zweifel.“

Er lächelte verlegen. Dann fuhr er fort:

„Ja, mit der Ehrlichkeit, das ist so eine Sache. Es gibt vielerlei Ehrlichkeiten. Die einen sind unbedingt notwendig; bei andern ist es unbedingt notwendig, ihnen vorsichtig aus dem Weg zu gehen.“

„Machen Sie doch nicht so viel Federlesens, Verehrtester,“ bat ich etwas ungeduldig. „Ich bin ein hartgesottener Sünder und kann die Wahrheit ertragen. Die Geschichte hat Ihnen nicht gefallen. Mir gefällt sie auch nicht.“

„Das freut mich! Das freut mich ganz ungewöhnlich!“ rief der gute Herr, mir lebhaft die Hand schüttelnd. Dann fuhr er, plötzlich ernst werdend, fort: „Aber Sie können kaum wissen, wie sehr Sie mich betrübt haben. ‚Geärgert‘ ist nicht das richtige Wort. Ich würde eine Unwahrheit aussprechen, wenn ich sagte: geärgert. So ganz unerwartet! Es hieß in der Stadt, Sie seien bei Schneidermeister Glöckle in der Herrenkellergasse förmlich in die Lehre gegangen, um das sogenannte Milieu richtig schildern zu können. Erst gestern sagte unsre Magd meiner Tochter, es sei zweifellos richtig. Man habe den Herrn Geheimen Hofrat drei Wochen lang in Hemdärmeln auf dem Schneidertisch sitzen sehen; wissen Sie, aus Schuster Schempps Haus, vis-a-vis. Und bei dieser Gewissenhaftigkeit müssen Sie mir das antun!“

„Aber was denn, mein bester Herr Bibliothekar? Was habe ich Ihnen angetan?“

„Was?! — Habe ich Ihnen nicht alles zusammengesucht, was die Bibliothek über den Berblinger besitzt: Zeitungsnotizen,

Spottgedichte, sehr genaue Skizzen seines lächerlichen Flugapparats, handschriftliche Aufzeichnungen über seine Geburt, sein Herkommen, seinen Lebenslauf, sein trauriges Ende. Es ist nicht viel, aber genug, um ein annähernd wahrheitsgetreues Bild des närrischen Kerls festzulegen. Ich will nun einmal ehrlich sein, wenn Sie es durchaus haben wollen: das alles haben Sie verschoben und verdreht, übermalt und ausgeschmückt, daß selbst ich meine städtischen Dokumente nicht mehr erkenne. Nehmen Sie mir's nicht übel, aber wir wollen wenigstens ein Beispiel zitieren und gleich mit dem Anfang beginnen. Der Schneider, der wahre Ludwig Albrecht Berblinger, den man nach damaligem Sprachgebrauch wahrscheinlich Luile hieß und nicht Brechtle, wofür sich nicht der geringste Anhalt finden läßt, ist am 28. September 1771 zu Ulm geboren, und keineswegs im Mai. Sie geben zwar vorsichtigerweise keine Jahreszahl an, aber nach allem, was sich aus den von Ihnen erdichteten Nebenumständen herausrechnen läßt, müßte er zehn oder zwölf Jahre später, und zwar ganz wo anders auf die Welt gekommen sein. Eine Art Wiedergeburt könnte man's heißen, wenn man über solche Dinge spassen dürfte."

„Eine Art Wiedergeburt habe ich allerdings mit dem Mann vorgenommen," gestand ich kleinlaut.

„Nur keine geistreichelnden Doppelsinnigkeiten, wenn es sich um geschichtliche Tatsachen handelt! Mit der guten Stadt Ulm und ihren Verhältnissen sind Sie allerdings etwas vorsichtiger umgegangen. Manches stimmt auffallend. Aber ich bitte Sie, wie kommen Sie zu den tollen Familiennamen, von denen das Buch wimmelt? Was mach' ich aus den Schwarzmanns, Bockelhardts, Krummachers, Knöppels, die in keiner Ulmer Chronik zu finden sind und die ganze ehrwürdige Geschichte der alten Reichsstadt in die bodenloseste Verwirrung stürzen?"

„Darüber habe ich mich auch nicht wenig geärgert," ent-

gegnete ich mit freudiger Zustimmung, „aber was blieb mir übrig? Es gehört ins Kapitel der Ehrlichkeiten, denen man aus dem Weg gehen muß. Die meisten Familien, von denen ich erzähle, leben und blühen heute noch in der guten Stadt Ulm. Wenn ich nun aber einen Esel in meiner Geschichte brauchte — dieses Bedürfnis hat ein Poet nicht selten — und den Urgroßvater meines Freundes Herrn von Kolb dazu gemacht hätte: wer weiß, ob dann die neueste Geschichte der guten Stadt Ulm nicht in noch größere Verwirrung geraten wäre! Glauben Sie mir, es war ein Akt peinlicher Entsagung, die Namen der hervorragendsten Persönlichkeiten in dieser nur allzu wahren Geschichte ein wenig zu verschleiern. Auch die besten Großväter waren nicht durchweg Heldengestalten und Muster von Tugend und Weisheit, und unsre gute Stadt glänzte in jener jammervollen Zeit zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts wie andre deutsche Städte in sehr bescheidener Weise. Das werden Sie wohl zugeben."

Mein erregter Freund gab nichts zu. Mißmutig fuhr er fort:

„Allerdings — um auf die Hauptsache zurückzukommen — einem Herrn Schriftsteller, der von Leuten zu erzählen weiß, die zweihundert Jahre vor ihrer Zeit geboren sind, ist es ein kleines, sie fünfzehn Jahre nach ihrer Geburt in die Welt zu setzen. Aber das geht nicht, das geht nicht! Der Berblinger ist entweder im Jahr 1771 geboren, oder er ist überhaupt nicht geboren. Was seinen Geburtsort betrifft — ich kann wirklich schwer Worte finden, die einen Akt richtig bezeichnen, der einen geborenen Ulmer mindestens sechs Wegstunden von seinem allerdings unbekannten Geburtshaus entfernt das Licht des Tags erblicken läßt. Wozu haben Sie mich eigentlich um all die Dokumente gebeten, die ich Ihnen nicht ohne beträchtliche Mühe zusammengesucht habe? Unverzeihlich, einfach unverzeihlich!"

Der wackere Professor hatte sich in eine Hitze geredet, die ich nie zuvor bei ihm bemerkt hatte, und stockte plötzlich. Nach einer Pause fuhr er gefaßter und ganz leise fort:

„Ja, wenn das das einzige wäre! Aber — aber — wo soll ich anfangen? Wie steht es mit der Episode in Blaubeuren? Was wissen wir von seinen Wanderjahren in Schlesien und in Wien? Wie kommen Sie zu der unglückseligen Liebesgeschichte mit dem Fräulein von Baldinger, wie Sie sie zu nennen belieben; ein Verhältnis, das bei den damaligen Verhältnissen nach meinem Dafürhalten völlig inkorrekt, ja unmöglich gewesen wäre? Wie — doch wo soll ich aufhören?“

Er brach ab und wandte sich nach dem nächsten Büchergestell, als ob er einen Band zu suchen hätte, der hoffnungslos verstellt und verloren war. Drei Minuten lang ließ ich ihn suchen; dann begann ich, wie wenn auch ich in aller Ruhe für mich selbst Betrachtungen anstellte:

„Wenn in diesem Augenblick unter dem Zauberstab einer wohltätigen Fee alles aus Ihren ehrwürdigen Regalen verschwände, was sich nicht wirklich zugetragen hat; wenn alles, was nicht der wahren Wahrheit im Leben von Geist- und Körperwelt entspricht, mit einem Schlag verduftete: Druckerschwärze, Papier und Einbände —, wie leer, glauben Sie wohl, daß diese Wände aussehen würden?“

Der Bibliothekar tat, als ob er mich nicht gehört hätte, nahm einen wohlerhaltenen Band des Livius aus der Bücherei des alten Schad von Mittelbiberach herunter und begann eifrig darin zu blättern. Das kam mir gerade recht.

„Wir haben den würdigen Livius von Kindesbeinen an gläubig gelesen, Herr Professor,“ fuhr ich fort. „Wie viel glauben Sie, daß von ihm übrigbliebe, wenn meine Fee der geschichtlichen Wahrheit den dicken Band berührte? Die Deckel vielleicht, die Deckel, Herr Professor! Dort unten sehe ich ein

andres kostbares Buch: die erste Ausgabe von Schillers Tell. Würde eine Zeile von diesem Machwerk des irregeleitelen Poeten bestehen können, wenn es auf seine tatsächliche Wahrheit geprüft würde? Himmlische Mächte! Der Tell selbst hat vielleicht gar nicht existiert und ist nur eine vergessene nordische oder indische Mythe, die in der Schweiz sich wieder ihrer selbst erinnerte. Dabei hat dieser Tell, fast seitdem wir lesen können, uns erhoben und begeistert, wurde eine Wahrheit für uns, aus der wir Freiheitslust und Mannesmut schöpften. Denn es lag Wahrheit in dem, was der Dichter aus ihm gemacht hat: die Wahrheit von Schillers großer und freier Seele. Die ist mehr wert als all der historische Kleinkram der Altertümler und Bibliothekare, den sie um sich her aufhäufen und der zumeist doch nichts weiter ist als eine große, unentwirrbare Lüge. Sollen wir die verrosteten Ketten durch all unser Denken und Fühlen schleppen, weil sie andern ehrwürdig erscheinen? Freiheit, die ich meine! — Uebrigens trösten Sie sich. Wir haben uns ja beide über das Buch geärgert, ich mehr und länger als Sie, weil ich nicht den Mut gehabt habe, diese Fesseln ganz zum alten Eisen zu werfen und dadurch, vielleicht auch aus andern Gründen, nicht das zustande gekommen ist, was ich geträumt und erhofft habe."

Dies rührte meinen gutherzigen Freund, denn er sah, daß mir's Ernst war.

„Natürlich," sagte er knurrend. „Man kann die Sache auch so auffassen; aber Sie dürfen mir nicht zumuten, dies zu tun. Der Schneider von Ulm ist eine historische Persönlichkeit. Er hat gelebt, hat geschneidert, ist geflogen."

„Das erzähle ich ja!" rief ich ärgerlich.

„Daran aber soll man nicht deuteln! Mit Ihrer ‚Freiheit, die ich meine'! ‚Komm mit deinem Scheine,' heißt's, glaube ich, in dem unklaren, verschwommenen Gedicht weiter. Scheine!

Scheine! wo wir Tatsachen brauchen, Tatsachen haben. Bleiben Sie mir mit Ihren poetischen Lizenzen zehn Schritt vom Leib! Sie verlangten ein ehrliches Wort. Da haben Sie's und Ihr Manuskript dazu. Wenn Sie einen Verleger dafür finden — na, dem Mann wünsche ich Glück. Eine Bibliothek, die sich selbst respektiert, kann das Buch jedenfalls nicht kaufen."

Er sagte dies freundlich lachend, doch war es auch ihm bitterer Ernst.

Ruhiger fuhr er dann fort:

„Ich bin von Natur ein mutiger Mann, obgleich man es mir nicht ansieht, Herr Hofrat. Haben Sie gestern im Tagblatt von den zwei Pferden gelesen, die in der Heerdbruckerstraße durchgegangen sind? Das war ein Trubel. Im Galopp kamen die rasenden Bestien vom Rathaus herunter. Alles schrie, lief, rannte wie von Sinnen. Sie sollten den Herrn Oberbürgermeister gesehen haben — diese Behendigkeit! Ich allein blieb gefaßt und stellte mich in die nächste Haustürnische, bis der Sturm vorüber war. Selbst der Doktor Wacker sagte am Abend in der ‚Ofengabel', er begreife nicht, wo ich die Geistesgegenwart her habe. Nein, Herr Eyth, einen Feigling hat mich noch niemand genannt; aber ich wage nicht daran zu denken, was die Ulmer dazu sagen werden, wenn Ihre Geschichte je gedruckt werden sollte — die Magistratssitzung, der Obermeister der ehrsamen Schifferzunft — —"

„Aber was kann ich dafür?" versetzte ich kleinlaut. „Es war eine Jammerzeit in ganz Deutschland. So waren die Leute damals, jetzt sind sie natürlich ganz anders. Ich könnte dies ja da und dort hinzusetzen."

„Hilft nichts!" sagte der Bibliothekar mit Entschiedenheit. „Man glaubt Ihnen ja doch nichts mehr nach diesen Vorgängen."

Wir schwiegen beide. Hierauf dankte ich ihm herzlich für seine Unterstützung, wozu er den Kopf schüttelte, legte die ver-

gilbten Blätter und Blättchen, die er mir geliehen hatte, auf den Tisch und nahm mein Manuskript unter den Arm. Dann trennten wir uns, schon halb versöhnt, noch halb verstimmt. Ganz wohl wurde mir erst wieder, als ich die Bibliothek hinter mir hatte und den Michelsberg hinaufstieg, meinem provisorischen Athos entgegen. Dort hatte ich blauen Himmel über mir und Sonnenschein um mich, während die Stadt noch in grauem, dichtem Nebel lag. Nur die Hälfte des schlanken Münsterturms und der First des Münsterdachs, auf dem der weltberühmte Ulmer Spatz sitzt, ragte aus dem Dunst empor: Ernst und Scherz, hoch über dem grauen Meer des Alltagslebens. War dies nicht auch eine Wahrheit?

Ueberdies war ich mehr als je überzeugt, daß ich trotz aller Mängel, die ihr anhaften, die wahre Geschichte des Schneiders von Ulm geschrieben hatte, so wie er gefühlt, gedacht und gelebt haben müßte, wenn alles mit rechten Dingen zugegangen wäre.

Erster Teil
Brechtle

1 Wolken und Vögel

Hinter dem Schulhaus zu Ochsenwang auf der Rauhen Alb, das früher eine Scheuer des herzoglich württembergischen Kammerschreibereiamts Neidlingen gewesen war, hatte der Schulmeister Berblinger in einem Bretterschuppen, der noch vor wenigen Jahren als Holzstall gedient hatte, sein Allerheiligstes eingerichtet. Das Holz lag jetzt sorgfältig aufgebeugt unter dem vorstehenden Strohdach der nicht unfreundlichen, wenn auch halb zerfallenen Wohnung, welche in dem Hauptraum der Scheuer die etwas düstere Schulstube barg. Schule und Schulmeister auf der Rauhen Alb hausten in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht in Palästen, und die pausbackigen, strohköpfigen Buben und Mädchen, die dem Jahrhundert der Aufklärung ihr Dasein und ihr Wissen verdankten, hatten sich mit einer Kubikmenge Luft zu begnügen, in der ein Fisch unsrer Tage aus Sauerstoffmangel eingegangen wäre. Sie hielten's aus; aber ein Wunder war es nicht, daß sich Berblinger in seinen Schuppen flüchtete, sobald die Schulstunden vorüber waren, um dort in einer andern Luft und in einer andern Welt weiterzuleben.

Selbst für eine solche sah es hier wunderlich genug aus. Luft drang allerdings genügend durch die Spalten der halbverfaulten Bretterwände, und die Nachmittagssonne eines milden Frühlings schien warm genug durch zwei Fensteröffnungen, welche die fehlenden Glasscheiben kaum vermissen ließen. Aber

an Raum war auch hier kein Ueberfluß. In der Mitte des Gemachs stand eine alte, übel zugerichtete Hobelbank, in einer Ecke eine halbfertige Drehbank, die sichtlich der Schulmeister selbst zu bauen versucht hatte. An den Wänden waren in Tischhöhe schmale ungehobelte Bretter angebracht, auf welchen ein erschreckendes Gewirr von Werkzeugen, Nägeln, Stanzen und Brettchen lag, zwischen denen sich Papierrollen und drei oder vier Bücher umhertrieben. Eines war aufgeschlagen: ein lateinischer Aufsatz von Leibniz in einem Band der fast hundert Jahre alten Zeitschrift der Acta eruditorum. Neben demselben stand ein kleines, aufgespanntes Reißbrett, das die ziemlich rohe und völlig unverständliche Zeichnung einer Maschine zeigte, vor der, den Kopf in beiden Händen, das spärliche, wirre Haar von Zeit zu Zeit nach oben streichend, der Schulmeister auf einem Kistchen saß. In der entgegengesetzten Ecke hantierte ein kleiner, dem Aussehen nach sechsjähriger blondlockiger Junge in Hemdärmeln und Lederhöschen vor einem wohlzerhackten Holzblock und war eifrig und zielbewußt beschäftigt, mit der einen Hand ein altes Brettstück in Späne zu verwandeln, mit der andern ein großes Stück mit Butter und Honig bestrichenes Schwarzbrot ins Mäulchen zu stecken. Butter und Honig hatten ihre Bedeutung. Es war heute Brechtles achter Geburtstag.

Die tiefeingeschnittene Gedankenfalte auf der Stirne des Schulmeisters und die etwas abgehärmten Züge seines noch jugendlichen Gesichts wollten nicht recht zu der Umgebung stimmen, auf der trotz aller Aermlichkeit der Sonnenschein des Sonntagnachmittags und der tiefe Friede eines weltverlorenen Dörfchens lag. In dem Gärtchen zwischen Haus und Schuppen blühten, wohl etwas später als anderwärts, in niedlichen, geradlinig ausgelegten Beeten Blumen, die auf der Alb anderwärts kaum zu finden waren. Der bunte Fleck bildete einen auf-

fallenden Gegensatz zur Einförmigkeit des ärmlichen Dörfchens, das in der öden Mulde der Hochebene versteckt lag. Zwischen den Blumen stand eine noch junge, halb städtisch gekleidete Frau, richtete dort eine Knospe in die Höhe, brach hier ein welkes Blatt von einem überhängenden Zweig. Unter den fast noch kahlen Obstbäumen hinter dem Gärtchen prangte ein Grasteppich in frischem Grün. Von jenseits der kleinen Wiese hörte man das Summen der Bienen, die in geschäftiger Erregung zwei Strohkörbe unter einem rohgezimmerten Holzdach umschwärmten. Hinter der dichten Hecke, die das kleine Anwesen abschloß, ragte das Dach eines kleinen Bauernhofs hervor. Von dorther schallte das unablässige, triumphierende Gackern einer Henne, das einzige laute Geräusch, das mit Brechtles kindlichen Beilschlägen wetteiferte.

„Vater, ich baue ein Schiff," sagte der Kleine, dem die Stille zu lange gedauert hatte, denn er war gewohnt, seinem Vater „zu helfen", wie er es nannte, und ihn dabei über alles in Himmel und Erde auszufragen. Es war der einzige Unterricht, den er zurzeit erhielt. Des Schulehaltens war der müde Mann satt, wenn die Dorfkinder davongestürmt waren. Dabei lernte Brechtle manches, das die wilde Schar ihr Leben lang nicht erfuhr.

„Vater, ich baue ein Donauschiff," begann er wieder. „Ein Ordinarischiff für den Onkel Schwarzmann. Damit kann ich nach Wien fahren und weiter, weiter in die weite Welt. Ueber den Hohenstaufen hinaus, wo alles blau ist, wie der Himmel. Aber ich nehm' euch mit. Alle, dich und die Mutter und den Aßor. Nur die toten Schwesterlein müssen wir hier lassen. Aber des Stadelbauers Fritzle kann mitfahren. Der wird Augen machen, wenn wir nach Wien kommen. Und auf den Ulmer Münsterturm steigen wir auch."

Dabei schlug Brechtle in seinem Eifer dermaßen auf das

Brett los, daß es in zwei Stücke sprang. Etwas erschreckt über die unerwartete Wirkung seiner Tätigkeit sah er sich nach dem Vater um, faßte sich aber rasch und meinte: „Jetzt gibt es zwei Schiffe. Dafür zeigt mir Onkel Schwarzmann, wie man steuert, denn“ — er näherte sich hierbei mit wichtiger Miene seinem Vater — „das kannst du mir nicht zeigen. Wir haben kein Wasser. Im Randecker Maar ist nur Dreck.“

In diesem Augenblick wurde die Türe des Schuppens aufgerissen. Die Schulmeisterin, sichtlich erregt, streckte ihren blonden Kopf herein und rief hastig: „Franz! Franz! Ich glaube, der Pfarrer von Neidlingen kommt. Er ist am Pfarrhaus vorbei, ohne hinaufzusehen. Und wir haben schon Kaffee getrunken!“

Der Mann raffte sich auf. Man sah an der Art, wie er aufstand, daß er aus einer andern Welt zurückkam.

„Der Fischer!“ sagte er dann, sich besinnend. „Ungeschickt, aber — um so besser. Es wird mir gut tun. So mach noch einmal Kaffee. Du brauchst dich nicht zu schämen, Rosel. Sie wissen in Neidlingen auch, was Eichelkaffee ist.“

„Das will ich meinen!“ lachte es hinter dem Rücken der Schulmeisterin. Der Pfarrer von Neidlingen mußte auf die Zehen stehen, um über die Schultern der stattlichen Frau hinweg seinen Freund begrüßen zu können. Er war ein kleines rotwangiges Männchen, dem man's ansah, daß er mit Gott und der Welt auf dem besten Fuß stand, auf so gutem Fuß, daß er sogar beim Predigen seine Witzchen nicht lassen konnte. Schon zweimal hatte er sich deshalb eine ernstliche Rüge eines hohen Consistorii zugezogen, eine dritte, ernsthaftere wegen übereilten Kopulierens eines nicht mit den gesetzlich vorgeschriebenen Papieren versehenen, überdies nicht zuständigen Brautpaars, obgleich bei besagtem Brautpaar eine dringende Notwendigkeit, in den heiligen Stand der Ehe zu treten, nicht nachweislich

gewesen. Diese drei Dokumente bewahrte er in einer Mappe mit der Ueberschrift: „Anerkennungen, ehrenvolle Erwähnungen, Ehrenzeichen respektive -gaben", die im übrigen leer war.

Mit einem Jubelschrei warf Brechtle sein Beil weg.

„Der Döte!*) Hurra, der Döte!" rief er und schlang beide Aermchen leidenschaftlich um den linken Oberschenkel seines „besten Freundes". In dem kleinen Gesichtchen aber tauchte eine stürmische Frage auf, die er trotz des strafenden Blicks der Mutter nicht zu unterdrücken vermochte. „Was hast du mir mitgebracht? Heute ist mein Geburtstag, Döte!"

„Schon wieder!" sagte dieser lachend. „Büble! Büble! pressier nicht so!" Dabei zog er eine Pfeife aus der Rocktasche, die er auf dem Weg von Neidlingen nach Ochsenwang aus einer Weidengerte fabriziert und aufs Geratewohl mit zwei Löchern versehen hatte, so daß sie neben dem Grundton eine entsetzlich falsche Terze und Quinte von sich gab. Hochbeglückt und laut musizierend zog Brechtle in den Garten hinaus.

Den Kaffee lehnte der Pfarrer ab. Er habe ihn schon bei seinem Kollegen in Schopfloch getrunken, dem er einen Taufschein habe bringen müssen, da noch immer kein Postbote nach Schopfloch gehe. Das sei ja auch eines der unbilligen Verlangen dieser umstürzlerischen, aufgeregten Neuzeit. Bei dem herrlichen Frühlingsabend sei ihm der kleine Umweg in die Füße gefahren; auch habe er schon längst nach seinen lieben Gevattersleuten in Ochsenwang sehen wollen. Das könne er in keiner bessern Weise tun, als wenn er eine Zeitlang auf der Hobelbank Platz nehme. Einen bequemeren Sofa nach einem guten Marsch habe er sich nie gewünscht.

Damit setzte er sich, ließ das linke Bein in der Luft baumeln, schraubte das rechte zur Probe zwischen die Backen

*) Schwäbisch, für Pate.

der Bank fest und sah seinem Freund vergnügt lachend ins Gesicht.

Nachdem die Frau Schulmeisterin sich angelegentlich nach den sechs Kindern des Pfarrers und nach dem Keuchhusten des Kleinsten erkundigt, dann trotz aller Abwehr einen Krug Apfelmost, Butter und Brot und einen Teller mit Nüssen herbeigebracht hatte, ließ sie die Männer allein. „Aufs Wohl aller Ulmerinnen!“ rief ihr der Pfarrer nach und tat einen kräftigen Zug aus seinem Glas. Dann wandte er sich an den Schulmeister.

„Na, wie steht's, alter Freund? An einem solchen Nachmittag solltest du nicht in deiner Bude sitzen! Dein Breitenstein und die ganze Welt liegt dir vor der Nase. Ich wollte, ich wohnte hier oben. Du siehst bleich aus.“

„Ich bin's auch!“ versetzte der andre, indem er sich dem Pfarrer gegenüber auf den Tisch setzte. „Ich bin's auch und kein Wunder. Es geht noch immer nicht.“

Er wies mit dem Daumen über die Schulter nach der Ecke des Schuppens, wo ein wunderliches Machwerk aus Stäbchen, Gabeln, Schwarzwälder Uhrketten, Rädchen aus Holz, kleinen Schöpfkübeln aus Pappe und einer reichlichen Menge von Siegellack stand.

„Das also ist das neueste Perpetuum mobile,“ lachte der Pfarrer, gleichzeitig die Stirne runzelnd, was dem freundlichen Gesicht ein überaus komisches Aussehen gab. „Das vorige ging drei Stunden lang.“

„Ja. Dann aber erfand ich eine Verbesserung, die — ich hätte Gift darauf genommen —, die mich zum Ziele führen mußte. Es hat zwei Monate gekostet, die Aenderungen auszuführen. Mit meinen Werkzeugen richtige Zahnräder zu schnitzen, hole der Kuckuck! Vorigen Mittwoch habe ich das Ganze wieder zusammengestellt, und nun geht's gar nicht mehr; steht still wie ein Stock.“

Der Pfarrer sprang auf.

„Du bist ein großer Erfinder, Berblinger! Ein echtes Kind deiner verrückten Zeit! Schon in Tübingen prophezeite ich — einer gegen alle Stimmen im ganzen stimmberechtigten Stift —, aus dir werde noch etwas werden. Aber komm heraus aus deinem Loch! Draußen läuft ein Perpetuum mobile seit sechstausend Jahren oder länger, das unser Herrgott alle Jahre aufzieht, man weiß nicht wie. Er ist gerade dran. Sehen wir uns die Geschichte an!“

„Man sieht, du hast keine Ahnung von dem Grundbegriff der Sache,“ lachte der Schulmeister gezwungen. „So seid ihr Pfarrer. Predigt über alles, das ihr nicht versteht. Müßt es ja, von Amts wegen. Aufziehen! Das ist's ja gerade, was nicht nötig sein sollte.“

„Es ist's auch nicht,“ versetzte der Pfarrer, ohne eine Spur von Empfindlichkeit zu zeigen. „Ich sprach in Gleichnissen, um deines Unverstands willen. Komm heraus! Du hast keinen Begriff mehr von unsrer Gotteswelt, mit der Nase unter deinen Rädchen. Ich muß heim zu meinem Kinderpack. Das ist auch ein Perpetuum mobile, das kein Aufziehen braucht und vom Morgen bis in die späte Nacht läuft und rasselt und vor Vergnügen kreischt, daß dir der Kopf wirbelt. Dann legt sich die Bande ein paar Stunden aufs Ohr und ist wieder aufgezogen, daß sie keine Bremse und kein Radschuh zum Stehen bringt. Ganz von selbst und trotz aller Reibung, an der es bei mir zu Haus auch nicht fehlt. Komm, Alter! Du begleitest mich bis übers Randecker Maar.“

Sie gingen durchs Dorf, der Schulmeister schweigend, mit gesenktem Kopf, der Pfarrer munter plaudernd, selbst von der Not der Zeit, die etwas leichter zu werden beginne, seitdem der Herzog von den Kanzeln herunter seine Sünden habe bekennen lassen und in seiner Karlsakademie ein regelrechter Schulmeister geworden sei.

— „Du siehst, Berblinger, das passiert auch bessern Leuten als dir!" — Dabei helfe mit, daß die schöne Franziska zu Hohenheim das Regiment im Lande führe und das Gottesgericht in Frankreich hereingebrochen sei. Es möge zwar beides nicht ganz korrekt sein, aber auch hierfür müsse man einer gütigen Vorsehung dankbar sein, schloß der Pfarrer.

Fast mußte man ihm recht geben. War es nicht zwischen den niederen strohgedeckten Häuschen so friedlich wie im Paradies? Selbst die mächtigen Düngerhaufen, den Stolz der Bauern auf diesem armen Boden, vergoldete die Frühlingssonne. Am Ende eines Seitengäßchens schlich ein gebücktes Weibchen über den Weg. Zwei Kinder standen unter einer Haustüre. Das Mädchen kam heran, um dem Schulmeister die Hand zu geben. Der Junge steckte die Finger in den Mund und sah der Begrüßung mit großen Augen zu. Er war nicht schulpflichtig und trotzte noch dem Verhängnis. Auch eine Geiße lief herbei und beschnupperte die Rocktaschen des Pfarrers, bis Brechtle, der in des Dötes Fußstapfen gefolgt war wie ein Hündchen und mit mehr als kindlicher Aufmerksamkeit auf das Gespräch der Männer horchte, ihr mit seiner Pfeife auf den Kopf schlug.

Sie hatten jetzt das letzte Haus des in einer sanften Einsenkung gelegenen Dörfchens hinter sich. Stiller noch als dieses und fast schattenlos dehnte sich die hügelige Hochebene vor ihnen, deren helles Gelbbraun da und dort unter dem jungen Grün der Saat verschwand, die sich nicht allzu üppig zwischen den zahllosen Steinchen des seichten Bodens emporrang. Die Rauhe Alb war nie ein Paradies für die armen Bauern gewesen, die der mageren Scholle mühsam ihr tägliches Brot abrangen. Doch spannte sich auch über dieses Stückchen Erde zeitweise ein blauer Himmel, und ein frischer, kraftbringender Luftzug strich über die Kante des Horizonts, welchen die dunkle Linie eines da und dort unterbrochenen

Waldsaumes bildete. Wo am Rand der sanft ansteigenden Fläche die dunkle Linie fehlte, verlor sich das Auge im weißlichen Dunst einer unabsehbaren Ferne.

„Du solltest den alten Hahn in Echterdingen besuchen, Berblinger!“ begann der Pfarrer wieder, nachdem er eine Zeitlang schweigend durch eine dieser Lichtungen gesehen und dabei behaglich die frische Albluft eingesogen hatte. „Das ist ein Pfarrherr nach deinem Herzen, der unserm Herrgott scharf auf die Finger sieht und ihm — es heißt: mit Erfolg — sein astronomisches Uhrwerk abgeguckt hat. Damit tröstet er sich, wenn ihn das Konsistorium mit seiner Dogmatik ärgert, wie dich deine Schulmeisterei. Wen ärgert sein tägliches Brot nicht, wenn's ihm der Herr nicht umsonst gibt? Frag deine Bauern. Da begann der Hahn seine Studierstube mit Planetenuhren zu füllen und archimedische Wasserschrauben anzufertigen und ist seitdem ein glücklicher Mann. Es gibt halt allerhand Manieren, glücklich zu sein, wie auch verschiedene Wege, selig zu werden, obgleich dies unserm Consistorio heute noch nicht einleuchten will.“

„Hat er sich auch schon an das Problem aller Probleme gemacht — der Hahn?“ fragte der Schulmeister mit erwachender Neugier.

„An dein verdammtes — verzeih, Berblinger — Perpetuum mobile?“ Dabei wackelte des Pfarrers niedliches Zöpfchen heftig hin und her. „Solch ein Esel ist der Hahn nicht. Er will unserm Herrgott nicht ins Handwerk pfuschen und sich dabei die Finger verbrennen. Seitdem du diese Geschichte aufgegriffen hast, bist du ein unglücklicher Mensch, der nirgends Ruhe findet, nicht ißt, nicht schläft wie ein vernünftiges Wesen, sein Weib vernachlässigt, seinen Jungen vergißt. Von seinem bescheidenen Amt will ich nicht reden. Wie lange her ist's wohl schon?“

„Du weißt, in Tübingen hat mich der Gedanke gepackt," versetzte der Schulmeister düster. „Ein Stiftler braucht sich nicht zu schämen, ein Problem zu verfolgen, das einem Leonardo da Vinci zu schaffen gemacht hat. Ich bin außerstande, einzusehen, weshalb von Unmöglichkeit die Rede sein kann, bloß weil noch niemand die Aufgabe gelöst hat. Die französische Akademie hat nicht umsonst einen Preis von einer halben Million für ihre Lösung geboten. Sie wäre das zehnfache wert."

„Und ihr Ochsenwanger wißt noch nicht, daß deine famose Akademie die Prämie schon seit etlichen Jahren zurückgezogen hat?" rief der Pfarrer entrüstet.

„Wahr?" fragte Berblinger gleichgültig. „Um so besser. Nun werden uns wenigstens die Geldschwindler in Ruhe lassen." Dann fuhr er wie aufflammend fort: „Ich glaubte damals, im Stift in Tübingen, das Prinzip in der Tasche zu haben. Bedenke nur, Fischer, was daraus werden müßte, wenn es gelänge: Selbstbewegung! Du begreifst natürlich nicht, was das heißen will. Eine unversiegliche Kraftquelle, wo immer der Mensch sie schaffen und gebrauchen wollte!"

„Eritis sicut deus!" spottete Fischer. „Ich ließe mir's gefallen, wenn du beim Dampf geblieben wärest, an dem du dir damals doch nur die Nase verbrannt hast. Damit kann man wenigstens etwas kochen, wie dein seliger Freund Papinius entdeckt haben soll, und ich lese in der Zeitung: sie bauen jetzt Feuermaschinen, die Wasser schöpfen, wie das liebe Vieh in einem Tretrad. Erstaunlich, was der Mensch in diesen Tagen nicht alles fertigt bringt: schlägt der geheiligten Person eines Königs mit einer Maschine den Kopf ab und läßt das Feuer mit einer andern Wasser pumpen, zum Segen der Menschheit. Wer weiß, sie pumpen dir die Lindach noch vom Fuß der Alb herauf in dein verdurstetes Dörflein, so daß Mensch und Getier

hier oben aus meinem Flüßchen drunten saufen, das Gott den Neidlingern allein zur Nutznießung geschaffen hat! Ich hab's aufgegeben, den Menschen eine Grenze zu ziehen."

„Siehst du! Warum willst du sie mir ziehen?" fragte Berblinger.

„Weil ich nicht an den Turm zu Babel glaube. Weil du zufrieden und glücklich sein könntest, wenn du wolltest. Es ist wahr, die Schulmeisterei dauert länger, als wir dachten. Du hast den Karren eben gründlich verfahren. Aber du hast ein Dach über dem Kopf, einen Gemüsegarten hinter dem Haus, Most im Keller, gelegentlich ein Stück Fleisch auf dem Tisch; dabei ein braves Weib, die dich glücklich machen würde, wenn du genügend Verstand hättest, und einen prächtigen kleinen Buben, dem du die tollste Erziehung gibst, die mir je vorgekommen ist. Ich glaube, das Bürschchen weiß noch nichts von mensa und zimmert dir einen vierbeinigen Tisch im Handumdrehen. Lang kann es so nicht weitergehen."

Sichtlich hörte Berblinger seinem wohlmeinenden Freund nur halb zu und blieb plötzlich stehen. Sie durchquerten soeben die Versenkung, in der das sogenannte Randecker Maar liegt. Ueber demselben entspringen drei kleine Quellen, welche dem eine Viertelstunde entfernten Ochsenwang das nötige Trinkwasser liefern müssen. In einem Graben neben dem Feldweg, auf dem sie hinschritten, rieselte ein kristallheller Bach, der etwas weiter unten ein kleines Rädchen trieb. Brechtle hatte seine Pfeife weggeworfen und war schon eifrig mit dem Bau eines neuen Steindamms beschäftigt, der seinem Rädchen eine vorteilhaftere Verwendung der Wasserkraft sichern sollte.

„Siehst du, Fischer," begann der Schulmeister nachdenklich, „hier ist eigentlich alles, was wir suchen. Der kleine Bach, der einzige in der Gegend, läuft Tag und Nacht, Sommer und Winter und ist noch nie versiegt. Ehe er das Dorf erreicht,

dort bei den zwei Apfelbäumen, verschwindet er in einem Erdtrichter und kommt vermutlich unten am Fuß der Alb wieder zum Vorschein. Dort verdampft das Wasser, das nicht dem Meere zufließt, kommt als Regen auf unsre durstigen Felder und speist wieder das Bächlein. Das geht so fort, trotz aller Reibung oder was sonst an Hindernissen im Weg liegt; jahraus, jahrein, bis an der Welt Ende, wie man so sagt, und ist so verzweifelt einfach. Das sollte ich in irgendwelcher Form wirklich nicht nachmachen können?"

„Du kannst es auch, Vater," rief der Kleine, sich plötzlich aufrichtend, mit unerschütterlicher Zuversicht in Stimme und Gebärde, „wenn du das Wasser verdampfst."

„Bravo, Berblinger secundus!" sagte sein Pate, ihm wohlwollend auf den Kopf klopfend. „Du hast's erraten. Mit dem Dampf geht nächstens alles. Fange nur auch an, dein Perpetuum mobile zu bauen."

„Das tut die liebe Sonne für uns, das Verdampfen. Du hast mir's selbst gesagt. Tut's für nichts, ganz umsonst!" fuhr Brechtle eifrig fort, die zwei Alten belehrend.

„Bravo, noch einmal!" rief der Pfarrer. „Da hast du's, Berblinger. Ein Chirurg aus Marbach, ein gewisser Schiller, von dem sie neuerdings viel Aufhebens machen, soll kürzlich irgendwo gesagt haben: Was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüt. Die Sonne macht's. Natürlich; alle Kraft, der wir in diesem Jammertal begegnen, kommt von oben. Laß dir das gesagt sein, Schulmeister. Ich bin nicht umsonst Pfarrer in Neidlingen."

„Etwas Wahres liegt drin," murmelte Berblinger in tiefem Nachdenken. „Schon die alten Perser verehrten den Vater des Lichts, den Spender aller Kraft."

„Mit unterlaufenden Mißverständnissen," versetzte Fischer, etwas scharf. „Komm, komm! Für einen Perser bist du mir

noch zu gut! Du mußt deinen Gedanken gelegentlich eine andre Richtung geben. Es bewegt sich zurzeit mancherlei in der Welt außer deinem Perpetuum mobile, das einen vernünftigen Menschen interessieren sollte. Ihr habt natürlich keine Zeitung in euerm Ochsenwang, und auch ich lebe von den Brosamen, die vom Kirchheimer Dekanatstisch fallen. Weißt du, wie es drüben bei den Franzosen aussieht? Zum reinen Tollwerden. Und ob unser gutes altes Deutsches Reich die verrückte Neuzeit wieder einrenken wird, ist mehr als fraglich. Sie sind zwar ausgezogen mit Schwertern und Stangen, sind aber, teilweis ohne die Mordwerkzeuge, wieder nach Hause gekommen, sehr magenkrank und ohne etwas ausgerichtet zu haben. Und nun scheint's, als ob die drüben den Stiel umdrehen wollten. Wer weiß, was wir noch erleben müssen. Das kommt daher, daß auch bei uns die Unbotmäßigkeit überhandnimmt und die Leute keinen Respekt mehr haben vor der Obrigkeit, die Gewalt über sie hat. Ein Wunder ist's nicht, aber es straft sich an Gerechten und Ungerechten. Ich will nicht davon reden, was der Pfarrer von Neidlingen von seinem Consistorio denkt. Aber grausig, einfach grausig ist, wie sich die zwei Aeltesten meines Schulzen in der Kinderlehre aufführen. Die reinsten Jakobiner. Sie verlangen Aufklärung, die frechen Bengel. Ich habe sie aufgeklärt, daß ihnen die Ohren brummen, aber geholfen hat's nichts. Du wirst sehen, Berblinger, die Franzosen kommen uns über den Hals in einer Kürze. Der Herzog war schlimm genug in seinen jungen Jahren; aber dann gnade uns Gott! Man hat die Pfalz noch nicht vergessen. Mit deinem Perpetuum mobile! Ich wollt', wir hätten Ruhe in diesem Jammertal in perpetuo. Es ist mir und meinen Neidlingern wohl genug auch ohne die ewige weltgeschichtliche Mobilität, wenn auch unser gnädigster Landesfürst noch jetzt viel zu wünschen übrig läßt. Es ist in eurer

freien Reichsstadt Ulm auch nicht besser. Im Himmel sind wir alle noch nicht. Uebrigens geht's hier den Berg hinunter. Weiter darfst du mich nicht begleiten, deiner Frau und deines Nachtessens wegen. Leb wohl, Berblinger! Tu mir den einzigen Gefallen und schlag dein Perpetuum mobile kurz und klein. Halte Schule, so gut du kannst. Vielleicht schenkt dir Gott doch noch eine Pfarrei. Dann magst du ja wieder von vorn anfangen und als zweiter Hahn mit mir vereint das Konsistorium ärgern. So würde die Sache doch noch zu einem guten Ende führen können. Adieu! Adieu Brechtle! Grüß deine Mutter und pfeif ihr die Ohren nicht zu voll. Adieu!"

Sie trennten sich unter den ersten Bäumen des Buchenwaldes, von wo der Weg dachsteil ins Tal hinabführt. Das letzte Adieu des Pfarrers kam schon aus dem dichten Buschwerk, hinter dem er verschwunden war. Langsam und schweigend drehte sich Berblinger um. Der fröhlich sprudelnde Redestrom seines Freundes hatte ihn von jeher schweigsam gemacht. Er nahm Brechtle bei der Hand und schlug einen am Waldsaum hinlaufenden Seitenpfad ein, der, sich sanft nach oben ziehend, zu einem jener dem Rand der Schwäbischen Alb eignen vorspringenden Felsen führte, von dem aus ein überwältigendes Bild voll lieblicher Einzelzüge das entzückte Auge überrascht.

Rechts und links, nah und fern stürzen die bewaldeten Berghänge von der scharfgezeichneten, fast wagerechten Kante des Gebirgsstocks zutal. Noch waren die Buchen kahl und nur da und dort zitterte ein lichtgrüner Schimmer durch die fast violette Färbung der gewaltigen, geradlinig abfallenden Halden. Weißgraue Felszacken überragten an vielen Stellen das Meer von Baumgipfeln. Da und dort krönte eine stolze Burgruine oder ein einsamer Wachtturm die Felsengruppe, die über die wagerechte Schichtung des Gebirgs hervorsprang. Der Hohe Neuffen und die Teck erhoben in nächster Nähe ihre kecken Häupter.

In weiter dämmernder Ferne schloß gegen Südwesten der Hohenzollern die Reihe der stolzen Berge. Nach rechts, gegen Osten hin, war der Gebirgsabsturz zerklüfteter und bog sich in großem Bogen nach Norden, von tief einschneidenden Seitentälern durchbrochen. Dort, scharf getrennt von der kompakten Masse des Gebirgszugs, erhob sich über einem lieblichen Hügelland einsam und kahl, aber noch immer der alte stolze Kaiserberg, der Hohenstaufen, hinter dem der burggekrönte Rechberg aufstieg; der Große, welchen die gewaltigen Stürme der Vergangenheit jedes Schmuckes beraubt, der Kleine, über den sie achtlos hinweggeblasen hatten. Unten, über die Hügel und Tälchen des Vorlandes hin zerstreut lagen in bläulichem Grün gebettet zahllose Dörfchen und Städtchen, freundlich heraufschielend mit dem Weiß ihrer Häuschen und dem lustigen Rot von Ziegeldächern, die das braungelbe Stroh zu ersetzen begannen. Um den Fuß der Berge aber, im nahen Neidlinger und Lenninger Tal wogte ein schneeweißes Blütenmeer. Soweit das Auge reichte, bedeckte die Sohle der Täler und Tälchen, die in den Gebirgsstock einschnitten, ein Garten von Kirschbäumen. Sie schienen dem Sommer entgegenzujauchzen, dessen warmer Hauch, Leben und Liebe weckend, über das wundervolle Bild hinzog. Die Sonne war dem Untergehen nahe und tauchte scheidend den Gipfel der Achalm in einen Heiligenschein von Purpur und Gold.

Vater und Sohn setzten sich auf den weit vorspringenden Felsen und blickten schweigend in die Ferne. Es liegt in der Natur des Schwaben, daß ihn ein solches Bild, das andre zu lauter Freude stimmt, mit stiller Sehnsucht und Wehmut erfüllt. So packte es auch die beiden Berblinger, ohne daß sie sich dessen klar bewußt wurden, selbst den Kleinen, der aufgehört hatte, auf des Dötes Pfeife greulich klingende Molltöne in die Luft zu blasen. Grund genug war dazu da. Ueber dem goldstrahlen-

den Bild lag düstern Elends genug. Nicht das des Perpetuum mobile, das sich nicht rühren wollte, oder der Schulmeisterei, welche Berblinger mit jedem Tage unerträglicher fand, nicht die kleine Not der einzelnen. Es war der stumme Jammer eines in tiefer, selbstgeschaffener Not erkrankten Volkes, die dumpfe Erinnerung an die qualvollen Zeiten eines versinkenden Jahrhunderts, das Vorgefühl des Untergangs eines Vaterlands, dessen herrlichste Zeiten gerade auf diesen Bergen ihren Anfang genommen hatten. „Fort! Hinaus in die blaue Ferne!“ Berblinger der Aeltere dachte es nicht, aber sein ganzes Wesen durchdrang diese Empfindung, und Berblinger des Jüngeren kleines Herz schlug unwillkürlich im Einklang mit der Stimmung seines Vaters und der traumverlorenen Umgebung. Kinder sind ja weit mehr ein Stück Natur als wir Alten.

Schweigend saßen sie da. Die Sonne war jetzt untergegangen; noch aber schwebten im dunkelnden Blau des Himmels rosige Wölkchen. Unter sich sahen sie einen Weih ruhig über dem Tal hängen, das ein gespenstiges Weiß angenommen hatte, und in nächster Nähe ein paar Waldtauben, die ihrem Neste zuflogen. Der Kleine fand jetzt wieder Worte.

„Vater, ich möchte fort,“ sagte er, „weit fort, über den Staufen hinaus, ins Blaue.“

„Ich auch!“ seufzte der Vater, kaum als Antwort auf Brechtles Geplauder. „Hinaus aus dieser kleinen Welt. Siehst du, wie die Wölkchen dort oben ziehen? Mit denen möchtest du wohl fliegen?“

„Sie fliegen, wohin sie der Wind treibt,“ sagte Brechtle sehr nachdenklich. „Ich möchte fliegen, wohin ich will, wie der Weih dort drüben. Siehst du, er kommt näher; er steigt und regt die Flügel kaum. So möchte ich fliegen können.“

„Wer weiß, ob wir's nicht dazu bringen, wenn einmal ein Perpetuum mobile läuft, das die Kraft in sich selbst trägt,“

sagte der Vater, der die nicht empfehlenswerte Gewohnheit hatte, seine Selbstgespräche an das Kind zu richten. „Nur wollen muß man, wollen! Und wie der Weih, ohne die Flügel zu rühren, wird's nicht gehen, Brechtle!"

„Warum geht es nicht?" fragte der Kleine unzufrieden. „Die Engel haben Flügel, bei denen geht's. Jedermann kann es in der Mutter Bilderbibel sehen, und sie sagt, in der Bibel stehen keine Märchen. Es geht ganz gut."

„Ja, bei den Engeln!" rief der Vater und sprang auf. „Komm, Brechtle, wir müssen heimfliegen. Der Weih ist auch schon fort und die Mutter wartet mit dem Essen."

---

2 Brechtles Unvorsichtigkeit in der Wahl seiner Eltern

Damals, vor rund hundertundfünfzig Jahren, war dieser Witz noch fast neu. Ich zögere deshalb nicht, ihn zur Ueberschrift eines Kapitels zu benutzen, teils um meiner Geschichte jene Patina zu geben, die von Sachverständigen auf andern Gebieten der Kunst so hoch geschätzt wird, teils um den ärgerlichen Leser darauf vorzubereiten, daß er in diesem Buch keine neuen sensationellen Paradoxen, sondern nur schlichte altbewährte, wenn auch oft versteckte Wahrheiten zu suchen hat.

Man brauchte in jenen Tagen nicht wie heute Dampf und Elektrizität und die halbe Erdkugel dazu, während eines mäßig bewegten Lebens in einem halben Dutzend fremder Länder, Fürstentümer und Herrschaften aufs abenteuerlichste umhergeschleudert zu werden. Ein rüstiger Fußgänger brachte dies unter Umständen ohne Anstrengung in ein paar Tagen fertig. Es ist deshalb auch nichts Außerordentliches, daß der Lebensweg von Berblinger senior über die Landesgrenzen inner=

halb des heiligen römischen Reichs deutscher Nation in wunderlichen Rösselsprüngen hin und her hüpfte. Die Sache ließ sich schon vor seiner Geburt etwas bedenklich an. Niemand wußte mit Bestimmtheit, am wenigsten er selbst, wes Landes Kind er war, obgleich er zweifellos als das vierte Söhnchen des früheren Zeughausknechts, späteren Zeughausverwalters Berblinger zu Ulm das Licht der Welt erblickt hatte. Seine Mutter aber stammte aus der Gegend von Kempten und liebte ihr bergiges Bayerland und ihren Kurfürsten dermaßen, daß dies die Ursache häufiger Meinungsverschiedenheiten zwischen den Ehegatten wurde. Denn auch ihr Mann fühlte sich als freier Bürger eines reichsunmittelbaren Gemeinwesens nicht wenig, namentlich seitdem ihm infolge von Verbesserungen an gewissen Feldgeschützen der Stadt vom Kleinen Rat der Titel eines Zeughausunterverwalters verliehen worden war. Eine gewisse Verschärfung erfuhr das harmlose Zerwürfnis aber erst nach Fränzchens Geburt. Die Mutter erklärte nämlich kurz und bündig: die drei ersten Buben mögen sein, was sie wollen, der jüngste aber, der schon um anderthalb Pfund schwerer auf die Welt gekommen war als die andern, sei ein echter Bayer und zwar aus Gründen, die damit zusammenhingen, daß die Stadt Ulm Ihrer Majestät der Kaiserin Maria Theresia drei nach Berblingers System verbesserte Haubitzen alleruntertänigst zu Füßen gelegt hatte. Dies geschah bei Gelegenheit eines feierlichen Friedensfestes, vornehmlich um den übeln Eindruck zu verwischen, welchen die Zuneigung der Reichsstadt für den großen Preußenkönig während des Siebenjährigen Kriegs gemacht hatte. Nun wollte es aber die unerforschliche Vorsehung, daß besagte Feldstücke auf ihrem Weg von Ulm nach Wien schon bei der Brücke von Lauingen auf bayrischem Gebiet Schiffbruch erleiden mußten und für verloren erachtet worden waren. Berblinger erklärte jedoch, seine Feldstücke retten zu können. Dies gab Veranlassung zu einem

mehrmonatigen Aufenthalt der Familie Berblinger in der gutbayrischen Stadt Lauingen, kurz vor dem freudigen Ereignis, das fast gleichzeitig mit der Hebung der Haubitzen eintrat. Zwar war es Frau Berblinger gelungen, ihr eignes Heim noch rechtzeitig zu erreichen, sie wußte jedoch zu wohl, wie gut ihr in den letzten Monaten die frische Luft und das bayrische Bier zu Lauingen bekommen waren; auch zeigte sich in der Tat bald, daß der kleine Franz ein andres Kerlchen war als seine Brüder, schlank, stark, zwar etwas stiller als sie, aber mit großen blauen, aufgeweckten Augen, kurz, ein echter Oberbayer; darauf bestand die Mutter.

Der Familienzwist nahm übrigens ein trauriges Ende. Der Zeughausunterverwalter hatte sich bei der Bergung der wertvollen Feldstücke eine schwere Erkältung zugezogen, die schließlich in Lungenschwindsucht ausartete. Auf diese Weise verlor Fränzchen seinen Vater, ehe er das dritte Lebensjahr erreicht hatte. Da die Familie arm war und der städtischen Verwaltung zur Last zu fallen drohte, war diese froh, als sich ein entfernter Vetter des Zeughausverwalters, ein Pfarrer zu Jebenhausen bei Göppingen, oder vielmehr dessen Frau erbot, das niedliche Bürschchen mitzunehmen, um ein bisher kinderloses schwäbisches Pfarrhaus wenigstens einigermaßen zu beleben. So änderte Berblinger senior schon in seinem vierten Jahr sein „Nationale" zum drittenmal und wurde Württemberger.

Es würde zu weit führen, den Lebensweg des Jungen als Pflegesohn der wackern Pfarrleute im einzelnen zu verfolgen. Das stille, fast allzu gesetzte Wesen des großen blauäugigen Lockenkopfs wurde zwar von der Frau Pfarrerin stets rühmend anerkannt, der Pfarrherr aber erlebte nicht viel Freude an seinem Pflegesohn, der eine unnatürliche Abneigung gegen die Humaniora in irgendwelcher Form an den Tag legte, dagegen häufig, anstatt ernsten Studien obzuliegen, die Bänke der Lateinschule zu

Göppingen zerschnitzte und anstatt lateinische und griechische „Vokabeln zu memorieren“, sich auf dem Weg zwischen Jebenhausen und Göppingen mit kindischen Wasserbauten beschäftigte, die übrigens selbst der gestrenge Schultyrann heimlich bewunderte. Trotzdem, allerdings nicht ohne vorangegangener Anwendung ernster Gewaltmaßregeln, finden wir ihn vierzehn Jahre später im „Stift“ zu Tübingen, wo er sich naturgemäß der Theologie ergeben sollte.

Die Freiheiten, welche zu jener Zeit die angehende Geistlichkeit genoß, waren engbegrenzt, doch genügten sie Berblinger, seiner Abneigung auch gegen diese Disziplin einen unzweideutigen Ausdruck zu geben. Durch die philosophischen Jahre kam er nicht unrühmlich; dann aber geriet er nach Ansicht seiner verantwortlichen Lehrer auf bedauerliche Abwege. Seine Predigtübungen verirrten sich, wenn er nicht stecken blieb, regelmäßig auf das Gebiet der Naturwissenschaften, vornehmlich der Physik, in der er Gott zu erkennen glaubte, sei es in den Gesetzen der Planetenbewegung, sei es in denen des Hebels; sein liebster Aufenthalt war eine halbdunkle Dachkammer, „Kabinett“ genannt, in der sich eine zerbrochene Luftpumpe im Staub wälzte und einige Vorrichtungen zur Erzeugung von Galvanismus und Elektrizität aufbewahrt waren, mit denen selbst der für sie verantwortliche Magister der Philosophie nichts anzufangen wußte: ein Geschenk Seiner Durchlaucht des Herzogs Karl, der sie aus demselben Grund aus seiner Akademie zu Stuttgart hatte entfernen lassen. Hier hantierte Berblinger stillvergnügt mit Glasplatten, Schellack, Katzenpelzen und Fuchsschwänzen, anstatt sich mit den Kirchenvätern zu beschäftigen oder heimlichen Kneipgelagen beizuwohnen. Seine Studiengenossen hielten ihn für einen harmlosen Sonderling, den zu stören sich kaum lohnte, und nur ein gewisser Fischer, ein stets heiteres, nur allzu witziges Männchen, der wußte, daß auch

seine gewagtesten und ordnungswidrigsten Betrachtungen über Gott und Welt bei Berblinger wohl aufgehoben waren, bewahrte dem großen Kind eine schützende, fast mütterliche Freundschaft. Dabei glaubte er halb und halb an Berblingers Forschungen und förderte sie dadurch, daß er die geistigen Abfälle seiner eignen schriftlichen Arbeiten zu einem Ragout für seinen Freund verarbeitete, das dieser ohne die geringste Gewissensregung den Universitätsbehörden vorsetzte. Die Folgen dieses schwer entschuldbaren Verhältnisses blieben nicht aus. Von Algebra und Analysis, von Differential- und Integralrechnung, die Berblinger fleißig studiert hatte und leidlich beherrschte, von seiner Dissertation über das Verhältnis des noch zu erfindenden Perpetuum mobile zur göttlichen Weltordnung wollten die Herren Examinatoren am Schluß seines achten Semesters nichts wissen und so schloß er seine theologische Laufbahn, ehe sie eigentlich begonnen hatte, mit einem kläglichen Durchfall.

Man riet ihm wohlwollend, sich dem Lehrfach zuzuwenden, aber auch dort war Latein, Griechisch, Hebräisch, „etwas“ Geschichte und noch weniger Geographie der einzige Maßstab, an dem die Brauchbarkeit eines jungen Mannes gemessen wurde. Doch was tut der Mensch nicht, wenn er muß. Es folgten mehrere Jahre unruhiger Irrfahrten an den verschiedenen Lateinschulen und Seminarien des Herzogtums, in denen ihn sein Freund Fischer, der bereits eine ständige Pfarrverweserei innehatte, mit einem menschgewordenen Perpetuum mobile verglich und dringend bat, den Wert und Nutzen seiner Lieblingsidee doch ja am eignen Leib beobachten zu wollen. Aber auch hierzu ließ ihm das Schicksal nicht die genügende Zeit. Sein Landesherr hatte wieder einmal ein paar Regimenter an Frankreich zu liefern, um die Kosten der glänzenden Hoffeste, für die Stuttgart seit Jahrzehnten berühmt war, zu decken. Da wollte es der Zufall, daß der große, stattliche Hilfslehrer der Lateinschule

zu Göppingen in tiefgedrückter Stimmung den Abend mit einem liebenswürdigen und trinkfesten Werbeoffizier des Herzogs zubrachte und fast getröstet nach Hause ging. Am folgenden Morgen jedoch wurde er unsanft geweckt und benachrichtigt, daß er angeworben sei und sich bereit zu halten habe, gegen Mittag mit andern sechs Mann, einem Flickschneider, drei Taglöhnern und zwei böhmischen Mausfallenhändlern nach Stuttgart abzumarschieren. Wie es ihm gelang, noch am Vormittag mit Zurücklassung von Hab und Gut, seinen wissenschaftlichen Schriften und mehreren Modellen seines Perpetuums nach Geislingen zu entkommen, blieb ihm selbst fast ein Rätsel. Dort auf Ulmer Gebiet war er für den Augenblick einer militärischen Laufbahn entronnen. Die Ulmer aber freuten sich, einen württembergischen Deserteur unter ihre Fittiche nehmen zu können, erstlich, weil sich derselbe als ihr eigner verloren gegangener Landsmann entpuppte, und zweitens, weil ihnen die Württemberger erst vor kurzem ihren Konzertmeister und Poeten Schubart aufs schmählichste über die Grenze gelockt und weggeschnappt hatten. Doppelt glücklich aber durfte sich Berblinger preisen, als er in dem hochangesehenen Pastor und Mathematikus Matthias Faulhaber einen alten Freund und Gönner seines Vaters fand und durch dessen angelegentliche Vermittlung am Gymnasio academico der freien Reichsstadt die neugeschaffene Stelle eines Lehrers der Algebra, der höheren Geometrie und des Zeichnens erhielt, mit der Verpflichtung, im Fall der Erkrankung der ständigen Professoren auch Unterricht im Latein, Griechisch und Hebräisch zu erteilen. Mit den besten Wünschen für die dauernde Gesundheit seiner neuen Kollegen trat er sein Amt an und begann unverzüglich die in Göppingen begonnenen Modelle durch neue verbesserte Schöpfungen seines ruhelosen Geistes zu ersetzen.

Hier aber ereilte ihn die Katastrophe seines Lebens.

Schiffahrt und Schiffbau auf der oberen Donau standen damals noch in voller Blüte. Erst spätere Zeiten erfanden für die stattlichen Flachboote, die in Ulm gebaut wurden und lustig bewimpelt in die weite Welt fuhren, aber selten zurückkehrten — denn sie wurden in Wien und Pest als vortreffliches Bau- und Brennholz verkauft —, die ehrenrührige Bezeichnung „Ulmer Schachteln". Eine hochangesehene Schifferzunft pflegte das Gewerbe und ihre sozial demokratischen Einrichtungen mit Eifer, Gewissenhaftigkeit und zuweilen auch nicht ohne engherzige Strenge. Allwöchentlich segelte, richtiger gesagt ruderte, noch richtiger trieb ein „Ordinarischiff" vom Landungsplatz am Gänstor die Donau hinab auf dem Weg nach Wien, dem zwei, drei, fünf Boote folgten je nach der Geschäftslage im Osten Europas. Auch wußte die Chronika der Zunft von Armeen zu erzählen, die in Kriegszeiten für das Reich wie für seine Feinde auf ihren Zillen befördert worden waren. Immer aber bildete die Schifferzunft ein reges Bindemittel zwischen dem enger werdenden Gesichtskreis der alternden Reichsstadt und der übrigen Welt und hielt Erinnerungen an die Zeit aufrecht, in der das süddeutsche Städtewesen ein bedeutsames Element des Wohlstands und der Kultur im Leben des Volks gebildet hatte. Ein Dutzend alter Ulmer Familien, die Heilbronner, Käßbohrer, Molfenter, Scheiffele und wie sie alle hießen, vererbten seit Jahrhunderten die Wohlfahrt, die Traditionen und den Stolz des Gewerbes von Geschlecht zu Geschlecht, und keine andre Zunft genoß in der Stadt und weit über ihre Grenzen hinaus das Ansehen und die Popularität der Ulmer Schiffer.

An ihrer Spitze stand zurzeit als Zunftmeister der alte Anton Schwarzmann, der jüngste Bruder des verstorbenen Karl Friedrich Schwarzmann, den der Kaiser im Jahre 1766 geadelt hatte, der aber in seinem Bürgerstolz klug genug war, einige Jahre später auf die Ehre zu verzichten, nachdem ihm die

Patrizier des Kleinen Rats klar gemacht hatten, daß sich seine neue Würde nicht mit einem blühenden Fisch- und Schneckenhandel vertrage, den schon sein Urgroßvater betrieben hatte. Der „junge", übrigens 65 Jahre alte Schwarzmann, der jetzige Zunftmeister, ein ehrgeiziges Luder, wie ihn der Kleine Rat in geheimer Sitzung und seine Zunftgenossen öffentlich nannten (denn dem Ulmer Deutsch fehlte es nie an der wünschenswerten Deutlichkeit), sah die Sache anders an und hätte alle Fische und Schnecken des reichsunmittelbaren Gebiets drum gegeben, wenn sein Bruder nicht so verrückt gewesen wäre, die Ehre und den Glanz der Familie den Schnecken zu opfern, die ohnehin im Rückgang begriffen waren. So war ihr voraussichtlich für Zeit und Ewigkeit Sitz und Stimme in der „Oberen Stube" verloren gegangen. Seit etlichen Jahren allerdings hoffte er wieder. Sein einziges Töchterlein war zu einer Jungfrau herangewachsen, auf die Ulm, wo es an schönen und stattlichen Frauen nicht fehlte, stolz zu werden begann, und der letzte Sproß des altpatrizischen Geschlechts derer von Wespach war, obgleich schon ein Mann in reiferen Jahren, ein Freund seines ältesten Sohnes Fritz. Beide hatten seinerzeit lustige Tage zu Wien verlebt, wo der junge Schwarzmann nach dem Verkauf von drei Zillen seines Vaters Geld, der ältere von Wespach wie gewöhnlich nichts in der Tasche hatte. Dieses Verhältnis setzte sich später in Ulm fort. Hier wurde Herr von Wespach überdies von einer brennenden Leidenschaft für die schöne Schifferin ergriffen. Die Schwarzmann, Vater und Sohn, hätten die Verbindung mit dem alten Patrizierhaus sehr gern gesehen, obgleich Wespach als verlebter Taugenichts bekannt war, allein Fräulein Rosalie schien die Gefühle ihres Anbeters nicht zu teilen und wenig geneigt zu sein, ihre Schönheit zu opfern, um den Glanz eines vertrocknenden Geschlechts aufzufrischen. Ueberdies wollte es das Unglück, daß sie zu Ehren

eines Neffen der feierlichen Preisverteilung im Gymnasium beizuwohnen hatte und neben den schlanken, blonden Hilfslehrer der Mathematik zu stehen kam. Dabei trat einer jener rätselhaften Fälle ein, deren Mysterium auch im Zeitalter der Elektrizität und des Magnetismus noch keine psychologische Untersuchung enthüllt hat. Nachdem Berblingers hervorragendster Schüler nicht ohne Nachhilfe seines Lehrers den pythagoreischen Lehrsatz zur Befriedigung sämtlicher geladener Gäste bewiesen hatte, fühlte Rosalie Schwarzmann in stürmischer Aufwallung ihres Innersten, daß sie ohne den ruhigen, stattlichen Mathematikus nicht leben könne. Aber auch bei ihm regte sich zum erstenmal, während ihm der Neffe die errötende Tante vorstellte, infolge der geheimnisvollen Wechselwirkung, die ins Kapitel der Induktionsströme gehört, jenes Perpetuum mobile, das die Menschheit in der lieblichsten Weise der Welt und ohne alle Berechnung nicht zur Ruhe kommen läßt. Ein Ball auf der „Unteren Stube", dem Gesellschaftshause der Bürgerlichkeit, eine Begegnung im „Ruhetal" während eines Gewitters und die notgedrungene Heimkehr unter einem gemeinsamen Regenschirm steigerte das Unheil dermaßen, daß der sonst so gesetzte Mathematiker und außerordentliche Hilfslehrer den Boden unter den Füßen zu verlieren begann. Dazu kam gleichzeitig ein unerwartetes Drängen der Familien Schwarzmann und von Wespach und schließlich die gewaltsame Festsetzung des gefürchteten Verlobungstages.

Dies war zuviel für die beiden Liebenden. So wenigstens erklärte Fräulein Rosalie unter reichlichen Tränen ihrem geliebten Franz in dem Wäldchen hinter der Adlerbastei, nur von einer einsamen Schildwache beobachtet, nachdem sie die drohende Gefahr vierundzwanzig bange Stunden lang allein beweint hatte. Berblinger konnte die ihm noch unbekannten Frauentränen nicht ertragen und war zum Aeußersten bereit. Er schrieb an seinen

Freund Fischer, der zu Asch bei Blaubeuren im Württembergischen seines geistlichen Amtes waltete, mietete einen Einspänner und fuhr drei Tage später in der Abenddämmerung mit seiner Braut, die ihm vor dem Söflinger Tor in unauffälliger Weise begegnet war, über die Landesgrenze, auf derselben Straße, die der Dichter und Musikus Schubart wenige Jahre zuvor leichteren Herzens eingeschlagen hatte, um einem schwereren Schicksal entgegenzugehen. Armes Pärchen! Es war eine unvergeßliche, prachtvolle Mondnacht, in der das waldige Albtal förmlich erstrahlte, und noch vor Mitternacht hatten sie drei fremde Landesoberhoheiten zwischen ihr Glück und die bereits alarmierte Reichsstadt geschoben: das reichsunmittelbare Stift und Kloster Söflingen, das reichsritterschaftliche Gebiet von Herrlingen und das dem Deutschritterorden unterstehende Arnegg. In der Goldenen Gans zu Asch auf herzoglich württembergischem Boden, warm und witzig, wenn auch etwas verlegen begrüßt von dem noch immer unverheirateten Pfarramtsverweser Fischer, waren sie vor jeder Verfolgung vorläufig sicher. Dagegen hielt es Berblingers treuer Freund für seine heilige Pflicht, ihnen am folgenden Morgen in aller Stille vor dem Altar des Dorfkirchleins das bindende Ja abzunehmen und bewegten Herzens seinem Freund und dessen schon halbgetrösteten jungen Braut den erforderlichen geistigen Segen zu erteilen.

Sie hatten alle darauf gerechnet, daß sich vor einer so entscheidenden Tatsache die Wolken, die das junge Glück bedrohten, verteilen müßten, aber sie hatten sich schwer verrechnet. Der Pfarramtsverweser erhielt von seinem Dekanat und ein halbes Jahr später vom hohen Consistorio einen ernsten Verweis wegen unberechtigter Amtshandlung, und der rührende Brief der jungen Frau Berblinger an ihren Papa blieb unbeantwortet. Um so deutlicher war das Handschreiben ihres Bruders, der ihr riet, sich in Ulm nie mehr blicken zu lassen.

Er habe mit eignen Augen und mit großer Genugtuung gesehen, wie der Vater ihren Namen aus der Bibel gestrichen und mit zitternder Hand das Tintenfaß über das ganze Familienregister ausgeschüttet habe. Was geschehen sei, werde in diesem irdischen Leben nicht mehr auszuwischen sein. Tinte sei Tinte. Sie möge sich dementsprechend mit dem verdammten Duckmäuser, der sie und die Aussichten der Familie ruiniert habe, einrichten, so gut sie könne. Vielleicht das Mißlichste dieser leidvollen Flitterwochen war, daß die Schuldeputation im Einverständnis mit dem Kleinen Rat der freien Stadt Ulm den außerordentlichen Hilfslehrer Magister Franz Berblinger seines Amtes enthob und ihm anheimstellte, sich die ihm zustehende restierende Remuneration in Ulm selbst abzuholen, sich dagegen vorbehielt, diejenigen Maßregeln gegen ihn zu ergreifen, die sein pflichtvergessenes und öffentliches Aergernis erregendes Entweichen mit der unverehelichten Jungfer Rosalie Schwarzmann geeignet erscheinen ließen. Dies klang so bedenklich, daß die drei beschlossen — der Pfarramtsverweser blieb nämlich in diesen schweren Tagen der treueste Freund und Ratgeber des Pärchens, das allerdings wesentlich durch seine Mitschuld ein solches geworden war —, lieber achtzehn Gulden und vierundzwanzig Kreuzer Ulmer Münz im Stich zu lassen, als sich der Gefahr auszusetzen, zur Hälfte den größeren Teil der Flitterwochen in Ulm hinter Schloß und Riegel zubringen zu müssen.

Nun aber brach der bittre Ernst des Lebens mit Macht über die verirrten Liebenden herein, die das Verbrechen begangen hatten, einen langen Liebesroman in einem einzigen Kapitel abmachen zu wollen. Die schöne Rosalie war zwar trotz aller vorübergehend angelesener Romantik klug genug gewesen, vor der Flucht ihr Beutelchen mit erspartem Haushaltungsgeld, das sie natürlich nach erworbenem Wohlstand mit Zinsen zurückzugeben gedachte, bis zum Platzen zu füllen. Aber schon nach

zwei Monaten hatte es die Goldene Gans zu Asch völlig entleert. Weitere drei Monate, welche sie in der Hoffnung verlebten, daß die Mißstimmung in Ulm mit der Zeit ihre Schärfe verlieren werde, überzeugten sie, daß es unverantwortlich wäre, den guten Fischer, der selbst heiraten wollte, länger für ihr leibliches Wohl sorgen zu lassen. Als dieser die Pfarrei in Neidlingen erhielt, schien die Not ihren Gipfel erreicht zu haben. Bei seinem Abzug lieh Fischer dem Freund die Hälfte seiner Vierteljahrsbesoldung, die dieser mit bebender Hand und einer Träne im Auge annahm. Was tut ein Mann nicht, den eine junge Frau und werdende Mutter, die er nachgerade herzlich lieb hatte, ins Elend gestürzt hat.

Fischer war aber damit nicht zufrieden. Er fand in Neidlingen, daß die Stelle eines Schulmeisters im benachbarten Ochsenwang erledigt war, reiste selbst nach Stuttgart, um die Sache zu betreiben, erhielt seinen Verweis zum zweitenmal mündlich, aber doch auch die Erklärung, daß der Bewerbung seines Freundes um besagte Stelle kein prinzipielles Hindernis im Wege stehe. Das war eine halbe Zusage und erklärlich genug, wenn man wußte, daß niemand bei gesundem Menschenverstand Schullehrer von Ochsenwang sein wollte. Dann schrieb er an Berblinger einen verlegenen Brief: Für den Augenblick sei es wenigstens besser als nichts, ein Dach über seinem Kopf, Wasser und Brot und frisches Gemüse so viel Gott wachsen ließ auf seinem Tisch; das übrige müsse eben die Liebe machen, und lange könne es ja nicht dauern. Berblinger, den die Not des Lebens wunderbar mürb gemacht hatte, griff mit beiden Händen zu, denn er sah voraus, daß er zu Ochsenwang ruhig über sein Perpetuum mobile werde nachdenken können, und war vier Wochen später wohlbestallter Dorfschulmeister auf der Rauhen Alb.

Nur in einem Punkte hatte sich sein Freund verrechnet:

es dauerte länger, als die schwärzesten Befürchtungen voraussehen ließen. Der pflichttreue Oberamtmann zu Kirchheim u. T., in dessen Gebiet Ochsenwang liegt, entdeckte nach wenigen Monaten, daß der neue Schulmeister den Behörden des Herzogtums nicht unbekannt war. War es nicht derselbe Berblinger, der sich vor wenigen Jahren seinen kurz zuvor eingegangenen Verpflichtungen in Göppingen durch die Flucht entzogen, sein dortiges Amt als Hilfslehrer an der Lateinschule im Stich gelassen und dadurch den herzoglich württembergischen Schulbehörden namhafte Kosten verursacht hatte? Das Durchbrennen schien eine Spezialität dieses unruhigen Kopfes zu sein. Die Entdeckung hätte die mißlichsten Folgen haben können, wenn nicht der Pfarrer durch einen schleunigst unternommenen Besuch des an sich gutherzigen Amtmanns und durch eine bewegliche Darstellung der Verhältnisse, die er dessen Frau gab, weiteres Vorgehen in der Sache hintertrieben hätte. Dagegen schien eine Beförderung des armen Mathematikus in herzoglichen Diensten nunmehr ausgeschlossen. Leise Winke Fischers an zuständiger Stelle wurden mit der Mahnung beantwortet, Berblinger möge Gott danken, wenn man ihn in seinem Albdörfchen ungeschoren lasse. Er sei noch immer ein schöner, großer Mann und könne jederzeit daran erinnert werden, was er seinem Landesherrn schuldig sei, der in Bälde wieder dreitausend Mann an die Holländer zu liefern habe, so schmerzlich dies seinem neuerdings reumütigen landesväterlichen Herzen ankomme. Es blieb dem wackeren Seelsorger nichts übrig, als den Freund gelegentlich an seinen quasi Leidensgenossen, den Poeten Schubart, zu erinnern, der noch immer wohlverwahrt und fast vergessen auf dem Asperg saß, und ihm zum Trost dessen rührendes Lied: „Auf, auf ihr Brüder, und seid stark“ vorzudeklamieren. Ochsenwang war immerhin erträglicher als der Asperg oder „das heiße Afrika“.

Dabei blieb's. Es waren harte Zeiten im reichsstädtischen Ulm, wo die Schwarzmann vergessen zu haben schienen, daß sie einmal ein liebliches Töchterlein besessen hatten, wie im Herzogtum Württemberg, wo man nichts vergaß. Doch teilte Berblinger die glückliche Fähigkeit der meisten nach innen gekehrten Menschen, sich an das Unangenehmste zu gewöhnen, und nachdem einmal der Rausch der Romantik verflogen war, zeigte sich, daß seine Rosel eine praktische Hausfrau von echtem Ulmer Schrot und Korn war, wie er sie mehr als ein andrer brauchen konnte. Auch fand sich nur zu bald, daß in Ochsenwang so gut als anderwärts stillstehende Modelle von Perpetuis mobilibus gebaut werden konnten. Damit war Berblinger nun seit vierzehn Jahren wieder in voller, ungestörter Tätigkeit. Seine Schule blühte dabei nicht allzu üppig; um so besser blühte die Jugend des Dörfchens, die von dem gutherzigen, geistesabwesenden Mann nicht überbürdet wurde. Eine Schulvisitation hatte sich noch nie von Neidlingen heraufgewagt, da sie der dortige Pfarrer wahrheitsgetreu versicherte, daß der Weg einfach halsbrecherisch sei. Nur Frau Berblinger klagte dem Pfarrer manchmal flüsternd, daß das verwünschte Perpetulum — die phonetisch verbesserte Bezeichnung war die Erfindung Brechtles — die Liebe ihres Mannes von ihr abziehe und sie manchmal schmerzlich an die schönen Zeiten in Asch zurückdenke, wo sie sich alles in allem gewesen seien. Fischer suchte auch sie zu trösten: Seine Frau sage genau dasselbe bezüglich der ersten Kirschblütenzeit, die sie in Neidlingen erlebt hätten, und er habe nie ein Perpetuum mobile gebaut.

Auch in andrer Richtung blieb der wackeren Schulmeisterin das Leid des Menschenloses nicht erspart. Zwei hübsche kleine Mädchen, mit denen sie beabsichtigt hatte, in einigen Jahren das steinharte Herz des Großvaters in Ulm zu rühren, erkrankten

plötzlich an Halsbräune. Ein Arzt war seit Menschengedenken in Ochsenwang nicht gesehen worden; die Eingeborenen hielten es für selbstverständlich, ohne ärztlichen Beistand zur Welt zu kommen und aus dem Leben zu scheiden. Aber auch der Schäfer im benachbarten Gutenberg, den man trotz des Einspruchs des gefühllosen Vaters hatte holen lassen, wußte nicht zu helfen, und die armen Kleinen starben fast gleichzeitig und wurden an einem Tag in ein und dasselbe kleine Grab gebettet. Nur der dreijährige Brechtle blieb übrig, beneidete seine Schwesterchen wegen der zu erwartenden Flügel und versprach, der Trost seiner tiefgebeugten Mutter zu werden. Seitdem er aber die ersten Höschen trug und sich als Mann fühlte, verließ er die mütterliche Schürze, trippelte mit seinen noch krummen Beinchen — sie wuchsen sich erst später gerade — in den Holzstall zum Vater hinüber, um Schiffe und Wasserrädchen zu bauen, und die gute Frau sah mit Schmerzen, daß sie sich auch in ihm verrechnet hatte. Es war nichts mit den Männern, groß und klein! Wäre der Pfarrer von Neidlingen nicht gewesen, sie hätte dem ganzen Geschlecht den Laufpaß gegeben.

Das Verhältnis wurde schlimmer mit den Jahren. Mann und Frau gingen scheinbar gleichgültig nebeneinander her. Manchmal, wenn sie allein war, brach sie in bittere Klagen aus. Was hatte sie nicht alles für ihn geopfert! Was war er ihr jetzt? Und drüben in seinem Schuppen saß er, den müden Kopf in den Händen und seufzte. „Es“ — das jüngste Perpetuum mobile, das so vielversprechend begonnen hatte — ging nämlich wieder nicht länger als zwei Tage! Auch ihm hätte ein freundliches Wort, eine teilnehmende Berührung wohlgetan. Sein ganzes, allzu weiches Herz sehnte sich nach diesem Laut, nach dieser Hand, denn unter seinen Stangen und Rädchen, hinter seinem Sinnen und Hoffen lebte eine gute Seele,

die keine Worte fand und sich nicht zu helfen wußte. Sie verstanden sich nicht mehr.

„Wie kann man sich verstehen ohne Worte?“ fragte sie bitter.

Und doch liebte sie ihr Mann in aller Stille und von Herzen, ja, bis in den Tod — wie wir sehen werden.

Brechtle aber merkte von all dem nichts, baute seine Schiffchen und Rädchen eine glückliche Kindheit lang und sah den Lerchen nach, wie sie über den steinigten, frischgeackerten Feldern der Rauhen Alb jubelnd im Blau des Himmels verschwanden. Wie gut, daß Kinder dies noch sehen — noch und immer wieder.

Im Grollen der Weltgeschichte

Zwei lange Winter waren wieder vorübergegangen. Brechtle war jetzt zehn Jahre alt und sah aus, als ob er „schon acht“ wäre, wie die Jungen im Pfarrhaus zu Neidlingen sagten, die etwas vom väterlichen Witz geerbt zu haben glaubten. Aber seine zwei hellen blauen Augen schauten altkluger in die Welt hinaus als die zwölf der Neidlinger Kinder, und sein Pate, der Pfarrer, hatte öfter Gelegenheit, sich im stillen über die Bemerkungen des Bürschchens zu wundern, der einen Verstand zeigte, welcher weit über seine zehn Jahre hinausging, und der überdies sein kleines Herz am rechten Fleck zu haben schien.

Aeußerlich hatte sich in Ochsenwang nichts geändert. Der Frühling war mit gewohnter Unregelmäßigkeit gekommen, hatte dieselbe Mühe wie alljährlich, über den Winter Herr zu werden und den steinigen Albboden mit dem nötigen Grün zu bekleiden, und fand die gleiche Zahl von Strohdächern an der alten Stelle. Ein paar barfüßige Bübchen und Mädchen mehr wackelten zögernd zur Schule, ein paar ältere warfen ihre zwei

Schulbücher freudig in die Ecke und begannen hinter des Vaters Pflug herzulaufen. Die Anzahl der runden Flachsköpfchen blieb ungefähr die gleiche, und der Schulmeister waltete seines Amtes wohlwollend, gleichgültig und geistesabwesend wie seit nunmehr vierzehn Jahren.

Die Kleinen merkten natürlich nicht, daß eine große Veränderung mit ihm vor sich ging, die Größeren ahnten etwas davon. Sie waren seit Sommersanfang schon dreimal zu einem Nachmittagsspaziergang aufgefordert worden, hatten mit dem Lehrer den nahen Reußenstein, die Teck und den Hohenneuffen besucht und mit stummem Staunen vernommen, daß die ganze Herrlichkeit da unten, Saatfelder, Kirschbäume, Dörfer und Städtchen, ihr Vaterland sei und daß es Frühling werden wolle. War's doch eigentlich schon voller Sommer. Nur Brechtle, der mitlaufen durfte, soweit ihn seine kleinen Beine trugen, horchte dabei mit ganzer Seele, obgleich er nicht viel mehr davon verstand als die andern, denn sein Vater hatte sich noch immmer nicht abgewöhnt, in Monologen zu sprechen und darauf zu verzichten, daß ihm jemand zuhörte.

Die Schulmeisterin dagegen beobachtete die gehobene Stimmung ihres Mannes mit schüchterner Freude, wenn sie auch ebensowenig begriff, wem sie sie verdankte. Was kümmerte sie's in Ochsenwang, daß die Franzosen in weiter Ferne die neuerfundene Freiheit und Brüderlichkeit dazu benutzten, sich die Hälse mit Maschinen abzuschneiden! Gediehen ihre Rettiche und ihr Schnittlauch üppiger, seitdem die gottlose Bande überm Rhein einen König abgeschlachtet, überstand Brechtle seine roten Flecken glücklicher, weil sie drüben die rote Fahne aufgepflanzt hatten? „Das alles halte keinen Wert." Dankbar aber war sie der französischen Revolution dafür, daß nun fast seit einem Jahr das Perpetulum unberührt und unbeweglich in seinem Schuppen stand und ihr Franz jeden Montag nach Neidlingen

hinunterpilgerte, um aus der „Zeitung“, wie man kurzweg das Stuttgarter Wochen- und Intelligenzblatt nannte, das Neueste drei Tage früher zu erfahren, als es sonst möglich gewesen wäre. Denn auch der Neidlinger Schulmeister und der Schultheiß hatten ihre Ansprüche auf das kostbare Exemplar, das der Dekan zu Kirchheim dem Pfarrer Fischer nach einem Rundlauf durch sechs Kirchheimer Honoratiorenfamilien zusandte. Die Nachrichten waren deshalb nicht mehr ganz neu, neuerdings aber wieder aufregend genug, selbst für die halbschlummernden Dörfchen auf der Rauhen Alb, so daß Berblinger gewöhnlich mit geröteten Wangen und mitteilsamer als in seinen besten Jahren zu Rosel zurückkam und voll heimlicher Hoffnungsfreudigkeit zu sein schien, für die sie keine Ursache zu finden vermochte.

So saß das seltene Paar, der Pfarrer und der Schulmeister, wieder einmal in der mit blühendem Jasmin bedeckten Laube des Neidlinger Pfarrgartens. Die Kinder spielten mit Brechtle wilde Räuberspiele um die benachbarten Scheunen, bei denen das vierjährige Schwesterchen der Gegenstand heftiger Kämpfe und Ueberfälle, Gefangennahmen und Befreiungen war, die regelmäßig mit dem leidenschaftlichen Geschrei der unterliegenden Partei: „Das gilt nicht! das gilt nicht!“ endeten. Mit bekümmerter Miene und der großen Familienkaffeekanne ging die Pfarrerin ab und zu und bat um Verzeihung, daß die Herren genötigt waren, Holzlöffelchen zu gebrauchen. Sie habe schon am frühen Morgen ihr gesamtes Silberzeug unter einem Kirschbaum im Garten vergraben, wobei ihr Mann sie mit unpassender Heiterkeit unterstützt und mehrere Nachbarn ängstlich zugesehen hätten. Schon seit zehn Tagen sei keine Zeitung mehr nach Neidlingen gekommen. Niemand wisse, wie es in Stuttgart stehe, seitdem die Franzosen den Kniebis erstürmt und über den Schwarzwald hereingebrochen seien, denn auf die

Berichte, welche Hausierer und Metzgerknechte das Tal heraufbrächten, könne sich doch niemand verlassen. Es heiße, der Feind wüte schon in Herrenberg wie die Vandalen; die Österreicher und das ganze schwäbische Reichskontingent seien in vollem Rückzug, niemand wisse wohin. Der Herzog habe vergeblich versucht, für sein Land Frieden oder wenigstens einen Waffenstillstand zu schließen. Jedenfalls sei der Pfarrer vom benachbarten Owen schon gestern mit Sack und Pack nach Oberschwaben abgereist, habe Amt und Gemeinde Gott befohlen und seinem Vikar überlassen. Der, ein leichtsinniger junger Mensch, fordere die Bauern auf, sich mit Sensen und Dreschflegeln zu bewaffnen. Es wolle aber keiner. Sie meinen, es könne nicht schlechter werden, als es schon sei. —

Trotz alldem saßen sich Berblinger und der Pfarrer behaglich gegenüber, während die Pfarrerin den Kaffee einschenkte und erregt die Dorfgerüchte wiedergab. Beide hatten, wie es seit einiger Zeit schon Brauch geworden war, nach alter Studentenweise drei Fuß lange Tabakspfeifen im Mund und dampften gewaltig drauflos, ohne ein Wort zu sagen, bis die Hausfrau durch das mörderische Geschrei ihres Töchterchens, das Gefahr lief, von den feindlichen Raubritterbanden in Stücke gerissen zu werden, gezwungen war, dem Kampfplatz der Jugend zuzueilen und die Alten sich selbst zu überlassen.

„Da haben wir's, Berblinger!“ sagte der Pfarrer, nachdem er mit der Pfeife zwischen den Zähnen bedächtig Feuer geschlagen und einen neuen Zunder auf den Tabak in dem Pfeifenkopf gedrückt hatte, den er kaum zu erreichen vermochte. „Da hast du's jetzt mit deinen Freiheitshelden! Keine Zeitung seit zehn Tagen; der Kollege von Owen auf der Flucht, der Herzog vermutlich außer Lands! Dafür Mord und Brand und, wer weiß, unser schönes Württemberg eine zweite Pfalz! Dieser Moreau, heißt es, sei ein Wüterich nach altem Rezept

und ein feiner Soldat. Was die Reichstruppen wert sind, wissen wir."

„Und das Reich dazu!" murrte Berblinger, zornig Rauchwolken in die Luft blasend. „Sie haben recht, die Bauern von Owen: Schlimmer kann's nicht werden."

„Das solltest du nicht sagen, Schulmeister!" unterbrach ihn Fischer mit Wärme. „In den letzten Jahren des Herzogs Karl, seitdem wir sein eigenes durchlauchtigstes Sündenbekenntnis von den Kanzeln verlesen durften, war's erträglich genug, und der neue, unser allergnädigster Herzog Eugen Friedrich, meint es zum mindesten so gut als ein andrer. Er ist schon zu dick, um viel Böses zu tun."

„Wenn er bestraft würde für das, was andre vor ihm gesündigt haben, ging's ihm nicht schlimmer als dem Franzosenkönig. Das gebe ich zu. Es ist unglaublich, wie kurz das Gedächtnis der Leute ist, sonderlich der Pastoren. Hast du's auch schon vergessen, wie der gute, bußfertige Herzog Karl gegen sein eignes Volk gewütet hat; wie er das Land bis zum Verbluten schröpfte, wie er das alte Recht der Landschaft verdrehte zum Nichtwiedererkennen, wie er seine Landeskinder verschacherte an Franzosen und Holländer. Vergessen Moser und Schubart! ‚Auf, auf, ihr Brüder, und seid stark!' auch schon vergessen! Habe ich selbst nicht laufen müssen wie ein gehetzter Hase?"

„Das steckt dir noch in den Gliedern, Berblinger. Es hat dir übrigens nichts geschadet, und ein christlicher Schulmeister sollte im Verzeihen nicht zu faul sein."

„Ich spreche nicht vom Einzelnen," fuhr Berblinger bitter fort. „Das sind Kleinigkeiten in dieser Welt voll Prunk und Elend. Das große Ganze ist verrottet und verfault von oben bis unten, sonderlich von oben, und ihr Pastoren gebt euch vergeblich Mühe, mit dem Mantel der christlichen Liebe zuzudecken, was bis zum Himmel stinkt. Verfault und verrottet!

Dahin ist's gekommen im deutschen Reich, das kein Reich mehr ist, sondern eine zersetzte Leiche, in der sich die Würmer mästen."

„Werde mir nur nicht poetisch! Denk an den Schubart. Es führt zu nichts Gutem —"

„Die Zeiten sind vorbei, seitdem sie drüben die Bastille gebrochen haben und mit ihren blutigen Fäusten an unsere Türe klopfen."

„Naß von Königsblut; von heiligem Königsblut!" rief Fischer, jetzt auch zornig. „Das geht über meinen Witz. Sakrilegium! — Glaubst du noch an deinen Katechismus? Seid untertan der Obrigkeit —"

„Die Gewalt über euch hat," unterbrach ihn der Schulmeister. „Paß mal auf! Vielleicht dauert es keine sechs Wochen mehr, so haben die Franzosen Gewalt über dich und mich, und das alte, bresthafte, vergrämte Reich stürzt zusammen, an dem wir seit Urväterzeiten gehangen haben."

„Unmöglich! Mit seinen tausend Jahren, die es aufbauten!"

„Das dachten die Royalisten in Paris auch, und an ihren tausend Jahren sind sie zugrunde gegangen. Die Welt bewegt sich, Fischer, seitdem sie Gott geschaffen hat. Das Alte stirbt, in Ehren oder in Schande, aber es stirbt."

„Und deine Jungen geben uns neues Leben! O Verblinger! Deine Sanskulottes und Jakobiner, dein Robespierre, der allen voran schon zur Hölle gefahren ist, deine Vernunftanbeter! Sie seien ja schon in Stuttgart. Wir werden sie kennen lernen, besser als uns lieb ist."

„Und es wird Tag werden auch bei uns!" rief der Schulmeister. „Die Eulen und Fledermäuse und all das nächtliche Raubzeug, das dem Volk das Blut aussaugt, solange es schläft, wird noch eine Zeitlang kreischen zum Verzweifeln. Aber es wird zugrunde gehen, wenn es Tag wird. Unser Herrgott

braucht Geißeln und Skorpionen von wunderlicher Form, wenn er einmal zornig wird: einen Geiserich für das verrottete Rom, einen Moreau und Joubert mit ihren Sanskulottes für das verfaulte Reich. Die Menschheit geht nicht unter, Fischer; auch bei uns noch nicht. Nur was krank ist und vergiftet und halb tot, muß weg; mit dem Messer, wenn's nicht anders geht; selbst wenn es uns die Franzosen leihen müßten."

„Du bist, kurz und bündig gesagt, ein Landesverräter," rief der Pfarrer, „und kannst doppelt froh sein, dich in Ochsenwang verstecken zu können!"

„Die Zeit wird kommen, wo wir uns nicht verstecken werden, Fischer, wo sie uns holen werden, das Vaterland wieder aufzubauen. Ich weiß nicht, was mit mir heute ist, aber ich habe noch nie so deutlich gefühlt, daß ich ein Prophet bin; in aller Bescheidenheit sei dir's gesagt!"

„Gut, daß du nicht vergißt, die Bescheidenheit zu erwähnen. Du setzt mich übrigens nicht in Erstaunen. Ich sagt' es ja immer: Du bist ein großer Erfinder, Berblinger, und die Erfinder eurer gottvergessenen Neuzeit sind wohl Propheten. Wenn ich nur an dein Perpetuum mobile denke!"

„Sei mir still davon! Seit etlicher Zeit hört man selbst in Neidlingen die Räder der Weltgeschichte krachen, fern und dumpf, aber deutlich genug. Da hast du ein Perpetuum mobile, das man nicht zu erfinden braucht. Und selbst wenn es uns zermalmt — was tut's? Es bewegt sich; es bewegt sich vorwärts und nach oben."

„So Gott will!" sagte der Pfarrer und dampfte etwas langsamer, was immer geschah, wenn ihm zu ernst zumut wurde.

„Berblinger," fuhr er nach einer Pause fort, „du bist ein großes Kind, und ich vergesse den alten frommen Spruch nicht: Kinder und Narren sagen die Wahrheit. Wir wollen

hoffen, daß uns unser Herrgott in Gnaden von deinen Weltbefreiern verschonen möge. Wenn sie aber kommen sollten, dann denk an mich. Ich bin auch so etwas wie ein Prophet, von Amts wegen, wenn auch einer von den kleinsten. Denk an mich und denk an Weib und Kind. Wie geht's der Frau Rosel?"

Sie sprachen ruhiger weiter, von häuslichen Dingen, von Hoffnungen und Sorgen, an denen es auch in Neidlingen nicht fehlte, der Pfarrer in seiner gewohnten christlichen Sperlingsstimmung, wie er es nannte, die auch in den gewagtesten Streichen seiner fünf Jungen den guten Kern herausfand oder wenigstens eine Zulassung des Herrn erkannte, Berblinger, wieder stiller werdend, mit ungewohnter Weichheit. Er erzählte, wie tapfer seine Frau sich durch die Not des letzten Winters hindurchgekämpft habe, der diesmal besonders hart und lang gewesen war, und wie er sich danach sehne, das Eis schmelzen zu sehen, das sich seit Jahren immer höher und kälter zwischen die beiden Eheleute geschoben habe.

„Dummheiten!" rief der Pfarrer. „Du nimmst das Maul voll genug, wenn du von deinen französischen Freiheitshelden perorierst. Kannst du nicht auch vor deine Frau hinstehen und den Mund auftun? Das ist alles, was ihr braucht. Du bist eben ein Schwab! ein Demosthenes, wenn niemand um den Weg ist, stumm wie ein Fisch, wo du reden solltest. Geh hinauf nach deinem Ochsenwang, bilde dir ein, sie sei die Göttin der Vernunft —"

„Das ist nicht möglich," seufzte Berblinger.

„Unsinn! Du bildest dir Unmöglicheres genug ein! — Sink vor ihr auf die Knie, wie vor vierzehn Jahren zu Ulm hinter der Adlerbastei — du kannst meinethalben auch stehen bleiben — und spreche also: Liebe Rosel, der Pfarrer von Neidlingen versichert mir, daß wir große Narren seien; ich der

größere, wie sich's für deinen Eheherrn geziemt. Wir sind und bleiben arm; aber wir könnten glücklich sein. Merkst du noch immer nicht, daß ich es so gerne sein möchte? Dann stehst du auf — oder — —"

Fischer stockte. Ein ungewohntes Geräusch unterbrach die Stille im Pfarrgarten: Hufschläge eines Pferdes, das in wildem Galopp die Dorfstraße heraufjagte. Auch hörte man vom fernen Ende des Dorfes einzelne Rufe.

„Das gehört nicht ins Programm," sagte der Pfarrer unruhig, seine Pfeife weglegend.

„Ein durchgegangenes Pferd," meinte Berblinger aufspringend.

„Ein Feuerreiter!" rief der Pfarrer und eilte nach dem Haus. Man hörte in der Tat den Schreckensruf: Feuerjo! zwei-, dreimal entlang der Dorfstraße.

Die Pfarrerin stand schon vorn unter der Haustüre, bleich und sichtlich zitternd.

„Sagt' ich's doch!" flüsterte sie ihrem Mann zu. „Wären wir der Pfarrerin von Owen gefolgt! Die sind jetzt in Sicherheit. — Um Gottes willen, wo sind die Kinder?"

Sieben Mann hoch standen sie, das Mädchen voran, schon auf der andern Seite des Weges, wo vor dem Haus des Schulzen ein Bauernbursche von seinem schweren ungesattelten Ackerpferd abgesprungen war. Man suchte den würdigen Amtsvorsteher, der Kirschen pflückend auf einem Baum saß und fluchend herunterkam. Von allen Seiten liefen jetzt die Leute zusammen, Weiber laut jammernd, ehe sie wußten, warum, junges Volk schon halb vergnügt über die willkommene Aufregung, sobald es sah, daß nirgends ein Strohdach aufflammte: Was gibt's? Des Schulzen Peter von Weilheim! Wo brennt's? Was bringt er?

Das verwirrte Fragen brachte nichts Vernünftiges aus

dem halbwüchsigen Menschen heraus, der mit offenem Mund dastand und sich den Schweiß von der Stirne trocknete. Nun nahm ihn der Pfarrer ins Gebet. Erst aber nachdem man ihm einen Krug Apfelmost gebracht hatte, kam langsam und stoßweise heraus, weshalb er hier sei und nach Münsingen weiterreiten müsse, so schnell ihn der Gaul trage. Der nächste Weg durchs Lenninger Tal sei schon verlegt.

In Stuttgart wimmle es von fünftausend oder fünfzigtausend Franzosen; genau wisse er das nicht mehr. Der Moreau habe die Stadt schon seit Freitag in der Gewalt und verlange fünfzigtausend oder fünftausend Gulden — genau wisse er auch das nicht mehr —, sonst lasse er seine Soldaten plündern. „Sie nehmen einem das Bett unter dem Leib weg," erklärte der Bursche den Weibern, die ihn von hinten bedrängten. Vorgestern sei eine mörderische Schlacht bei Cannstatt geschlagen worden. Auf der Neckarbrücke. Unsere Freunde, die Oesterreicher, hätten sich gewehrt wie die Löwen; aber es habe nichts geholfen. Die Franzosen seien wie Teufel, nicht wie Christenmenschen drauflosgegangen und hätten den Unsern keine Zeit zum Laden gelassen. Gestern seien sie in Eilmärschen das Neckartal heraufgekommen. Das Hauptkorps stehe bei Plochingen. Einzelne Trüpplein seien aber auch schon in Kirchheim und weiter herauf gesehen worden; man sei nirgends mehr seines Lebens sicher. Man glaube, sie wollen über die Alb nach der Donau, wo vom Schwarzwald und Tuttlingen her eine andre französische Armee vordringe. Er sei beauftragt, den Amtmann von Münsingen und den von Blaubeuren zu warnen, wenn die Franzosen nicht vor ihm ankämen. Die Herren sollen die Kameralamtskassen salvieren, was auch in Kirchheim noch rechtzeitig gelungen sei.

Damit kletterte er wieder auf sein Pferd, schob es im Schritt durch den Haufen der entsetzt gaffenden Bauern und trabte davon.

Der Pfarrer und Berblinger sahen sich an, während sie nach dem Haus zurückgingen.

„Nun hast du deine Volksbeglücker hier,“ sagte der erstere, nicht ohne eine gewisse Bitterkeit.

„Ich bin nur froh, daß das Silberzeug vergraben ist,“ seufzte die Pfarrerin.

„Dafür haben ich und meine Rosel nicht zu sorgen,“ lachte der Schulmeister, den die Erregung heiter gestimmt hatte. „Warten wir's ab, Fischer. Natürlich: es gibt zerschlagene Eier, wenn man Pfannkuchen backt. Aber die Schulmeisterei zu Ochsenwang wird demnächst am Nagel hängen.“

„So Gott will!“ rief der Pfarrer. „Mach jetzt, daß du heimkommst und deine Siebensachen zusammenpackst, ehe sich deine neuen Brüder drein teilen.“

„Auf Wiedersehen also, an einem ruhigeren Tag!“

„So Gott will, so Gott will!“ sagte der Pfarrer noch einmal. „Vergiß deine Pfeife nicht!“

Damit trennten sie sich. Brechtle, der sehr aufgeregt war, hatte sich fast ängstlich an seinen Vater geschmiegt, nahm jetzt seine Hand und zog ihn förmlich vorwärts, obgleich Berblinger tüchtig ausschritt. Er war still und achtete kaum auf das Geplauder des Kleinen, der mit wunderlichen Kreuz- und Querfragen dem Rätsel auf den Grund zu kommen suchte: wie die Feinde auch unsre Freunde sein könnten. Etwas wirr gingen auch seinem Vater die Gedanken durch den Kopf: Es war nicht seine Sache, der Weltgeschichte in die Speichen zu greifen, die jetzt so furchtbar nahe an ihnen vorüberbrauste. Mit Rosel aber und ihm sollte es anders werden. Harte Zeiten standen vermutlich vor der Türe. Er wollte sie durchkämpfen, den Kopf hoch, die Augen offen, den Arm um sein Weib und seinen Jungen. Wie ein Mann, nicht wie ein Träumer. Dann, was auch sonst kommen mochte, würden sie auch ihm Freiheit

und einen Teil von dem Glück bringen, auf das die Welt wartete und das ihr Gott im Himmel so lange vorenthalten hatte. Die neue Zeit regte sich in deutschen Köpfen anders als in den tollen, blutlechzenden Haufen der „enfants de la patrie“, die über den Rhein geströmt kamen.

Schon nach einer kleinen Stunde hatten sie die Kante des Gebirgs erreicht. Noch einmal warf Berblinger einen Blick über die herrliche Landschaft, die sich unter ihnen ausbreitete: die Dörfchen im grünen Hügelland, so weit das Auge reichte, die stolzen, felsgekrönten Spitzen in nächster Nähe, das weite deutsche Land, über das der kaiserliche Staufen sein ernstes kahles Haupt erhob.

„Brechtle!“ sagte der Vater nach einer langen Pause, „du brauchst es noch nicht zu verstehen. Dein und mein Feind sind sie nicht, die Franzosen, wenn sie uns heute auch an den Kragen gehen. Aber vergiß nie: was wir da unten sehen und dort drüben und so weit das Auge reicht: das ist deutsches Land und soll es bleiben in Zeit und Ewigkeit.“

„Amen!“ sagte Brechtle, der wußte, daß ein Schulgebet mit „Zeit und Ewigkeit“ aufhört und daß man dann „Amen“ zu sagen hatte. Dann gingen sie weiter, dem Dorfe zu.

Kaum hatten sie den Waldsaum hinter sich, als ihnen die alte Kätter mit ihrer Tochter begegnete, die der Huppelbauer heiraten sollte, beide keuchend unter zwei großen Bündeln, welche aus Betten und verschiedenem Hausgerät zu bestehen schienen. Die alte Kätter heulte laut, als sie den Schulmeister sah. „Sie sind da! Sie sind da!“ schrie sie ihm entgegen. „Wir gehen nach Neidlingen, wenn wir nicht im Wald liegen bleiben. Alles ist besser als die Franzosen, davon weiß ein altes Weib zu erzählen. Wenigstens haben wir Berbeles neues Bett gerettet. Lauf, Berbele, lauf!“ Damit verschwand das Paar im Buschwerk.

Dann kam der Aldinger Jakob, schwerfällig hinkend, wie immer, und trieb eine Kuh vor sich her. „Beim Stadelbauer haben sie schon den Stall ausgeleert," berichtete er, stotternd vor Angst. „Willst laufen, Rindvieh, verfluchtiges!" Dabei schlug er mit aller Macht auf das magere Tier los, das plötzlich stillstand, wie aus Holz, und laut zu brüllen begann.

„Wie viel sind's?" fragte Berblinger.

„An die dreißig, schätz' ich. Reiter. Sind alle abgestiegen, laufen von Stall zu Stall. Willst laufen, Sakermentsvieh, dummes! Merkst nicht, daß der Franzos hinter dir her ist?"

Berblinger lief jetzt auch. Vom Bühl herunter sahen sie drei Knechte mit Gabeln und Dreschflegeln ebenfalls dem Dorfe zu rennen. Die waren wenigstens noch nicht auf der Flucht. Jetzt rannte auch der Lehrer, daß ihm Brechtle kaum folgen konnte.

Vor dem Pfarrhaus standen vier gesattelte Pferde, mit Gegenständen aller Art wunderlich behängt. Hinter der Scheuer des Stadelbauers hörte er unverständliches Rufen und Fluchen. Eine unheimliche Angst hatte ihn gepackt. In Sprüngen lief er am Ziehbrunnen vorbei, neben dem des Stadelbauers Knecht auf dem Boden lag, ohne sich zu rühren. Jetzt war er um die Ecke. Die Türe des Schulhauses stand offen. Hinein! In der Wohnstube fand er niemand; aber es waren Leute da gewesen. Auf dem Tisch standen vier halbgefüllte Gläser; ein fünftes und der Krug lagen zerbrochen auf der Diele. Hier hatten sie gezecht. Aber wo war sie? Wo war seine Frau? Er starrte entsetzt ins Leere. Da hörte er einen Schrei und jetzt noch einen. Im Gärtchen. Hinaus! Mitten im Blumenbeet vor dem Holzschuppen standen drei Soldaten in zerlumpter Uniform, die eher entsprungenen Zuchthäuslern glichen, höhnisch einem vierten Mut zurufend. Dieser, ein großer Bengel mit

braunrotem Gesicht und einem gewaltigen Schnurrbart, hielt Rosel mit beiden Händen an den Armen und drückte sie gegen die Wand des Schuppens.

„Franz!" schrie die Frau. Es war ein Jubelschrei.

Er hörte nichts weiter. Mit einem Satz war er über die Beete weg. Im Sprung hatte er den Pfahl eines Rosenstocks ausgerissen, und ein krachender Schlag sauste auf den Schädel des Soldaten. Sein Tschako kollerte auf die Erde, ein Teil des Pfahls flog durch die Luft. Der Mann taumelte und wandte sich wie trunken gegen seinen Gegner. Ein Blutstrom schoß ihm über ein Auge und die rechte Wange, aber mit einem „Mille tonnerres" riß er den Säbel aus der Scheide, stürzte sich wie eine Katze auf Berblinger und schlug ihm den erhobenen Pfahlstump aus der Hand. Ehe er jedoch zum zweiten Hieb ausholen konnte, hatte ihn Berblinger an der Kehle. Sie taumelten ringend hin und her, die Blumenbeete zerstampfend. Das Gesicht des Franzosen wurde blau, seine Augen schienen aus dem Kopf zu treten. Einen Augenblick noch und er mußte zusammenbrechen. Aber auch Berblinger fühlte seine Rippen krachen, und wie von Sinnen schrie Rosel um Hilfe. Und Hilfe kam. Vier, fünf Bauernburschen, mit Sensen und Dreschflegeln bewaffnet, suchten durch die dichte Gartenhecke zu brechen, die sie vom Kampfplatz trennte. Es war keine Zeit für den Umweg durchs Haus, und der erste Schreck war vorüber. Das Raufen Mann gegen Mann war den Leuten nichts Entsetzliches. „Donnerwetter! ein Schwab ist so gut als ein Franzos!" schrie einer. Das wirkte. Die Hecke gab nach. „Haut sie! haut sie!"

Da knallte ein Schuß.

Den Knall hörte Berblinger nicht. Dagegen hörte er, wie das Herz des Franzosen gegen seine eigne Brust klopfte. Sie hatten sich eine halbe Minute lang, alle Muskeln angespannt,

in wütender Umklammerung fast regungslos gegenüber gestanden. Er fühlte den heißen Atem des Erstickenden in seinem Gesicht und das warme blutige Naß an seinen Fingern, mit der wilden Freude des Siegers und einem tollen Gedankenblitz: „Brüderlichkeit!“ Gleichzeitig fühlte er einen scharfen Stich im Rücken und dann einen erstickenden Schmerz in der Brust. Seine Hände verloren ihren Halt. Er warf die Arme nach oben und stürzte rückwärts zu Boden, der Soldat schwer und hilflos über ihn.

Mit einem Kampfgeheul, halb Schrecken, halb Wut, wie es die alten Deutschen ausgestoßen haben mögen, wenn sie sich auf einen Römer warfen, hatten im selben Augenblick die Bauernburschen den Gartenzaun durchbrochen. Eine Minute lang war alles ein häßlicher Knäuel: wildes Fluchen, keuchendes Stöhnen, dumpfe, unsichere Schläge. Dann entwirrte sich die Masse. Die Burschen sahen sich an, in dummer Wut, bereit, alles zu zerschlagen, was sich ihnen in den Weg stellte. Allein nichts stand ihnen im Weg. Einer hatte eine furchtbare Beule über der Stirne, ein andrer untersuchte seinen blutenden Arm. Die Franzosen waren verschwunden; wie weggeblasen. Einige Augenblicke später hörte man den Galopp ihrer Pferde die Dorfstraße hinunter.

Auf dem Boden lag Berblinger mit zurückgesunkenem Kopf, die Augen weit offen, regungslos. Ueber seine Brust hatte sich Brechtle geworfen, laut schluchzend, seine kleinen Hände verzweifelnd auf die Wunde drückend, aus der sich unter dem zerfetzten Hemd stoßweise ein rieselnder Strom von Blut ergoß. Die Kugel, aus nächster Nähe abgeschossen, hatte den starken Körper völlig durchbohrt. Helft, helft! schluchzte das Kind und drückte mit aller Macht auf die klaffende Schußwunde. Berblinger zuckte noch einmal, bewegte den Arm, wie wenn er nach einer Hand suchte. Aber er fand sie nicht mehr.

Rosel, die während des Handgemenges stillgestanden war wie im Traum, unfähig ein Glied zu rühren, hatte die Bewegung bemerkt, stürzte auf den Daliegenden, warf sich auf die Knie, faßte die Hand und küßte sie in wildem Schmerz. Mußten sie sich so wiederfinden? Das Perpetuum mobile hinter der Schuppenwand, gegen die sie ihn jetzt lehnten, stand still für immer. Aber auch er war tot.

Schon am frühen Morgen des folgenden Tages kam Fischer von Neidlingen herauf. Der achtzigjährige Pfarrer von Ochsenwang lag krank zu Bett. Der gestrige Tag war auch für ihn zu viel gewesen. Fischer sorgte für die Beerdigung seines Freundes, der in dem schlichtesten Sarg, welcher selbst zu Ochsenwang je gezimmert worden war, schon am Nachmittag begraben wurde. Man mußte sich beeilen, denn man erwartete stündlich neue Banden französischer Soldaten, vielleicht gar eine Strafexpedition gegen das Dorf, in dem den vier Marodeuren übel mitgespielt worden war. Ueberall rüsteten sich denn auch die Leute zur Flucht, sie wußten nicht wohin; zunächst in die Wälder und Felslöcher an den Bergabhängen der Alb, deren Zugänglichkeit und Bewohnbarkeit für Menschen und Vieh eifrig besprochen wurde. Es war unnötig. Der Hauptteil der französischen Armee zog durchs Lenninger Tal und dachte nicht an Ochsenwang, und die guten Ochsenwanger, die keine Gnade vom Feind erwarteten, ahnten nicht, daß sie nur von vier verkommenen Schnapphähnen erschreckt worden waren, die im Gefolge der damaligen Kriegsheere wie von jeher ihr häßliches Räuberhandwerk trieben.

Brechtle mußte mit Gewalt vom Grab seines Vaters weggeschleppt werden. Der Neidlinger Pfarrer hatte mit Müh und Not einen Bauern aus seinem eignen Ort mitgebracht, wo sie ihm um einen Kronentaler durch Feuer und Wasser gingen, der bereit war, die Frau Schulmeisterin und den Jungen in

der Nacht nach Blaubeuren zu führen. Von dort konnten sie wohl ohne Schwierigkeit nach Ulm kommen. Frau Berblinger war damit einverstanden, weil ihr für den Augenblick gleichgültig war, was mit ihr geschah. Fischer hätte sie am liebsten selbst begleitet, wenn er in solchen Tagen seine Familie und seine Pfarrei hätte verlassen können. So tat er, was ein treuer Freund dem Toten schuldig war, half der Frau ein paar Habseligkeiten auf das Wägelchen packen und wünschte ihr in der Abenddämmerung des Tags, der wie ein Traum an ihr vorübergegangen war, Gottes Schutz auf ihrer Flucht nach der alten Vaterstadt.

Weinend saßen die beiden, Mutter und Kind, auf dem kleinen offenen Fuhrwerk, das durch die mondhelle Sommernacht über die fast kahle, schweigende Hochebene hinschlich, bis Brechtle auf dem Strohbündel, auf dem sie saßen, in tiefen Schlaf versank. Dann blickte seine Mutter, lauter schluchzend, zu den Sternen empor, die ruhig und freundlich wie immer auf das Elend der Menschen herabsahen. „Ueber den Sternen!“ flüsterte sie wer weiß wie oft in jener langen Nacht, und wie leiser Trost zog es durch ihr wundes Herz. Sie glaubten damals noch, trotz allem Jammer, der hinter ihnen lag, trotz allem Elend, dem sie entgegengingen, und zweifelten nicht.

Als Brechtle in der Morgendämmerung am Knirschen des gesperrten Rads erwachte, während sie die Steige bei Blaubeuren hinabfuhren, war alles um ihn her fremd und neu. Ein dumpfes Leid, eine schwere Last lag auf seinem kleinen Herzen, die er nie zuvor empfunden hatte, ein Druck von etwas unsäglich Traurigem. Erst dachte er an seinen Vater, der nun im Himmel war bei den Schwesterchen und wohl nicht lange auf seine Flügel warten werde. Doch das war's nicht. Dann glaubte er, es sei Hunger. Er wußte

natürlich noch nicht, daß die glückliche Zeit seiner Kindheit, die glücklichste seines Lebens, gestern begraben worden war. Das war's.

---

4 Eine untergehende Reichsstadt

Tief eingebettet zwischen den jäh abstürzenden Bergen ruhte das Städtchen Blaubeuren mit seinem altertümlichen Klosterbau in gewohntem Morgenschlummer, während der Sonnenschein an den waldigen Berghalden herabschlich und bereits die etwas krumme Turmspitze der Klosterkirche vergoldete. Die Berblinger, Mutter und Sohn, der Bauer und sein müder Gaul standen schon seit zehn Minuten geduldig vor dem verschlossenen Stadttor, das sich endlich langsam in den rostigen Angeln drehte. Träumend musterte der hinkende Torwart die Ankömmlinge, die ihn zu „nachtschlafender" Zeit aus seiner Morgenruhe aufgeschreckt hatten. Als aber der gutherzige Alte sah, daß es nur eine Frau und ein Kind, ein Bauer und ein müder Gaul war, wurde er freundlicher: „Böse Zeiten, böse Zeiten!" murmelte er in sich hinein und gähnte. „Ihr seid schon die dritten seit vorgestern. Böse Zeiten!"

Im Innern war das Städtchen wach genug. Als das Fuhrwerk vor dem Schwarzen Adler stillstand, sahen seine Insassen um einen mit einer Bläue überspannten Wagen eine Gruppe Leute stehen, die sich so lebhaft unterhielten, daß die neuen Ankömmlinge unbeachtet blieben und ruhig eine Zeitlang dem Streit zuhören konnten. Es war der Ulmer Bote, der zweimal wöchentlich nach der Reichsstadt zu fahren pflegte und sich besann, ob er seine gewohnte Fahrt antreten oder wieder ausspannen sollte. Der Wirt vom Schwarzen Adler, des Wirts Sohn, der Hausknecht und drei halbangekleidete Nachbarn

hatten jeder seine eigne Ansicht über das gewagte Unternehmen, denn es schien toll herzugehen draußen in der Welt. Vorgestern, erzählten sie sich, sei der Pfarrer von Owen sieben Köpfe stark in einer gelben Kutsche die Steige heruntergekommen und habe ein Hinterrad gebrochen, so daß die Flüchtlinge vierundzwanzig Stunden lang aufgehalten wurden und die Frau Pfarrerin fast „verzwatzelt“ sei. Gestern noch, spät in der Nacht, seien fünfzehn Ochsen für die Reichsarmee mit zwei Juden und vier kaiserlichen Grenadieren durchs Städtchen gezogen, und zwar in solcher Eile, daß man kein vernünftiges Wort mit ihnen habe wechseln können. Nicht einmal eingekehrt seien sie! Und heute früh — kaum mache man die Augen auf — stehe schon wieder eine Partie da. Damit wandten sie sich einmütig dem Wägelchen zu und machten sich daran, Frau Berblinger herabzuhelfen. „Alles auf der Flucht, alles in wilder Flucht!“ jammerte der größte der sechs Männer. Da könne es dem Ulmer Boten niemand verargen, wenn er einmal zu Hause bleibe der Sicherheit wegen. Man wisse so wie so nicht, ob die Reichsstadt nicht schon in Flammen stehe. Stuttgart sei bereits abgebrannt, hätten die zwei Juden hinterlassen. Zu tun sei ja doch nichts in solchen Zeitläuften.

Frau Berblinger und ihre zwei Kisten gaben der Sache eine andre Wendung. Der Wirt nahm den Boten auf die Seite und flüsterte ihm zu, daß er glaube, die Frau zu erkennen. Das übrige taten die zwölf Kreuzer, welche sie für die Verfrachtung ihrer Kisten geben wollte, in deren einer sich das Perpetuum mobile befand. Sie hatte es noch gestern mit ihren Tränen fast in Bewegung gesetzt und wollte sich nicht mehr von ihm trennen. So kann der Tod in wenigen Stunden Leben und Lieben ändern und uns die reumütige Frage aufdrängen, wie es doch gekommen sei, daß wir so blind gewesen.

Eine kleine Stunde genügte, um Hab und Gut der Flüchtlinge von einem Wagen auf den andern überzuladen und mit Stricken und Ketten wieder zu befestigen. Dann fuhren sie in bedächtigem Trab das grüne Tal hinunter, der Blau entlang. Wer wollte es Brechtle verargen, der wieder ganz munter geworden war, daß er seine Tränen getrocknet hatte und die Augen weit aufriß, um die neue Welt einzusaugen, die ihm entgegentrat. Bei Gerhausen sprang ein Hirsch über den Weg. Wenn die Straße das Flüßchen mit seinem klaren blaugrünen Wasser berührte, sah man Weißlinge aufschnellen oder Forellen in der Sonne spiegeln, und mitten aus dem Waldesdickicht ragten graue, wunderlich gestaltete Felsgruppen empor wie Riesen. Sie hatten kaum das Rusenschloß hinter sich, das eine der höchsten Klippen des Blautals krönt, als ihnen die Fenster des neuerbauten Schlößchens von Klingenstein entgegenblitzten, über dem sich die Ruine der alten Burg erhob. Dann ging's durch das muntere Herrlingen und vorüber an der grünen Mündung des Lautertals. Dazu die Erwartung, was heute noch kommen mußte! Ulm, das Münster, die Donau, Schiffe, wirkliche Schiffe! Wie viele seiner Kinderträume spielten um diese Worte, die Vater und Mutter so oft gebraucht und in die er alles Erdenkliche hineingelegt hatte. Heute sollte er sehen, was sie wirklich bedeuteten: ein Paradies voll Wunder und Freuden und Ueberraschungen.

Nur wenn er mit einer kindlichen Frage in das Gesicht seiner Mutter blickte, krampfte plötzlich ein Schluchzen seine Brust zusammen. Das kam noch von gestern, und für Frau Berblinger wollte es nach der schlaflosen Nacht nicht heute werden. Sie dachte an die Zeit vor vierzehn Jahren, an die Mondnacht, in der sie mit ihrem Verlobten dasselbe Tal heraufgefahren war, etwas bang, aber doch voll Vertrauen und voll kommenden Glücks. Damals lag das Mondlicht auf Wiesen

und Berghalden, und lautlos schlichen die Nebel am Waldsaum hin. Aber sie achtete nicht darauf. Sie fuhr ja dem sonnigsten Frühling entgegen. Heute strahlte alles im fröhlichsten Sommersonnenschein. Drüben über dem Flüßchen schnitten sie schon das Oehmd. Wie sah das alles anders aus durch strömende Tränen!

Bei Söflingen öffnet sich das Tal. Brechtle stieß einen Schrei des Entzückens aus. Man sah noch nichts von der Stadt, aber der stumpfe, halbfertige Turm und die gewaltige Masse des Münsters ragten blau und fern über die Obstbäume empor, welche die niederen Hügel und letzten Ausläufer der Alb bedeckten. Seiner Mutter Herz zog sich zusammen, als ob es stillstehen wollte. —

Auf dem Weg bis hierher war ihnen nichts Ungewöhnliches begegnet. Der Bote hatte sie gefragt, ob sie einen Paß aus dem Württembergischen bei sich führe, da es in diesen unruhigen Zeiten nicht so leicht gehen werde, ohne Ausweis in die Stadt zu kommen. Sie hatte nichts dergleichen und lachte im stillen über die Frage. ‚Die Tochter des alten Schwarzmann, die schöne Fischerin von damals, die schon hundertmal durch das Blaubeurer Tor ein und aus gegangen war, wird wohl auch diesmal mit einem „Grüß' Gott" an der wohlbekannten Torwache vorbeikommen,' dachte sie.

Brechtles Aufregung stieg. Es war nicht mehr möglich, ihn auf seinem Sitz zurückzuhalten. Man sah jetzt die Türme auf der Ringmauer und an den Stadttoren, die grauen und schwarzbraunen Giebeldächer hervorragender Gebäude. Das war etwas andres als Neidlingen, selbst als Kirchheim, wohin ihn der Vater einmal mitgenommen hatte. Nur die Donau fehlte noch. „Wo ist die Donau, Mutter, wo ist die Donau?" fragte er immer wieder fast atemlos. Doch die Donau wollte sich vorläufig nicht zeigen. Er bekam sie später zu sehen, mehr als ihm lieb war.

Erst als der Botenwagen zwischen den Bastionen Scharfeck und Cavallier unter dem Neuen Tor stillstand, zeigten sich Spuren der drohenden Kriegszeiten. Die Torwache schien ausschließlich der energischen Frau des städtischen Torwarts anvertraut zu sein, die den Blaubeurer Boten in erregten Worten anwies, zuzufahren. Heute sei doch alles gleich. Die Oesterreicher seien gestern ab und die Stadtmiliz noch nicht aufgezogen. Alles, auch ihr Mann, sei aufs Zeughaus gelaufen, das man auf Befehl des Erzherzogs ausleere, damit es nicht in die Hände der Franzosen falle. Unter dem Gänstor würfen sie die Kanonenkugeln und das Pulver wagenweise in die Donau. Das seien Männer! Manche schwitzen vor Eifer, habe ihr Mann erzählt. „Sie werden Blut schwitzen, wenn die Franzosen einmal da sind!“ brach die lebhafte Frau los. Daß sie das erleben müsse! Das Zeughaus ausgeleert, das sie jeden Dienstag nach dem Schwörtag schon mit ihrer Großmutter besucht habe, um die greulichen Mordwaffen anzustaunen, mit denen sich vor Zeiten die Altvordern der Feinde erwehrten. „Patrioten heißen sich die Kerle und helfen mit, ihr eignes Pulver in die Donau zu werfen, wenn auch ein paar alte Herren dazu mit den Fäusten auf die Tische schlagen. Fahrt nur zu, Stadler, mit Eurer Frau und dem Büble. Heut wird nichts visitiert und nichts verzollt. Kreuztürkenelement, es ist doch alles hin!“

So kamen sie ohne Schwierigkeiten über die drei Brücken in die Stadt. Waren das Häuser mit ihren doppelten Giebeln, waren das Straßen und Gassen, Brechtle, kühl und schattig, weil oben die Dächer fast zusammenstießen. Unten im Halbdunkel gab es Kaufläden und Warenhallen, und wenn man durch die halboffenen Türen hineinsehen konnte, im innern Höfe und Gärtchen, manchmal auch hoch oben zwischen den Giebeln ein Stückchen vom Münsterturm, daß es einem schwindelte vom

Hinaufsehen! Durch die Dreikönigsgasse und die Herrenkellergasse und das Hafenbad, wo sie warten mußten, weil zwei Kompanien weißröckiger Oesterreicher vorbeizogen und Brechtle wirkliches Trommeln zum erstenmal hörte, daß ihm die Ohren brummten, ging's auf den Kornmarkt, wo im Pflug, gegenüber dem riesigen Kornhaus, das wie eine Noahsarche aussieht, der Blaubeurer Bote einstellte. Es ging Brechtle wie ein lustiges Mühlrad im Kopf herum, als sie abstiegen. Nur manchmal blieb das Mühlrad plötzlich stehen, und Schmerz und Trauer drückte auf das kleine Herz wie ein sinnloser, zentnerschwerer Mühlstein.

*

Mittag war schon vorüber, als sie ankamen. Auch der Pflugwirt war nach dem Zeughaus gelaufen, um zu sehen, was dort vorging, so daß Frau Berblinger zu ihrer Beruhigung unerkannt blieb. Wer weiß, ob der Mann in der vergrämten Frau die schöne Fischerin von damals erkannt hätte. Die aufgeregte Magd — alles war heute aus Rand und Band — machte aus den noch dastehenden Resten des Mittagessens eine Suppe für die Ankömmlinge zurecht. Dann nahm Frau Berblinger Brechtle bei der Hand, um ihr väterliches Haus in der Herbelgasse aufzusuchen.

Wie sie alles anheimelte: die engen Straßen, die überhängenden Häuser, deren Vorderseite schief gegen die Straße liegt und die deshalb stufenförmig eines hinter das andre zurücktreten: eine uralte Bauweise, die mit der Verteidigung der Stadt, auch wenn der Feind schon in die Straßen eingedrungen sein sollte, zusammenhängt. An jeder Ecke, um die sie bog, grüßte sie eine Erinnerung aus der Kinder- und Mädchenzeit. Dann kam das düstere, zweigieblige Haus der Schwarzmanns in Sicht, wo jedes Fenster, jede Dachluke von einem Geschichtchen zu erzählen wußte, das sie einmal glücklich oder traurig gemacht

hatte. Und doch war alles so fremd geworden, so abweisend. Wahrhaftig: die Levkojen und Reseden standen noch auf dem grünen Fensterbrett ihrer alten Wohnstube. Aber sie wußte, daß der weiße Kopf ihres Vaters hinter den Scheiben nicht mehr erscheinen würde. Drinnen war wohl alles anders geworden.

Schüchtern bewegte sie den altertümlichen Klopfer an der schwarzbraunen reichgeschnitzten Türe. Es war noch immer der abgegriffene schuppenlose Fisch, der sich in den Schwanz biß. Fast gleichzeitig wurde die Türe heftig aufgerissen. Ein zufälliges Zusammentreffen: ihr Bruder stand vor ihr. Zehn Sekunden lang starrte er sie an, ohne sie zu kennen. Auch sie erkannte ihn kaum; wie hatte auch er sich verändert! Sie hatte ihn als einen derben jungen Mann verlassen, der gerne zeigte, daß er in Wien gelernt hatte, wie sich ein reicher junger Schiffsherr betragen und kleiden, vor allem kleiden sollte. Ein rundes rotes Vollmondgesicht kämpfte beständig mit dem Drang, über alles laut zu lachen, und dem Bestreben, sich in würdevolle Falten zu legen. Die Falten hatten gesiegt. Er war schon damals ein großer stattlicher Bursche gewesen. Jetzt schien er noch größer geworden zu sein. Ein schwarzer wohlgepflegter Bart umgab das unfreundliche, hochmütige Gesicht. Seine Kleidung war gewählter, als es der Schifferstand erfordert hätte: eine lange Weste bedeckte den beträchtlichen Umfang seines Leibes, und eine große silberne Doppelkette hing protzig über seinen Bauch herab. In der Hand hielt er einen schweren Spazierstock mit goldenem Knopf, den er ein paarmal auf die ausgetretene Türschwelle stieß, während ein ärgerlicher Schatten über sein Gesicht flog, bis er endlich seine Schwester mit einem „Rosel! Türkensapperment, wo kommst du her?" begrüßte.

Brechtle starrte den Onkel an; er hatte sich ihn anders vorgestellt. Seine Mutter schritt rasch an ihrem Bruder vorüber und zog den Kleinen in die dunkle Hausflur.

„Ich komme in meines Vaters Haus,“ sagte sie.

„Du kommst in das meine,“ versetzte der Bruder scharf. „Es ist mein Haus seit bald drei Jahren. — Ueberhaupt! — Grüß' dich Gott trotzdem. Bringst du die Franzosen mit?“

„Nichts bring' ich mit, nichts als meinen Brechtle. Alles haben mir deine Franzosen genommen.“

„Meine Franzosen! Schwatz keinen Unsinn. Wir sind heute noch kaiserlich. Deshalb leeren sie uns auch das Zeughaus aus. Aber wir sind kaiserlich, wie's die Schwarzmann von jeher gewesen sind. Komm herauf! Laß dich ansehen!“

Sie gingen die dunkle, aber geräumige Treppe hinauf und traten in das große Wohnzimmer, wo sich Frau Berblinger weinend in einen Stuhl warf.

„Das war mein Stuhl!“ schluchzte sie.

„Komm, komm!“ sagte der Bruder etwas verlegen. „Dein Bub — das ist doch der Kleine — braucht nicht alles zu hören, was wir uns zu sagen haben.“

Er führte seine Schwester durch eine Seitentüre, die er heftig hinter sich zuschlug. Brechtle blieb in der großen Stube allein zurück und sah sich erst scheu, dann mit kindlicher Neugier in dem altertümlichen Gemach um, das mit dem behäbigen Luxus früherer Zeiten ausgestattet war. Die Schwarzmanns gehörten zu den wohlhabenden Familien der Stadt und hatten sich über ihre Mauern hinaus in der Welt umgesehen. In einem Glasschranke, auf Tischchen und an den Wänden entdeckte der Kleine hochinteressante Dinge: eine Kokosnuß, zwei Riesenmuscheln, einen Mohren aus Porzellan, ein Schiffsmodell, an der Wand zwei reichverzierte Türkensäbel mit einem Roßschweif darüber. Das merkwürdigste aber war eine Standuhr, in der sich eine Schäferin schaukelte, wie wenn sie fliegen wollte. ‚Sie kommt auch nicht weiter,‘ dachte Brechtle. ‚Alles will fliegen, und niemand kann's!‘ Dabei überhörte er fast die

Stimmen im Nebenzimmer, die bald lauter und zornig, bald eindringlich und leiser klangen, ohne daß er ein Wort verstehen konnte. Dann trat er ans Fenster und sah in die Herbelgasse hinunter. War das ein Leben! Acht, zehn Leute auf einmal! Und jetzt donnerte etwas vom Rathaus her den Hügel herunter, betäubend, erschütternd, daß die Fensterscheiben klirrten. Vier Kanonen wurden in scharfem Trab dem Herbeltor zugeführt. Da und dort rissen Leute die Fenster auf. Es war auch für Ulm kein alltägliches Schauspiel, und unter den Haustüren schimpften alte Männer und Weiber auf die Kaiserlichen, die die Stadt im Stich ließen und ihr die Kanonen stahlen. All das mit Augen und Ohren verschlingend, hatte Brechtle nicht bemerkt, daß neben ihm eine bleiche kleine Frau stand, seine Tante, die lautlos zur Türe hereingekommen war. Erst als ihn ein großer Junge beim Hals packte, vom Fenster wegzog und mit einem: „Wer ist denn der da?" begrüßte, erwachte er wieder. Es war sein Vetter Hans, ein eckiger, hochaufgeschossener Junge von zwölf Jahren, der sichtlich die Gewohnheit hatte, den Herrn im Hause zu spielen, wenn der Vater nicht um den Weg war.

Als dieser mit Frau Berblinger wieder aus dem Nebenzimmer heraustrat, hatte er einen hochroten Kopf, seine Schwester verweintere Augen als je. Es war drinnen zu einer Familienszene gekommen, an deren Schluß Herr Schwarzmann das Testament seines Vaters auf den Tisch warf und Frau Berblinger sich überzeugte, daß ihr vom väterlichen Erbe nichts zustand als die Standuhr mit der fliegenden Schäferin, die sie als Kind leidenschaftlich geliebt hatte. Beide, namentlich aber der Bruder, schienen die Sache jetzt als abgemacht betrachten zu wollen und bereit zu sein, sich andern Dingen zuzuwenden. Herr Schwarzmann, seit drei Jahren Meister der Schiffer- und Fischerzunft von Ulm, seit einem Jahr Mitglied des Großen

Rats der Stadt, wie es sein Vater gewesen war, hatte Eile. Er wurde auf dem Rathaus erwartet. Es war ja ein Umtrieb gegenwärtig, daß einem der Kopf brummte. Ueberhaupt, die Herren von den Geschlechtern, die alten Patrizier, ließen alles laufen, wie es eben lief. Stündlich kamen reitende Boten von der Alb, von Geislingen, das Donautal herunter. Kein Mensch konnte sagen, ob man morgen französisch sein werde oder türkisch. Das eben seien vermutlich die letzten Kanonen gewesen, die im Zeughaus gestanden hätten.

Rasch machte er seine Frau mit der Schwester bekannt. Sie bleibe vorläufig im Hause, und der Bub — wie heißt der Schulmeistersbub? — Brechtle? Dummheit! Für den Albrecht könne das alte Kanapee in Hansens Stübchen gestellt werden. Die Buben würden sich schon selbst verhauen, bis sie aneinander gewöhnt seien. Wenn das Wiener Ordinarischiff*) noch heute nachmittag fortkomme, sei er zum Nachtessen jedenfalls wieder hier.

Damit seine Haltung plötzlich ändernd — er ging nämlich anders als Ratsherr, anders, wenn er nach seinen Schiffen und Schiffern sah —, stolzierte er feierlich zur Türe hinaus und langsam die krachende Treppe hinunter.

„Aber wo ist denn die Donau?“ fragte Brechtle schüchtern, dessen leitender Gedanke mit schwäbischer Zähigkeit alle Eindrücke überwand, die auf ihn einstürmten. Herablassend versprach Hans, sie dem Vetterchen zu zeigen, während die beiden Frauen sich ineinander zu schicken und die grüne Stube einzurichten begannen, in der auch am hellen Nachmittag tiefe Dämmerung herrschte. Sie rührte vom Nachbarhaus her, dessen staubige fensterlose Riegelwand man unschwer mit der

---

*) Wöchentlich einmal ging zu jener Zeit regelmäßig ein Boot nach Wien ab, das man das „Ordinarischiff“ nannte.

ausgestreckten Hand berühren konnte. Keine Frage: Ulm war eine prächtige und ehrwürdige Stadt und die Heimat der Familie seit dreihundert Jahren, wie der alte Schwarzmann nicht oft genug versichern konnte. Luft und Licht im Gärtchen auf der Alb hatten aber doch auch ihre Vorteile, dachte heute seine entartete und schwer bestrafte Tochter und seufzte.

*

Gegen Abend des für alle ereignisvollen Tages sammelte sich die Familie wieder im großen Wohnzimmer, wo auf einem mächtigen Eichentisch für zehn Personen gedeckt war. Hans hatte in der Tat seinem kleinen Vetter in nicht unfreundlicher Weise die Donau gezeigt, mit dem häufigen Hinweis darauf, daß sie eigentlich ihm und seinem Vater gehöre. Dann hatten sie drüben am andern Ufer den Schiffsbauplatz besichtigt und weiter unten den „Schwal", wo die Zillen beladen wurden und das Wiener Ordinarischiff, zur Abfahrt bereit, schon die Ulmer schwarzweiße und die österreichische schwarzgelbe Flagge aufgezogen hatte. Zum erstenmal in seinem Leben sah Brechtle so viel Wasser beisammen, daß es wirkliche Schiffe tragen konnte, und Hans ergötzte sich mit der Ueberlegenheit des Stadtjungen herablassend an den hundert Fragen seines Schützlings. Doch ließ sich Brechtle nicht ganz unterkriegen. Er wußte auch, daß all das Wasser nach Wien fließe und dann durchs Ungarland in die Türkei und dann — das wußte Hans nicht, für den die Welt bei Peterwardein aufhörte —, dann ins Schwarze Meer, wo es wahrscheinlich ein türkischer Hexenmeister in Tinte verwandle.

Dies war ein Witz Brechtles, den Hans ernst nahm.

„Wie der alte Lombard auf dem Münsterturm," meinte er etwas kleinlaut. „Der ist auch ein Hexenmeister, sagt unsre Gret."

„Es gibt keine Hexenmeister," versetzte Brechtle eifrig und froh, seinen großen Vetter belehren zu können. „Das ist nur so eine türkische Geschichte. Man braucht auch keine mehr, sagte mein Vater, sobald sein Perpetulum in Gang komme. Und beinahe habe man's jetzt schon so weit gebracht, seitdem die Engländer Feuermaschinen bauen."

Nun aber fühlte Hans keinen Grund und Boden mehr unter den Füßen. Er schlug deshalb vor, nach dem Zeughaus zu laufen und die Kanonen zu sehen. Sie liefen, kamen aber zu spät. Das Hoftor war offen, wie alle Türen und Tore in dem düsteren Gebäude, die Räume waren fast leer. Da und dort hing noch eine vergessene Flinte oder eine Gruppe hundertjähriger Spieße und Hellebarden. Im Hof lagen Haufen von Kugeln; die Kanonen aber waren verschwunden. Auch war es hohe Zeit, ans Abendessen zu denken.

Sie erreichten das Haus, als eben der Vater mit schweren Schritten die Treppe hinaufstieg, begleitet von zwei Männern, die ihm ehrerbietig folgten. Der eine war ein Schiffmeister, der für Schwarzmann Zillen nach Wien geführt hatte und soeben nach sechswöchiger Reise zurückgekehrt war, der andre ein österreichischer Armeelieferant, der fünftausend Paar Stiefel auf der Donau nach Wien bringen wollte und dem der Angstschweiß auf der Stirne stand, sooft man von den herannahenden Franzosen und ihrem bereits weltbekannten Mangel an Stiefeln sprach. Das ganze Land, erzählten die Gäste, sei voll Krieg und Kriegsgeschrei, aber man sei gutes Muts drunten in der Kaiserstadt. Das Reich werde sich doch von dem Lumpenpack von Republikanern nicht ins Bockshorn jagen lassen! Sie sollten nur fest hinstehen in Schwaben, mit ihrem Reichsbanner, und die tapferen Reichsstädte Ulm, Augsburg, Memmingen, Regensburg und wie sie alle hießen, seien auch noch da.

„Ja, ja," meinte der Rat, „wir sind noch da. Wenn uns

aber ihr Oesterreicher die Kanonen nehmt und mit dem ganzen Kriegszeug der Stadt retirieret — Kreuzschwerenot! — womit sollen wir schießen? Ich bin gut reichsdeutsch, solang es geht, und lass' dem Kaiser nichts geschehen. Aber — Herr Gott von Peterwardein! — womit sollen wir schießen? Morgen soll die ganze Stadtmiliz wieder antreten, meine Schiffer auf dem Weinhof. Ihr könnt gleich mittun, Molfenter, und Euer Wiener Feuer losbrennen."

„Ist doch immer besser, als wenn die Franzosen die Kanonen holten und euch mit dem eignen Geschütz zusetzten," sagte der Lieferant.

„Das schon, das schon!" gab Schwarzmann höflich zu. „Wir müssen halt sehen, wie wir's treiben. Die Schiffer sollen ans Glöckler Tor kommen und das Lauseck besetzen. Wir sind's zufrieden. Wenn sie kommen, die roten Banditen, werden sie vorerst am Neutor anklopfen. Das hält die erste Kompagnie: die Weber und die Kaufmannszunft. Geschieht den Kerls recht. Tragen immer die Nase so hoch, als seien sie die Herren der Stadt, die Krämer! Nun können sie's zeigen."

Man war im Begriff, sich zu setzen, als ein Männchen zur Türe hereinschlüpfte, das Brechtle fast erschrocken anstarrte. Der kleine Herr hatte ein abgeschabtes, aber sauberes schwarzes Röckchen an mit langen Schößen und gewaltigen Aufschlägen, wie sie vor fünfzig Jahren Mode waren. Sein Haar war gepudert, und ein steifes Zöpfchen, keck nach oben gedreht, hing ihm im Nacken. Sein Gesicht war häßlich wie die Nacht: große graue Fischaugen, eine kaum sichtbare Stumpfnase, eine hervortretende Unterlippe und ein gewaltig großer Mund. In der Hand hielt er einen Dreispitz, der ihm half, eine zierliche Verbeugung gegen Frau Berblinger und ihre Schwägerin zu machen. Dann nahm er seinen Platz am unteren Ende des Tisches ein, sprang aber sogleich wieder auf und sprach mit

näselnder Stimme das Tischgebet. Hans benutzte den Augenblick dazu, seinem Vetter das neben dessen Teller liegende Brot wegzustibitzen, was die Mutter mit einem hilflosen Blick bestrafte, während sie Brechtle, der feuerrot geworden war, ihr eignes Brot hinüberreichte.

Man aß in tiefem Schweigen. Nur der Herr Rat unterbrach es gelegentlich mit einer kurzen Bemerkung und war sichtlich erstaunt, wenn jemand darauf erwiderte. Feierlich legte er schließlich Messer und Gabel weg und begann, sich behaglich zurücklehnend, in etwas gesprächigerem Ton:

„Prosit Mahlzeit, Herr von Schnabelkern! Hoffe, die schwäbischen Würste und das bayrische Kraut vertragen sich in Ihrem Innern. Wir sind gut deutsch hier, wir Ulmer, wie es einer freien Stadt ansteht. Das können Sie den Wienern versichern, wenn Sie mit Ihren Stiefeln wieder glücklich zu Hause sind. Was sagt man dazu, Herr Pestilenziarius?"

Der Wiener sah verwundert auf; der Rat lachte.

„Pestilenziarii habt ihr wohl nicht in eurer Kaiserstadt," fuhr er fort. „Ja, sehen Sie, wir haben doch noch manches voraus in und um Ulm. Eigentlich haben wir auch keine mehr. Mein Herr Vetter ist sozusagen ein Ueberbleibsel aus der guten alten Zeit, in der man noch an unsern Herrgott glaubte und gegen die Pestilenz beten ließ, von Amts wegen, wie sich's Christen geziemt. Sie haben's auch hier schon seit vierzig Jahren abgeschafft, zahlen aber meinem Vetter, dem Magister Balthasar Krummacher dahier, eine nicht unerkleckliche Pension für seine Bemühungen in der Vorzeit und respektieren ihn bis an sein Lebensende dementsprechend."

Alle betrachteten jetzt den Pestilenziarius aufmerksam, der unruhig auf seinem Stuhl hin und her rückte.

„Da fällt mir ein," begann der Rat wieder, sich an das kleine Männchen wendend. „Das ist etwas für Sie! Sie

haben die Rosel als kleines Mädel gekannt und müssen den Berblinger gekannt haben, den Hilfslehrer. Auch so ein verrückter Kerl, obgleich er mit des Kuckucks Hilfe mein Schwager geworden ist. Da haben wir jetzt die Folgen, den Brechtle, wie sie ihn heißen. Ehrlicher Leute Kind, aber trotzdem eine dumme Geschichte, Rosel, eine ganz dumme Geschichte, wie du nachgerade selbst einsiehst. Na, Herr Pestilenziarius, den Brechtle könnten Sie mir in die Hand nehmen. Man soll nicht sagen, der Rat Schwarzmann lasse seiner Schwester Buben aufwachsen wie eine Kaulquappe. Der Köter sollte in die Lateinschule. Er sei zehn Jahre alt, meint seine Mutter, die's wissen muß. Ins Gymnasium mit dem Kerlchen. Lernt er was, kann man weiter sehen; lernt er nichts: auch gut. Dann nageln wir ihn in ein Faß und lassen ihn die Donau hinuntertreiben. Das ist alter Ulmer Brauch. Der Herr Pestilenziarius wird's besorgen, Brechtle."

Schwarzmann lachte laut über seinen Witz, die beiden Gäste etwas leiser. Brechtle sah entsetzt nach seiner Mutter, als ihn auch der Pestilenziarius anstarrte, wie wenn er schon für das Faß Maß nehmen wollte. Und doch: unter der entsetzlichen Grimasse, die er schnitt, blitzte etwas wie Wohlwollen, wie Mitleid auf, halb mit sich, halb mit dem Kleinen. Dieser fühlte, was niemand am Tisch zu sehen vermochte, eine gute Seele unter der abstoßendsten aller Masken. Ohne Zaudern ging er, dem Wink seiner Mutter gehorchend, auf den häßlichen kleinen Mann zu, nachdem dieser das Dankgebet gesprochen hatte, und küßte ihm die Hand. Der Pestilenziarius legte sie ihm auf das blonde Köpfchen, ohne ein Wort zu sagen, und durch Frau Berblingers Mutterherz zog's wie ein leiser Trost. Sie hatte ihn ja auch gekannt, den kleinen Magister, und über ihn gelacht und gespottet in ihren Mädchenjahren. Es war doch noch nicht alles kalt und roh und fremd geworden in der alten Heimat.

Bei einem großen Krug Söflinger Wein, den der Wiener Gast todesmutig lobte, ließ man die Männer allein. Es war spät geworden; fast neun Uhr! Die Jungen wurden zu Bett geschickt, und Brechtle versank schon halb schlafend in den Federkissen, mit denen ein kleines krachendes Kanapee in ein Bett umgewandelt worden war. Er hörte noch, wie sie unten ein Vivat auf Stadt und Reich ausbrachten. Gleich darauf rollte ein Wagen durch die Herdbrucker Gasse: erst ein leises fernes Donnern, das lauter und lauter anschwoll und dann wieder in tiefer nächtlicher Stille versank. Später rief mitten in sein Träumen hinein ein Nachtwächter: „Hört, ihr Leute, laßt euch sagen, die Glock hat zehne g'schlagen; nehmt Feuer jetzt und Licht in acht, dieweil der Herr die Stadt bewacht," ein Sang, dem ein heulender, langgezogener Klagelaut folgte, alles Töne, die nie zuvor sein Ohr berührt hatten und ihn jetzt wie in ein Zaubermärchen einwiegten, in welchem alles Leid des Lebens unterging.

*

Und doch war eine wilde Nacht angebrochen, von der sich die Ulmer noch Jahrzehnte später erzählten, trotz aller Stürme, die in der nächsten Zukunft über die Stadt hereinbrechen sollten.

Kurz vor zwei Uhr klopfte es scharf an der Haustüre. Fenster öffneten sich. Stimmen fragten, wo es brenne. Brechtle erwachte. Hans saß schon aufrecht im Bett und zitterte. Sie hörten von da und dort den alten gefürchteten Ruf „Feuerjo!", aber in einem unsicheren, fragenden Ton, und dann war es wieder minutenlang still, schrecklich still. Durch die Türspalte drang jetzt Licht. Hans sprang aus dem Bett und öffnete die Türe, wurde aber von seinem Vater, der in Schlafrock und Zipfelmütze im Nebenzimmer stand und nach seiner Uniform schrie, mit einem derben Klaps zurückgeschickt. Jetzt tönten rasche durchdringende Glockenschläge vom nahen Münsterturm.

„Sie schlagen Sturm," flüsterte Hans mit klappernden Zähnen. Sein Vater rief heftiger nach seiner Uniform, nach seinen Stiefeln, nach seinem Degen. Die Tante, die Mägde, alles war in Bewegung. Das Sturmläuten hatte aufgehört. Von der Straße herauf hörte man jetzt das rennende Trampeln von einzelnen, dann von ganzen Trüpplein, die sich zuriefen. Nein; es brannte nicht. Die Franzosen standen vor den Toren. Das Sturmläuten begann nach kurzer Zeit aufs neue. Nun hörte man auch den Onkel mit einem eigentümlichen Klirren hastig die Treppe hinabgehen und die Haustüre dröhnend hinter sich zuschlagen. Immer lauter wurde es auf den Straßen, in denen Laternen ohne Zweck und Ziel hin und her zu irren schienen. Da und dort wurden Fenster beleuchtet und warfen ein mattes Licht auf das Nachbarhaus. Die Herdbrucker Gasse hatte noch keine Straßenbeleuchtung, und die Jungen, die die Schlafzimmertüre von außen verschlossen fanden, konnten aus ihrem Dachfenster nicht sehen, was unten vorging. Dagegen sahen sie das Wächterhäuschen auf der Plattform des Münsterturms. Dort hingen an einem weit herausragenden Gestänge zwei brennende Pechfackeln und funkelten wie Sterne. „Das," sagte Hans, „bedeutet: Bürgermiliz heraus. Wenn es brennt, zündet der Turmwart nur eine Fackel an. Ich weiß das von damals, als der Weinhof abbrannte."

„Ans Gänstor die Metzger!" rief eine dröhnende Baßstimme unten. „Die Schneider und Schuster auf die Adlerbastei. Dort sind sie am sichersten."

Ein schallendes Gelächter folgte. Dann schrie plötzlich eine gellende Stimme. „Es sind die Franzosen! Vivat die Franzosen! Vivat die Republikaner!"

„Nieder mit dem Kerl! Schlagt ihn tot, den Hund!" brüllte eine dritte Stimme, und einem lauten, gutmütigen Lachen folgten etliche dumpfe Schläge.

Dann wurde es stiller unten. Die Leute schienen sich verlaufen zu haben, das Sturmläuten hatte abermals aufgehört. Erst nach einer Stunde hörte man das Volk in größeren Haufen wieder vorüberkommen, lachend und plaudernd. Auch lautes Schimpfen mischte sich drein. Doch hatte sich die Aufregung sichtlich gelegt.

„Geht zu Bett, Buben,“ sagte die Tante, die die Schlafzimmertüre aufschloß und den Kopf hereinstreckte. „Es ist vorbei.“

„Was ist vorbei?“ fragte Hans unwirsch. Er hatte es sehr übel vermerkt, daß sie eingeschlossen gewesen waren.

„Ich weiß nicht, aber es ist vorbei,“ antwortete seine Mutter. „Der Vater ist auf dem Rathaus, und alle Leute gehen wieder zu Bett. Macht, daß ihr selbst in die Federn kommt. 's ist nichts mehr zu sehen.“

Die Jungen gehorchten zögernd, und Brechtle lag bald wieder in tiefem Schlaf. Am folgenden Morgen war ihm, als habe er nach einem wundervollen Tag einen häßlichen Traum geträumt. Aber es war doch wieder etwas zu sehen, als er in das Wohnzimmer trat, wo in einer mächtigen Kanne der Morgenkaffee auf dem Tisch dampfte. In einer Fensternische stand der Onkel, etwas bleich und übernacht dreinsehend, in der Majorsuniform der Stadtmiliz und neben ihm ein vornehmer Offizier in weißgelben Reithosen, mit goldenen Epauletten auf dem blauen Frack. Die Herren unterhielten sich in einem wunderlichen Kauderwelsch. Der Fremde war einer von den ersten Franzosen, vom ersten Feind, der seit fast hundert Jahren in die Reichsstadt eingedrungen war. Damals — die Geschichte war fast vergessen — hatten sich die Bayern durchs Gänsetor eingeschlichen. Doch gab's blutige Köpfe, und man hatte sich ein paar Stunden lang gegen Uebermacht und Hinterlist gewehrt. Diesmal kamen sie durchs Neutor und — Gott sei's geklagt — es ging leichter. Gestern nacht hielten drei

Schwadronen Chasseurs vor der Zugbrücke und begehrten stürmisch Einlaß, drohten auch, ohne Verzug Kanonen aufzufahren, die sie nicht hatten, um das Tor zusammenzuschießen und alles massakrieren zu lassen. Die Stadtwache sollte dort erst heute mittag aufziehen. Der Torwart, von seiner Frau tatkräftig unterstützt, weigerte sich mutig, die Brücke herabzulassen, schon weil er nicht verstand, womit die Leute drohten. Der Steuereinnehmer, den er rasch geweckt hatte, lief aufs Rathaus, und schon nach einer Stunde schlug der Wächter auf dem Münsterturm Sturm. Zum erstenmal seit Menschengedenken wurde eine schlechtbesuchte Sitzung des Kleinen Rats nachts um ein Uhr abgehalten, um zu erörtern, was unter sotanen dringenden und gefährlichen Umständen zu tun sei. Der Bürgermeister, Herr von Besserer, stimmte dem alten Herrn von Baldinger zu, der in wohlgesetzter Rede — der alte Herr verlor nie den Kopf, was allgemein anerkannt wurde — darlegte, daß, nachdem die verbündeten Oesterreicher das Zeughaus ausgeleert und das meiste Pulver in die Donau geworfen, eine Verteidigung der Stadt mit Waffengewalt nicht rätlich, da dieselbe zweifellos zur Verschlimmerung der ohnehin mißlichen Lage führen müßte. Es seien demnach unter Protest die Tore zu öffnen, in der Hoffnung, daß die siegreiche Kriegsmacht Seiner Kaiserlichen Majestät die getreue Reichsstadt baldigst aus gegenwärtiger Notlage mit Gottes Hilfe erretten werde. Eine diesbezügliche Deputation sollte unverzüglich nach Wien abgesandt werden und spätestens zu Anfang nächster Woche mittels Extraschiff Ulm verlassen.

Demgemäß machten sich zwei Stadtknechte und der jüngste der Herren vom Kleinen Rat, Herr Schad von Mittelbiberach, mit Laternen auf den Weg, um zunächst dem Torwart am Neutor das Oeffnen desselben zu gestatten, zuvor allerdings aber mit dem Kommandanten der feindlichen Kriegsmacht über

die Bedingungen der Uebergabe der Stadt sich wenn möglich zu verständigen; während welcher Zeit die bereits alarmierte Bürgerschaft — das Sturmläuten, das niemand angeordnet hatte, hörte während der ganzen Sitzung in höchst störender Weise nicht auf — nach alter Ordnung die zwölf Bastionen der Stadt zu besetzen habe. Herr von Schad und die zwei Stadtknechte begegneten jedoch der feindlichen Truppenmacht schon in der Herrenkellergasse, wodurch der Auftrag hinfällig wurde und er es auf eigne Verantwortung hin unternahm, den französischen Oberst und dessen Adjutanten nach dem Rathaus zu geleiten, woselbst sofort, jedoch nicht ohne einige Verwirrung, die Verteilung der Quartiere stattfand, wie all dies aus dem Protokoll zu ersehen, das der Herr Ratschreiber trotz manchfacher Störung noch am selben Tage aufsetzte.

Herr Schwarzmann, der nicht zum Kleinen Rat gehörte, nichtsdestoweniger aber in der Verwirrung der Sitzung angewohnt hatte, war mit dem Adjutanten des Obersten nach Hause gekommen. Es war ein Elsässer, der, wie sich bald herausstellte, Fischermeister in Straßburg gewesen war, so daß sich die beiden Majore um so rascher befreundeten, als der deutsche dem französischen „im Interesse der Stadt" mit allen Zeichen der Unterwürfigkeit begegnete und, obgleich Zunftmeister, den tollsten Behauptungen seines Gastes in betreff von Fischen und Fischereigeräten zustimmte. Sie waren in der eingehendsten Auseinandersetzung über den Bau von Reusen am Rhein und an der Donau verwickelt, als Frau Berblinger, mit Brechtle hinter sich, eintrat. Die Frau stieß einen kleinen Schrei aus. Es war nicht derselbe Mann, aber es war nahezu dieselbe Uniform, die seit wenigen Tagen das Schreckbild ihres Träumens und Wachens geworden war. Am ganzen Leib zitternd wankte sie zur Türe wieder hinaus und schloß sich, fast ohne zu wissen, was sie tat, in ihr Zimmer ein. Brechtle war mit

weitaufgerissenen Augen stehen geblieben und sah, starr und unbeweglich, den fremden Mann an. Auf seinem Gesichtchen wandelte sich der Schrecken des ersten Augenblicks in einen Ausdruck des Hasses, den man den Kinderzügen des Kleinen kaum zugetraut hätte.

Beide, der Onkel und der Offizier, welche Frau Berblingers hastiges Verschwinden aufmerksam gemacht hatte, betrachteten Brechtle, der Elsässer nicht unfreundlich lachend, der Rat mit verlegenem Aerger. Dann sagte der letztere: „Nur mein Schwestersohn, Exzellenz. Küß dem Herrn Oberst die Hand, Bub! Wie? — Dummer Kerl!"

Der Major streckte die Hand aus. Brechtle sah ihm keck ins Gesicht, ballte beide Hände zu Fäusten und legte sie auf den Rücken. Im nächsten Augenblick klatschte eine Ohrfeige, die das kleine Bürschchen fast zu Boden schlug. Sein Kopf stieß gegen die halboffene Türe, was ihn wieder aufrichtete. Er gab keinen Laut von sich, war aber, er wußte selbst nicht wie, aus dem Zimmer und lief halb betäubt nach seiner Mutter Stube. Da er dort die Türe verschlossen fand, setzte er sich auf die Schwelle und hub an zu schluchzen wie ein Kind, das er ja noch immer war.

---

5 Der Pestilenziarius

Bald donnernd und krachend, bald in geheimnisvoller Stille geht die Weltgeschichte ihren Weg, während Menschenschicksale, große wie kleine, lebenslang neben ihr herlaufen, als ob sie nichts damit zu tun hätten, und doch trägt jedes der Millionen Wesen mit an der Riesenlast, die sich dröhnend und stöhnend über sie hinwälzt. Wir haben es mit einem dieser Kleinen zu tun und müssen die großen Ereignisse unbeachtet lassen, die wirr

und wild durch die nächsten Jahre tobten, wenn wir dem Verlauf eines Lebens folgen wollen, dessen ernstere Bedeutung vielleicht in hundert Jahren erkannt werden wird; vielleicht nicht einmal dann. Denn wer denkt an die vermoderten Keime, wenn die Früchte reifen?

Magister Krummacher, der Pestilenziarius, war einer von denen, die, wenn sie etwas zu tun finden, jederzeit bereit sind, ihre Hand danach auszustrecken und mit dem Eifer und der Umständlichkeit ans Werk gehen, welche den Kleinen das Gefühl gibt, etwas Großes zu leisten. Trotz der Aufregung einer fast schlaflosen Nacht, von der sich Ulm nur langsam erholen konnte, und trotz der drei Schwadronen Chasseurs, mit welchen die Schrecken des Kriegs nun wirklich über die friedfertige Reichsstadt hereingebrochen waren, suchte er am frühen Morgen den Herrn Gregorius Horst, den Scholarchen und Konrektor des städtischen Gymnasiums, auf und erhielt von dem hochwürdigen Herrn unter dem Messer des Barbiers hervor die Weisung, sich mit seinem Schützling zwischen elf und zwölf Uhr im Rektorzimmer des Gymnasiums einzufinden. Mit schuldiger Rücksichtnahme auf den Herrn Rat Schwarzmann, dem er sich angelegentlich zu empfehlen bitte, lasse sich die Sache vielleicht, allerdings gegen alle Schulordnung, regeln. Dann aber, während der Barbier das hocherhobene Kinn des Gewaltigen abtrocknete, folgten sechs Klauseln, die der Pestilenziarius noch auf der Treppe in sein Taschenbuch schrieb, mit Ausnahme der fünften, deren er sich trotz allen Kopfzerbrechens nicht mehr erinnern konnte. Nur dunkel schwebte ihm vor, daß sie sich auf Brechtles Vater bezog, welcher am Gymnasium zu Ulm noch nicht vergessen sei, und daß der Sohn bezüglich des leider oder vielmehr glücklicherweise Verstorbenen gewisse bindende Zusagen zu machen habe. — Nunmehr verfügte sich Krummacher nach dem Schwarzmannschen Haus und machte Frau Berblinger seine Reve-

renz, fast ohne aufzusehen. Die noch immer tieferschütterte Frau ahnte nicht, daß in ihrer Nähe ein Herz schlug, ganz so heftig und genau so unbemerkt wie vor fünfzehn Jahren, und daß das unbeholfene Männchen ihr verhärmtes, hübsches Gesicht mit einem unbeschreiblichen Gefühl von Mitleid und Sehnsucht ansah; auch dies fast genau wie vor fünfzehn Jahren. Nur beschränkte sich damals das Mitleid auf seine eigne kleine Person. Brechtle, den er abzuholen gekommen war, folgte seinem neuen Beschützer nicht allzu freudig, immerhin jedoch so willig als andre Lämmchen, die zur Schlachtbank geführt werden.

Ihr Weg ging zunächst nicht nach dem Gymnasium, sondern nach Krummachers eigner wundersamer Behausung. Sozusagen eine Amtswohnung, denn sie war ihm seinerzeit vom Magistrat angewiesen worden, der schon vor vierzig Jahren einsah, daß die „erkleckliche“ Pension, die ihm der Kleine Rat bei Enthebung vom Amt eines Pestilenziarius aussetzen zu können glaubte, den verdienstvollen jungen Mann nicht vor dem Hungertod schützen würde, wenn er auch noch für Wohnung, Licht und Heizung selbst hätte sorgen müssen. Nun war glücklicherweise der Stolz der Stadt, das herrliche Münster, soweit sein Bau gediehen war, mit mächtigen, nach außen weit vorspringenden Strebepfeilern versehen. In die Buchten, welche dieselben bildeten, war je ein Häuschen weltlicher Gattung eingebaut, das sich vertrauensvoll an das geistliche Gemäuer anschmiegte und zu mancherlei Zwecken benützt wurde. Im ersten neben dem Hauptportal wohnte der Münstermesner mit zahlreicher Familie; das zweite auf der Südseite war an einen Obsthändler vermietet und duftete lieblich nach mancherlei Früchten des Feldes, den Münstermesnerjungen zur beständigen Versuchung. Das dritte, von Neugierigen viel besucht, triefte von verschüttetem Oel, weil dort die neue städtische Beleuchtungsdeputation Kanzlei, Werkstätte und Magazin eingerichtet hatte. Dann kam das ebenso

berühmte westliche Südportal, über dessen uralten Basreliefs sich schon damals Altertumsforscher den Kopf zerbrachen, denn sie waren sichtlich älter als der ganze Münsterbau. In der folgenden Nische endlich hauste seit nahezu vierzig Jahren im allgemeinen zufrieden mit sich und der Welt als Privatgelehrter der letzte der städtischen Pestilenziarii hinter einem gewaltigen Holzstoß. Denn er erhielt neben seiner Pension von 32 Gulden 50 Kreuzer vierteljährlich 5 Klafter Buchenholz und 25 Wellen Reisich, die er mit seinem Freund, dem Türmer Lombard, zu teilen hatte.

Das Häuschen, das Brechtle seiner Kleinheit wegen ausnehmend wohl gefiel, hatte zwei Fensterchen und eine niedere Türe, die trotzdem bis an die Dachtraufe reichte. Es erinnerte ihn an die schönsten Märchen von Zwergen und Koboldcn, die in den Spinnstuben von Ochsenwang erzählt wurden. Das Innere bestand aus zwei Gemächern. Das kleinere war des Pestilenziarius Schlafzimmer und geräumig genug, eine nicht allzu große Bettstätte, einen Stuhl und ein Tischchen aufzunehmen. Nur mußte der Magister, wenn er auf dem Bett sitzend seine Stiefel anziehen wollte, die Türe ins Nebenzimmer öffnen. Dieses diente ohne Schwierigkeiten als Empfangs-, Speise- und Studierzimmer. Es enthielt einen Ofen, in dem gekocht werden konnte, einen Bücherständer, der bis an die Decke mit sauberen, aber vielbenützten Bänden gefüllt war, einen kleinen Stehpult, dessen unteres Stockwerk als Kleiderschrank diente, einen Tisch, der im Innern das Tafelgeschirr barg, und vier Stühle. „Drei mehr, als ich gebrauche," erklärte der zufriedene Krummacher; eine Behauptung, die er in den kommenden Jahren nicht mehr aufrechtzuerhalten vermochte, denn ein zweiter war für Brechtle notwendig geworden, der auf einem dicken, in Schweinsleder gebundenen Kommentar der fünf Bücher Mosis sitzend den größeren Teil von vier hoffnungsvollen Jugend-

jahren in der stillen Klause verleben sollte. Im übrigen herrschte in derselben eine musterhafte Ordnung und eine fast peinliche Sauberkeit. Jedes Ding, Bürste, Tintenfaß, Schere, die blecherne Studierlampe mit ihrem grünen Schild, jedes Buch und jedes Blatt Papier hatte sichtlich seinen bestimmten Platz, und das Sonnenlicht, das gedämpft durch die grünen Vorhängchen auf die sandbestreuten Dielen fiel, fand in dem ganzen sorgfältig ausgenützten Raum kein Fleckchen, an dem es hätte Anstoß nehmen können. Dazu kam noch, daß sich drinnen im Münster, dessen zerfressene Backsteinmauern Rück- und Seitenwände des Häuschens bildeten, ein Schüler des Kantors mit unermüdlicher Beharrlichkeit im Orgelspiel übte, und die langgezogenen, tiefen Töne fromm und friedlich durch die Steine zitterten. Brechtle fühlte, ohne daß er sich dessen klar bewußt wurde, daß er hier Schutz finden würde, wenn ihm der Herr Konrektor oder irgendein andrer Wüterich das Leben allzu sauer machen sollte.

Nachdem der obenerwähnte Kommentar ausgesucht und sich bezüglich seiner Dicke bewährt hatte, wurde der Kleine an den Tisch gesetzt. Der Pestilenziarius drückte ihm freundlich eine Feder zwischen die Fingerchen und legte ihm ein Blatt Papier unter die Nase. Dann begann ein erstes vorläufiges Examen, dem Brechtle einen zwar schüchternen, aber nicht ganz erfolglosen Widerstand entgegensetzte. Deutsches Lesen und Schreiben gingen nicht übel. Auch begann er, als er merkte, um was es sich handelte, aus eignem Antrieb seine Rechenkunst aufzuzeigen, was vom Herrn Magister mit etwas ungeduldigem Kopfschütteln hingenommen wurde. Selbst einige geographische Kenntnisse verriet das Bürschchen, indem es auf die Frage, welchen Fluß das Volk Israel zu überschreiten hatte, um aus der Wüste ins Gelobte Land zu kommen, ohne Zögern erwiderte, daß der Neckar in den Rhein fließe und der Rhein in die Nordsee, in der Nordsee aber die Engländer wohnten, die Feuermaschinen zu

bauen verstünden. In Classicis dagegen sah es höchst bedenklich aus.

„Wie alt bist du denn eigentlich?“ fragte der Pestilenziarius nach einer kurzen Prüfung mit einem Blick der Verzweiflung. „Zehn Jahre? Und von mensa und amo keine Spur! Wie soll das enden?!“

Er seufzte schwer. Nach einer Pause aber fuhr er sehr ernst fort:

„Was willst du denn eigentlich werden?“

Brechtle, der ganz munter und gesprächig geworden war, glaubte jetzt auch traurig aussehen zu müssen, tat es und schwieg.

„Na, sag's nur!“ ermutigte ihn Krummacher wieder lächelnd, und es war wunderbar, wie das häßliche Gesicht sich verändern konnte, wenn der Mann lächelte. „Hast du in Ochsenwang nie darüber nachgedacht, was du werden möchtest?“

Schüchtern, halblaut, aber doch mit plötzlich erwachendem Vertrauen sagte der Kleine:

„Ein Vogel.“

„Was?“ rief der Pestilenziarius mit einer Grimasse des Entsetzens, die einen gereiften Mann hätte erschrecken können.

„Ein Vogel,“ wiederholte der Junge trotzdem zuversichtlich und sah seinem erschrockenen Gönner voll und harmlos ins Gesicht.

„Dummheit! Dummheit, Brechtle!“ brach dieser jetzt los. „Das darfst du niemand sagen, so lange du in Ulm bist! Versprich mir das! Man hält uns sonst für verrückt und sperrt uns ein. Ein Vogel! Ein Ulmer Spatz vielleicht? Dumms, dumms Büble! Komm jetzt, 's ist Zeit!“

Der Kleine war dem Weinen nahe. Er hatte ja nur sagen wollen, daß er fliegen können möchte — nach Ochsenwang, wo sein Vater begraben lag, der ihn gleich verstanden hätte, über die Donau, wo keine Brücken sind, über das

Münsterdach. Da hätten die Ulmer die Augen aufgerissen! Das wäre doch nicht so dumm gewesen!

Aber er hatte jetzt keine Zeit zum Weinen. Vom Münsterturm herunter schlug's elf Uhr. Sie hätten schon an des Herrn Konrektors Zimmertüre klopfen sollen.

Zum Glück hatten sie einen kurzen Weg. Auf dem jetzigen Münsterplatz stand damals ein kleines Kirchlein, das seinerzeit zu einem Franziskaner- oder Barfüßerkloster gehört hatte. Es wurde in einer Zeit niedergerissen, in der man keinen Sinn für architektonische Poesie hatte, und es für schön hielt, den Prachtbau des Münsters zu zeigen, wie man ihn auf einem Reißbrett aufzeichnet. In dem alten Kloster war das städtische Gymnasium untergebracht. Dort hauste der Allgewaltige, der mit einem spanischen Rohr gut schwäbischen Ursprungs als Zepter das Wohl und Wehe von dreihundertfünfzig Jungen der heranwachsenden geistlichen und weltlichen Aristokratie des reichsstädtischen Gebiets in der Hand, oder wie er vorzog, es zu nennen, unter dem Daumen hielt.

Die Audienz war kurz und entscheidend. „Na nu?“ sagte der Herr Konrektor ohne ein Lächeln als Erwiderung auf eine tiefe Verbeugung des Pestilenziarius, die sein kleiner Schützling, überwältigt von Ehrfurcht, nachzuahmen suchte und damit jedem andern Sterblichen ein herzliches Lachen abgezwungen hätte. „Na nu?“

Krummacher erklärte des längeren, um was es sich handle. Der Herr Rat Schwarzmann wünsche, daß sein Neffe, der hier anwesende Albrecht Ludwig Berblinger, möglichst sofort in die seinen bescheidenen Kenntnissen entsprechende Klasse des Gymnasii aufgenommen werde und zwar bis auf weiteres als Partemist,*) da sein Vater kürzlich, nicht mit irdischen Glücks-

*) Partemisten nannte man Schüler, die aus alten Stiftungen, an denen es in Ulm nicht mangelte, ein kleines Stipendium erhielten, in den unteren Klassen 3—4, in den oberen 10 Kreuzer täglich.

gütern gesegnet, auf bedauerliche Weise ums Leben gekommen, sein Großvater aber ehrsamer Ulmer Bürger gewesen sei.

„Berblinger?“ ließ sich der Gewaltige vernehmen, indem er wie ein Spürhund mit erhobener Nase schnupperte. „Berblinger! Ja, ja, erinnere mich; kenne den Namen leider. War dem Gymnasio keine Ehre. Aber mit Rücksicht auf den Herrn Rat Schwarzmann wollen wir's versuchen. — Man kann also nichts, Bub, gar nichts? Na, es ist nicht der einzige dieser Sorte, den wir mitschleppen. Du kannst morgen in die achte Klasse sitzen und zuhören — werde mit dem Präzeptor Stöckle sprechen — und dann im Herbst mit den andern Abcschützen von vorn anfangen. Aber unter einer Bedingung, Herr Pestilenziarius, die andern fünf sind nicht von Bedeutung, denn sie verstehen sich von selbst: amo, amas, amat! Wenn mir das Bürschchen anfängt, Allotria zu treiben, wie sein in Gott ruhender Papa, fliegt's hinaus und kann meinethalben Schneider werden! Adieu!“

*

Wenige Wochen später, wenn auch nicht ohne mancherlei Zwischenfälle, die ihn schmerzlich an die kindliche Freiheit, an die stillsonnigen Wiesen und rauschenden Wälder seiner Rauhen Alb erinnerten, hatte Brechtles Leben eine bestimmte und geregelte Form angenommen. Drei Tage nach der Vorstellung beim Konrektor war das blaue Mäntelchen fertig geworden, in dem er als Partemist, seine Schulbücher unter dem Arm, nunmehr täglich nach dem Münster wanderte, wofür ihm wie seinen gleichfalls blaugekleideten Kameraden täglich drei Kreuzer zustanden, die er anfänglich freudig erstaunt in Empfang nahm und sorgfältig zusammensparte, da er sie seinerzeit für große, noch nicht ganz reife Pläne auszugeben gedachte. Sein täglicher erster Besuch galt dem Herrn Pestilenziarius, den er beim selbstgebrauten

Morgenkaffee in einer Tabaksrauchwolke antraf, in welcher eine Geschichte und Beschreibung des Münsters zu Ulm entstand, die nach seinem Tod die Welt in Erstaunen setzen sollte. Doch unterbrach er diese Lieblingsarbeit willig, um dem Jungen „das Gewehr zu visitieren", wie er es nannte, das heißt sich zu überzeugen, ob die Schulaufgaben gemacht und nicht alles vergessen sei, was er ihm am verflossenen Nachmittag eingetrichtert hatte. Denn auch die Nachmittags- und Abendstunden brachte der Junge in dem kleinen Häuschen zu, das seine geistige Heimat geworden war.

Im Schwarzmannschen Hause wollte es ihm nicht warm werden. Der Onkel war nicht unfreundlicher und gleichgültiger gegen ihn als gegen die übrigen Hausgenossen und schien ihn nach kurzer Zeit kaum mehr zu sehen; auch die Tante kümmerte sich nur dann um ihn, wenn ihn sein Vetter Hans allzu roh hin und her stieß. Dieser zierte schon längst die letzte Bank der vierten Klasse des Gymnasiums und behandelte Brechtle mit gebührender Verachtung, nachdem sich gezeigt hatte, daß der Kleine nicht geneigt war, sich ganz als das Sklävchen des Größeren zu betrachten und er einmal mit blutüberströmtem Gesicht aus einem Kampf hervorgegangen war, der die Frage eines Modus vivendi zwischen beiden feststellen sollte. Es handelte sich zwar nur um die Nase, allein Blutvergießen in der eignen Familie war auch dem Onkel unangenehm, so daß der Sieg für Hans schmerzliche Folgen hatte und beide von nun an in stummer Feindschaft nebeneinander hergingen. Kaum erfreulicher gestaltete sich das Verhältnis zu Hansens Schwestern, von denen Lottchen, die jüngere, nicht an ihm vorübergehen konnte, ohne ihn wegen seines blauen Mäntelchens, wegen seiner Kleinheit, wegen seines unordentlichen Zöpfchens zu necken, bis er eines Tags, zur Verzweiflung gebracht, an dem großen Mädchen wie eine Katze hinauffuhr und ihr einen Ohrring zerbrach.

Auch dies führte zu einer Familienszene, in der er den kürzeren zog und sogar von seinem Gönner, dem Pestilenziarius, zwei Ohrfeigen erhielt, die ihn tief schmerzten. Denn wenn er auch scheinbar der Angreifer gewesen war und der Angriff mit den Geboten der Galanterie und Ritterlichkeit nicht in Einklang zu bringen war, so hatte ihn doch nur die Notwehr dazu getrieben. Auch erreichte er seinen Zweck immerhin so weit, daß das Bäschen ihn nur noch aus sicherer Entfernung über das Treppengeländer herab oder durchs Gangfenster heraus verhöhnte, wobei er sich den Schein geben konnte, sie nicht zu hören.

Einen nie ganz versagenden Trost hatte er auch im Haus des Onkels gefunden. In einer von sonst niemand betretenen Dachkammer des altertümlichen Gebäudes entstand mit der Zeit eine Werkstätte, die man für eine kindliche Nachbildung des Schuppens hätte halten können, in dem sein Vater zu Ochsenwang gehaust hatte. Dort entstanden unter einem Gewirr von Bindfäden und Brettchen, Nägeln und Schräubchen Kupferhämmer aus Holz, Stampfmühlen aus Pappe und später selbst rätselhafte Gegenstände, mit denen er das Perpetuum mobile zu verbessern hoffte. Als er in der Freude über einen derartigen Plan dem Pestilenziarius das Geheimnis dieser Kammer nicht mehr verbergen konnte, erschrak dieser heftig und verbot ihm streng, die kostbare Zeit seiner Jugend mit nichtsnutzigen, verwerflichen Spielereien noch ferner zu vergeuden. Es half wenig. Doch blieb es der Kummer seiner Schulzeit, daß er seinem Gönner nun nichts mehr von den Geheimnissen der Dachkammer mitteilen konnte, bis Lottchen sie entdeckte und Hans eine furchtbare Verwüstung unter seinen Erfindungen anrichtete. Fast schluchzend erzählte er dem Magister das Unglück, das ihn betroffen hatte, und mußte es hinnehmen, daß dieser mit einem inbrünstigen „Gott sei Dank!" die Sache für erledigt erklärte und ihn mit ungewöhnlicher Bitterkeit anwies, seine Aufmerk-

samkeit einem gestern verbrochenen „ut mit dem Indikativ“ zuzuwenden. „Das kommt davon!“ schloß er. „Gib dich zufrieden, Brechtle, und sei ihm dankbar. Dein Vetter hat dich vielleicht gerettet.“

Das Schmerzlichste für den kleinen Partemisten und Lateinschüler, das ihn schon im Verlauf des ersten Vierteljahrs traf, war die Trennung von seiner Mutter. Die arme Frau fühlte sich in ihrem alten elterlichen Haus, in dem sie Jahre zugebracht hatte, die ihr jetzt als die glücklichsten ihres Lebens erschienen, mit jedem Tag unglücklicher. Sie setzte deshalb auch bald ihrem Bruder keinen Widerstand mehr entgegen, der schon in den ersten Tagen ihrer Rückkehr angedeutet hatte, daß es das klügste wäre, wenn er versuchte, ihr eine passende Unterkunft in der „Sammlung“ zu verschaffen. Die Sammlung beruhte auf einer unter städtischer Verwaltung stehenden Stiftung. Es war ein aus einem Nonnenkloster hervorgegangenes Frauenstift, in dem zwölf dem Geschlecht der Patrizier oder der „guten Gemeinde“ angehörige Frauen oder Fräulein ein Heim fanden, ohne an ein klösterliches Gelübde gebunden zu sein. An Raum fehlte es nicht, denn die Sammlung war nicht sonderlich beliebt, wenn auch die mittelalterliche, wenig kleidsame Tracht der Stiftsdamen seit kurzem abgeschafft worden war, und Schwarzmanns Einfluß war groß genug, eine freie Stelle für seine Schwester zu sichern. Auch tat er sich etwas darauf zu gut, es am nötigen Geld nicht fehlen zu lassen. Dies hatte eine geheime Ursache, über die er sich in rücksichtsvoller Weise nicht aussprach. Der tägliche Anblick seiner enterbten Schwester, deren Vermögensanteil seine Taschen schwellte, war ihm unangenehm, und alles Unangenehme mußte er sich aus dem Weg schaffen. Es sollte ihn nichts, auch keine unnötige Verstimmung in der Verfolgung wichtigerer Pläne hindern, die in den stürmischen Zeiten, in denen sich so vieles änderte,

nicht aussichtslos waren. Er wollte den Adel, den sein Onkel leichtfertig weggeworfen hatte, erneuert haben, er wollte im Kleinen Rat und auf der Oberen Stube zu Hause sein, sagten die Leute halb lachend, halb bewundernd. Er wollte als Bürgermeister der freien Reichsstadt Ulm enden, sagte er sich selbst, so oft er das Rathaus betrat und ihn einer der alten Besserer, Welser, Krafft oder Schad über die Schultern ansah.

So kam es, daß Frau Berblinger nicht ungern nach der Frauenstraße übersiedelte und ihr Witwenstübchen in der Sammlung bezog, das etwas freundlicher in einen wohlgepflegten Garten hinabsah als die gelbe Stube in der Herbelgasse auf die Riegelwand des Nachbarhauses. Sie war dort bleicher geworden als je zuvor, aber auch das Grün und Blau des Gärtchens waren nicht mehr imstande, die alte Farbe auf die einfallenden Wangen der jungen Frau zurückzurufen. Für Brechtle, der seine Mutter zweimal in der Woche besuchen durfte, wurden diese Tage zu Festtagen, nicht bloß weil er bei der Mutter sein Herz ohne Scheu ausschütten konnte, auch nicht weil die andern Frauen der Sammlung den kleinen Lockenkopf wie ein Spielzeug von Hand zu Hand gehen ließen und ihn mit Zimtsternen, Aepfeln und Nüssen beluden — er fühlte, daß er all dies für die Geduld verdiente, mit der er ihre Zärtlichkeiten ertrug —, sondern besonders weil man ihm erlaubt hatte, des Vaters Perpetuum mobile als Schmuckstück auf einem Kommödchen aufzustellen und weil er nun allen Ernstes anfangen konnte, es zu verbessern und zu verschönern. Bald nahm er ein Schräubchen, bald eine kleine Stange oder eine Welle mit, um ihr eine andre, etwas hoffnungsvollere Form zu geben, und übersah fast, daß seine Mutter mit Tränen in den Augen zusah und von Monat zu Monat bleicher zu werden schien. Manchmal begleitete ihn bei diesen Besuchen sein treuer Gönner und Freund, der Pestilenziarius. Der übersah es

nicht, wagte aber kaum etwas zu sagen, was von jeher seine Art gewesen war. Sie sprachen von Brechtles Vater, über Brechtles Fortschritte und Aussichten, die, wie er behauptete, mit jedem Tag etwas besser würden und ganz gut wären, wenn man ihn abhalten könnte, sich allzu eifrig mit Allotrii zu beschäftigen. Die Mühlen und der Kupferhammer, die Schiffe und Flöße zerstreuten ihn in ungebührlicher Weise, und es scheine kein Mittel zu geben, so gut er sonst zu leiten sei, ihn abzuhalten, in jeder freien Viertelstunde nach der Donau oder der Blau zu laufen. Trotzdem hoffe er das Beste und habe seinen Plan. Eigentlich sei Brechtle ja Württemberger und Blaubeuren ganz in der Nähe. Wenn sich das Bürschchen zusammennehmen wollte, brauchte es das Landexamen in Stuttgart nicht zu fürchten. Er werde mit dem Herrn Rat sprechen, und wenn dieser das Geld bewillige, sei er selbst bereit, mit dem Kleinen nach Stuttgart zu pilgern und am großen Wagnis teilzunehmen. Gehe es gut, so sei für Jahre, eigentlich für alle Zukunft gesorgt. Er sehe Brechtle heute schon im Geist auf einer Kanzel, ein niedliches Pfarrherrchen.

Zum erstenmal seit langer Zeit stieg ein freudiges Rot in Frau Berblingers Wangen auf, und sie dankte dem treuen Beschützer ihres Sohnes so lebhaft, daß dieser zweimal röter wurde. Dann überfiel sie ein heftiger Husten, so heftig und anhaltend, daß der Magister am folgenden Tag den Sanitätsrat Bühler, den Hausarzt der Schwarzmann, in die Sammlung schickte. Dieser berichtete am Abend, eine eigentliche Krankheit sei nicht festzustellen, doch sei mit dem Herzen nicht alles in Ordnung. Man könne jetzt noch nicht wissen, wie es gehen werde. Frau Berblinger müsse sich jedenfalls in acht nehmen. Worauf der gute Krummacher sie in einem ehrerbietigen Schreiben dringend bat, sich in acht zu nehmen.

Auch ihr Bruder mußte sich in diesen bösen Zeiten in

acht nehmen. Kaum zwei Monate nach der Besetzung Ulms durch die Franzosen standen die Oesterreicher wieder vor den Toren der Stadt und begehrten Einlaß. Die französische Armee unter Moreau war in eiligem Rückzug, und seine letzten Regimenter verließen Ulm, nachdem sie in aller Eile eine Kriegskontribution von 200 000 Gulden eingezogen hatten. Auch Schwarzmanns Sympathien für die Fremden, die er „im Interesse der Stadt“ etwas auffällig zur Schau trug, erlitten hierdurch einen heftigen Stoß, denn trotz allen Protestierens beschloß der Magistrat, den reichen Schiffer und Zunftmeister mit 6000 Gulden heranzuziehen. Ueberdies erfolgte die Besitznahme der Stadt durch die befreundeten Kaiserlichen leider nicht so glatt wie vor kurzem durch die feindlichen Republikaner. Diese hatten beim Abzug sämtliche Stadttorschlüssel mitgenommen und die Aufzüge der Fallbrücken derart verdorben, daß trotz des besten Willens seitens des Magistrats die getreuen Bundesgenossen mehrere Stunden warten mußten, ehe der siegreiche Einzug des Reichskontingentes erfolgen und Herr Schwarzmann den kommandierenden General seiner unverbrüchlichen Treue zu Kaiser und Reich versichern konnte. Brechtle saß während dieser peinlichen Stunden, die zu einem kurzen mißverständlichen Bombardement der Stadt geführt und das Dach des Gänseturms gekostet hatten, wohlgeborgen bei seinem Protektor zwischen den Pfeilern des Münsters und konjugierte bereits die lateinischen unregelmäßigsten Zeitwörter fehlerlos, wenn ihn nicht von Zeit zu Zeit ein freundschaftlicher Kanonenschuß ins Stocken brachte. Man wußte zurzeit in der Tat nicht mehr genau, was oben und unten, vorn und hinten, gut oder bös, französisch oder deutsch war, so toll ging es zu.

Trotz alledem verflossen für Brechtle zwei Jahre, ehe ein entscheidendes Ereignis in sein Leben eingriff. Unermüdlich geschoben und gezogen, hatte er wirkliche Fortschritte gemacht,

und da der gute Pestilenziarius den Einfluß des Herrn Onkels in schamloser Weise zur Geltung brachte, setzte er gewisse Unregelmäßigkeiten durch, die die erstaunlichsten Leistungen des Jungen nicht gerechtfertigt hätten. So saß er schon im zweiten Jahr seiner Gymnasiallaufbahn in der dritten Klasse, war auch dort und zwar noch viel mehr der Kleinste, aber trotzdem der fünfte unter seinen Mitschülern und erhielt als solcher bei der großen Osterprüfung seinen ersten Preis: eine Denkmünze, auf der das Bildnis eines Herkules in der Löwenhaut und der anfeuernde Sinnspruch „plus ultra“ prangte. Mit dieser Denkmünze begab sich der Pestilenziarius zum Herrn Rat und hatte mit ihm eine längere Unterredung, von der er freudestrahlend in sein Häuschen zurückkehrte, entschlossen, seinem kleinen Schützling etwas Außerordentliches zu gewähren.

Dies bedurfte keiner großen Vorbereitungen. Er hatte einen Freund, augenscheinlich den einzigen in der weiten Welt, dem er an jedem Freitag nachmittag einen Besuch abstattete, welchen dieser aber niemals erwiderte. Brechtle wußte dies, weil er infolge hiervon am Freitag nachmittag keine Privatstunden genoß, sondern gehen konnte, wohin ihn sein Herz trieb, nämlich in den Kupferhammer, oder in die Zundelmühle, oder auf die Zillen im Schwahl. Schon längst aber hätte er am liebsten seinen Gönner und Mentor begleitet, denn er wußte, daß dieser dann den Münsterturm bestieg und mit dem Turmwart Lombard einen bescheidenen Abendimbiß teilte. Vom Turmwart Lombard aber sprach man in der ganzen Stadt mit einer gewissen geheimnisvollen Scheu, niemand wußte so recht warum. Denn er tat seine Pflicht redlich, schlief nie, wie seine zwei Hilfswächter versicherten, und roch ein Feuer im Umkreis von zehn Meilen, ehe man die Spur eines Rauchs bemerken konnte. Vom großen Brand, der den Weinhof mit sechzehn stattlichen Häusern vernichtete, habe er acht Tage zuvor ge-

sprochen. Daß er scheinbar mehr nach den Sternen guckte als nach der Stadt, konnte man ihm deshalb nachsehen. Dabei war er ein halber Gelehrter, hatte geschriebene uralte Bücher, die niemand lesen konnte, und erhielt Briefe aus der ganzen Welt, oft zwei in der Woche! Aeltere, ehrbare Leute schüttelten den Kopf und meinten, der Lombard sei noch einer von den ganz Alten, die wie Henker und Schäfer und Türmer zu keiner ehrlichen Zunft gehörten.

„Brechtle," sagte der Magister, als er dem Kleinen am Syrlinsbrunnen begegnete, wo er mit zwei andern Lateinern aus wissenschaftlichem Forschungstrieb, wie sie versicherten, den Fischkasten zu öffnen versuchte, „mit dem Landexamen hat es seine Richtigkeit. Bedank dich bei deinem Herrn Onkel recht schön. Und heut hast du's verdient, daß ich dir eine Freude mache. Du hast mir auch eine gemacht und sollst mit auf den Turm und die ganze Welt von oben sehen."

‚Endlich!' dachte Brechtle fast zitternd vor Vergnügen, und ein kleiner Schauder, der sich in das Zittern mischte, machte es doppelt angenehm.

---

6 Auf hoher Warte

Der grämliche Mesner, anderwärts Küster genannt, der in seinen Nebenstunden, das heißt während des größeren Teils seiner Zeit, zum Aerger einer ehrbaren Zunft das Schuhzeug der Münstergeistlichkeit in Ordnung hielt, war noch an der Arbeit, während Krummacher an ihm vorüberging, und sah kopfschüttelnd auf, als er Brechtle gewahr wurde, der dicht hinter seinem Mentor die kirchliche Schusterwerkstätte betrat. Er erwiderte den Gruß des Pestilenziarius kaum, denn er war seit Jahren daran gewöhnt, ihn am Freitag nachmittag durch

sein Stübchen kommen zu sehen und warf gewöhnlich nur einen prüfenden Blick auf dessen weitausbauchende Rockschöße, die einen bescheidenen Abendimbiß bargen, soweit sich zwei Krügchen Bier, ein halber Laib Brot und drei Rettiche in dieser Weise bergen ließen. Die Krummacher waren nämlich seit drei Generationen Grundeigentümer und besaßen ein Gärtchen bei Söflingen. Man sah es dem letzten Sproß des Geschlechts wohl an, wenn er mit übervollen Taschen — ein zweibeiniger Erntewagen — durchs Neue Tor kam, wie stolz er war, seine vegetarischen Bedürfnisse mit eignen Erzeugnissen befriedigen zu können. Seine Röcke wurden dementsprechend nach besonderen Mustern hergestellt und waren dem neidischen Mesner ein dauerndes Aergernis. Was aber hatte gar der Junge bei dem alten Narren auf dem Turm zu tun? Jetzt schon! War's nicht genug, daß ihn der Magister an jedem Unglücksfreitag in seiner gottgefälligen, sauern Arbeit für die Herren Pastores störte?

In dem engen finsteren Gang innerhalb der gewaltigen Strebemauern des Münsterturms, den man durch das Mesnerstübchen betrat, führten ausgetretene, vierhundert Jahre alte Stufen steil nach oben. Am Fuß dieser Treppe hielt der Magister still und gab seinem Begleiter die zwei Steinkrüge. „Zerbrich mir nichts! Du sollst droben mittrinken und darfst sie, an deinem ersten Ehrentag, selbst tragen," sagte er dabei. „Und jetzt langsam vorwärts! Langsam, bis du halb oben bist; dann kannst du meinetwegen klettern, so schnell dir's behagt."

Zunächst ging es in dem Backsteingemäuer der südwestlichen Ecke des Münsters eine Zickzacktreppe in kurzen Absätzen empor. Nach jeder zweiten Wendung gestattete eine schräg durch das Gemäuer brechende Fensterspalte einen Blick nach außen und warf ein bleiches Licht auf die zerbröckelnden Stufen. Auch in guten alten Zeiten baute man nicht immer so solid, als wir gerne glauben möchten, so daß die alten Baumeister nach

hundertzwanzigjährigem Bauen die Arbeit auf halber Höhe des Turms einstellen mußten und ihr Notdach da, wo die viereckige Form des Baus in ein Achteck übergehen sollte, aller Welt verkündete, daß auch zu Ulm Türme wie Bäume nicht in den Himmel wachsen wollen.

Beim ersten Fenster hatten sie schon die Giebelhöhe der Häuser um den Münsterplatz erreicht. Am zweiten wollte Brechtle ohne einen Blick nach außen vorüberstürmen, um die Ueberraschung am dritten doppelt genießen zu können. Dabei begrub er aber den Kopf in den Rockschößen des Magisters, so daß einer der Rettiche herausfiel und mit ärgerlicher Gewandtheit bis zum ersten Fenster hinunterkollerte, als ob er gewöhnt wäre, sich in Zickzacksprüngen zu erlustigen. „Eheu fugaces, Postume, Postume!“ rief der Pestilenziarius. „Siehst du! Blinder Eifer schadet nur. Jetzt kannst du wieder hinuntergehen und den Flüchtling einfangen, wenn du das Festmahl würdig begehen willst, mit dem du dich aufs Landexamen vorbereiten darfst. Aber, bei Bacchus und Gambrin, festina lente! Zerbrich mir die Krüge nicht!“

Die Warnung kam um zwei Sekunden zu spät. Der kostbare Inhalt eines der Krüge strömte bereits dem Rettich nach und entzog sich mühelos jeder weiteren Verfolgung. Eine zeitgemäße Ohrfeige, mild genug unter den obwaltenden Umständen, beschloß den kleinen Zwischenfall.

Ohne weiteres Mißgeschick langten sie beim sechsten Fenster an. War das herrlich! Brechtle sah sich der Turmspitze des Barfüßerkirchleins gegenüber und blickte tief auf das Gymnasium herunter. Der Magister lächelte fast mitleidig, als ihn der Junge mit freudigem Stolz darauf aufmerksam machte, und bemerkte, das sei vorläufig und vielleicht noch für lange Jahre eine optische Täuschung. Er möge nicht vergessen, welch große Gelehrsamkeit, wie viel Weisheit sich da unten aufbaue, an

der ehrerbietig hinaufzusehen seine Pflicht sei. Hielt es doch der gute Pestilenziarius seinerseits für eine heilige Pflicht, das junge Gemüt seines Schützlings bei jeder passenden Gelegenheit auf den richtigen Weg zu weisen.

Nun kam wieder ein kurzer, völlig finsterer, geradliniger Teil der Treppe, der nach dem Hauptturm und nach der Galerie über dem Dach der Vorhalle führt, die zwischen die Strebepfeiler des Turms eingebaut ist. Hier schon, in einer Höhe, die alle Gebäude der Stadt überragt, bietet sich ein prächtiger Blick nach Westen auf die zackigen Giebel, auf die Türme und Türmchen der alten Stadt und auf die grünen Felder und Berghalden jenseits der Stadtmauern, die sanft anschwellend sich gegen den nördlichen und westlichen Horizont hin erheben. Mehr noch erfreute sich Brechtle an dem reichen, nach oben schießenden Stabwerk, das die gewaltigen Strebepfeiler schmückt, an den schlanken Säulen und Säulchen, die frei in der Luft stehend sich zu schwindelnder Höhe erheben, an dem zierlich durchbrochenen Laubwerk und den reichen Fensterfüllungen, die von unten so zart und niedlich aussehen wie Spitzenwerk und hier in der Nähe wie die Rippen eines Riesenleibes erscheinen.

Doch weiter; höher!

Jetzt erst hatten sie die Wendeltreppe erreicht, die leicht und luftig an der Außenseite des Turms emporführt. Sie drehten und drehten sich bis zum Schwindligwerden um die zierliche Mittelsäule. Dämmerung und Licht folgten sich, je nachdem sie an einer Fensterlücke vorbeikamen oder an der Innenseite des Treppentürmchens hinaufkletterten. Die Stufen selbst waren weniger ausgetreten als weiter unten; aber trotzdem ging es langsamer vorwärts; auch schien das Gewicht des einen übriggebliebenen Bierkrugs gegen alle Gesetze der Natur schwerer zu werden, je weiter man sich vom Mittelpunkt der Erde entfernte. Dagegen wurden die Durchblicke ins Freie

immer großartiger und befremdender. Brechtle glaubte sich mehr und mehr loszulösen von der kleinen Puppenstubenwelt dort unten, die ihm trotzdem Geheimnisse zeigte, stille Gärtchen zwischen den grauschwarzen Dächern, düstere Höfe wie Brunnenschachte, welche er nicht einmal vermutet hatte.

Jetzt kam auch eine Fensteröffnung nach dem Innern des Turms hin. Man sah in die Glockenstube: ein Gewirr gewaltiger schwarzbrauner Balken und daran aufgehängt stumm aber drohend die riesigen Glocken, deren eherne Stimme ihn selbst auf dem Münsterplatz unten schon erschreckt hatte. Wenn sie jetzt anfingen, sich zu bewegen! Unwillkürlich suchte er nach der Hand seines Begleiters, der ihm über die Schulter sah. Wie ihm hier die Stimmen durch Mark und Bein gehen würden, die ihn am Sonntag so feierlich zur Kirche riefen! Selbst die der kleinen dort, die unter den andern so unschuldig aussah. Und kein Wunder! Es sei dies das Armesünderglöckchen, erklärte der Magister, das erst gestern einen Spitzbuben zum Galgen geleitet hatte. Da wirklich — der Strick bewegte sich; das Glöckchen schien zu zittern. Der Junge wandte sich weg. Ein erschütternder, dröhnender Schlag ging durch den ganzen Turm. Er fühlte das Zittern der Luft bis in die Knie. Alles schien für einen Augenblick lebendig zu werden in jähem Entsetzen — und es hatte nur ein Viertel auf sieben geschlagen! Wenn das einmal ausschlüge, Brechtle — Mitternacht! — Fast wäre es auch um den zweiten Krug geschehen gewesen.

Endlich standen sie auf der geräumigen viereckigen Plattform, welche zurzeit nahezu die Spitze des Turms bildete. Auf dieselbe war noch ein Stückchen der achteckigen Fortsetzung des Baus aufgesetzt, das die Höhe eines mäßigen Hauses erreicht hatte, als man vor dreihundert Jahren zu bauen aufhörte. Eines Sonntags waren ein paar gewaltige Gewölbsteine im

unteren Teil des Turmes ausgebrochen und herabgestürzt und hatten die ganze Stadt mit Entsetzen erfüllt, von dem sie sich noch immer nicht erholt zu haben schien. Wenigstens wagte kein Mensch mehr, ans Weiterbauen zu denken. Denn auch Mut und Ausdauer, Glaube und Frömmigkeit, die das große Werk bis hierher geführt hatten, waren im Lauf dieser Jahrhunderte jammervoll geschwunden. Auch bemerkten die späteren Baumeister mit Schrecken, daß die Grundsteinmauern weit nicht so widerstandsfähig waren, als man angenommen hatte. So beschloß der hohe Rat, das Achteck, soweit es fertig war, mit einem provisorischen Dach zu versehen, eine provisorische Turmspitze mit grünen Ziegeln zu decken und eine gewaltige provisorische Wetterfahne darauf zu setzen. In dem Achteck aber wurden niedliche und geräumige Wächterstübchen eingerichtet, und damit war für die nächsten dreihundert Jahre wenigstens provisorisch gesorgt.

Krummacher, der das Törchen, welches in des Türmers Wohnung führte, verschlossen fand, umkreiste mit Brechtle die in prächtigen gotischen Formen gehaltene Brüstung der Plattform. An ihren vier Ecken ragten erkerartige Ausladungen keck in die Luft hinaus und gestatteten, die mit riesigen Doppelfenstern geschmückten Seiten des Turms auch von außen zu sehen. Zwischen je zwei dieser Erker streckte einer jener wasserspeienden teuflischen Drachen oder Höllenhunde seinen fratzenhaften Leib weit hinaus über die schwindelerregende Tiefe, in der ameisengroße Menschlein, von denen man kaum mehr als Kopf, Schultern und Fußspitzen sah, scheinbar zwecklos hin und her liefen.

Auf der Ostseite sah man hinab auf das jäh abfallende Dach des Langschiffs der Kirche. Es fehlte hier noch alle Pracht, welche erst das neunzehnte Jahrhundert dem Bau gegeben hat, die zwei Osttürme, die mächtigen Strebebogen und der Wald von zierlichen Fialen entlang den Pultdächern des

Seitenschiffs. Dagegen saß der Ulmer Spatz — ein riesiger Steinvogel — ernst und feierlich auf dem First des Daches und sah auf seine Stadt und sein Münster herab, als fühlte er, daß ohne ihn all das nicht entstanden wäre. Allerdings war das Ganze ein gewaltiger Torso geblieben, welchen das fünfzehnte Jahrhundert dem achtzehnten hinterlassen hatte, das ihn nicht mehr verstand. Brechtle jedoch empfand in stummem Staunen die Größe des Menschenwerks, die ihn mit einem wunderlichen und unerklärlichen Stolz erfüllte. Verständlicher war ihm, was er unter sich und jenseits der Mauern und Wälle der Stadt erblickte: der glänzende Spiegel der Donau mit ihren Zillen und Flößen, die grünen, mit Obst- und Weingärten bedeckten Höhen im Westen und Norden, die gewaltige Ebene des Donaumoors im Westen und Süden und darüber hinaus, wie hingehaucht in den sonnigen Aether, die schneegekrönten Gipfel der Alpen von der Zugspitze im Bayerland bis über den Säntis hinweg zu den Bergketten der mittleren Schweiz. Zum erstenmal zitterte das kleine Herz unter dem Zauber der Ferne, wie es den kleinen Vögelchen zumut sein mag, die halbflügg über den Nestrand ins Blaue sehen. Achtung, Vorsicht, Brechtle. Flügel werden dir ja niemals wachsen! —

Nachdem sie ihren Umgang langsam beendet hatten, sagte Krummacher etwas ungeduldig:

„Ich weiß, er schläft nicht und doch müssen wir ihn wecken. Das kommt davon, wenn die Leute am hellen Tag in den Sternen lesen."

An dem schwarzbraunen Türchen hing ein mächtiger Klopfer, der ein Kreuz in einem Drudenfuß darstellte, ein wunderliches Zeichen: himmlische und höllische Mächte vereint. Der Magister mußte zweimal klopfen. Dann öffnete sich das Türchen langsam, und ein großer Mann in einem talarartigen Pelzmantel erschien. Es war eine ehrwürdige, etwas gebückte Gestalt, die Brechtle

kaum anzusehen wagte. Er war nicht mehr ganz sicher, daß es keine Hexenmeister gab, obgleich er sie sich anders vorgestellt hatte.

In langen, schneeweißen Locken fiel dem Mann das Haupthaar bis auf die Schultern, doch sah man auf einen Blick, daß er keine Perücke trug. Der Bart strömte ihm in zwei mächtigen Wellen über die Brust herab. Die Gesichtszüge, soweit sie unter dem löwenartigen Haarschmuck hervortraten, waren feingeschnitten und regelmäßig. Stahlgraue Augen funkelten förmlich, aber nicht unfreundlich unter den buschigen Brauen und belebten ein mumienbraunes Gesicht in fast unheimlicher Weise. Brechtle fürchtete sich vor dem schönen alten Mann mehr, als er sich seinerzeit vor dem häßlichen Pestilenziarius gefürchtet hatte, obgleich jener den Magister ein wenig herablassend, aber doch freundlich genug begrüßte. Dieser fuhr in seine Rocktaschen und zog aus verschiedenen Teilen des sinnig eingerichteten Gewandes die drei Rettiche, ein in Pergament eingeschlagenes Stück Butter, zwei halbe Laibe Schwarzbrot und einen Brief hervor, den er dem Türmer überreichte.

„Ich war wie gewöhnlich für dich bei dem Stuttgarter Postboten und bringe dir, was er brachte,“ sagte er halblaut, wie wenn es sich um ein hohes Staatsgeheimnis handelte. „Nur ein Brief, aber ein gewichtiger, wie es scheint. Kostet sechsunddreißig Kreuzer Ulmer Geld.“

„Aus England,“ versetzte der Türmer, den Brief vorsichtig öffnend. „Die sind meist das Geld wert, das sie kosten. Sie lassen sich dort drüben von dem Sturm, der durch die Welt fegt, nicht in ihrer Arbeit stören, die aufbauen wird, was die andern zerstören und ihr verfaulen laßt. Das macht, sie sitzen auf einer Insel wie ich auf meinem Turm. Wenn ich noch einmal heruntersteige, ohne von vier Mann getragen zu werden, ginge ich nach England. Dort sind Leute, die mir behagen.

Wissen was sie wollen und tun es. Aber komm herein! — Und das also ist das Männchen, das dich zurzeit am Leben erhält. Laß dich sehen, kleiner Wohltäter meines Freundes!"

Er lachte gutmütig, faßte Brechtle am Ohr und zog ihn zu sich her. Der Kleine machte eine Grimasse, denn der alte Herr hatte eine kräftige Art zuzugreifen.

„Nur nicht bange, kleiner Taugenichts," fuhr er fort. „Sie werden dich noch ganz anders zwicken dort unten. Verblinger also heißt du? Weißt du, daß ich deinen Vater gekannt habe? Er kam mehr als einmal zu mir herauf. Hätt' ich ihn gezwickt wie dich, hätt' er sich vielleicht nicht zum Schulmeister verirrt, wäre auch nicht ein Perpetuum stabile geworden. Es gibt so unglaublich viel Vernünftigeres zu tun auf dieser Erde. Nun ist's vorbei; Gott hab' ihn selig. Er hat wenigstens dich hinterlassen, und mit den Jungen fängt man doch immer wieder an zu hoffen, seit Adams Zeiten. Merkwürdig, Krummacher, daß das Hoffen nicht aufhören will. Gehört wohl ins Kapitel der Perpetua mobilia eines andern Erfinders. Aber kommt herein. Küche und Keller sind auch hier oben noch nicht leer."

Sie traten in das Innere des Turms, wo sie eine geräumige, mit fremdartigem Hausgerät ausgestattete Stube aufnahm. Durch die kleinen Fenster, die nach allen Himmelsrichtungen offen standen, sah man nichts als Himmel, tiefblau gegen Osten, glutrot gegen Westen. Brechtle kam es vor, als schwebte er in einer überirdischen Welt, in die sich einiges wenige von unten herauf verirrt hatte: die Rettiche, der Bierkrug und dergleichen. Drei Zinnteller, die Reste eines Schinkens deuteten an, daß man sie erwartet hatte. Ein gedeckter Tisch nahm die eine Ecke der Stube ein; in der andern sah es etwas interessanter aus. Dort stand auf einer buntbemalten Truhe ein Himmelsglobus und ein Fernrohr, ein paar altertümliche

Bücher, wunderlich geformte Glasflaschen und daneben auf dem Boden eine Elektrisiermaschine. Herr Lombard war sichtlich kein Turmwächter gewöhnlichen Schlags.

Sie setzten sich. Ihr Wirt wollte nichts vom Bier wissen, das sie mitgebracht hatten.

„Hättet ihr eine Flasche frischen Wassers heraufgenommen, hätt' ich euch gedankt. Ihr Bier mögen die Ulmer selbst trinken. Hier oben brauche ich ein klares Auge und eine stetige Hand. Es geht noch für meine Jahre, aber nur mit Wasser. Nichts für ungut, Krummacher, und Prosit!"

Sie füllten die Zinnbecher und tranken. Brechtle hatte zu seiner großen Befriedigung einen kleinen Glasstiefel erhalten, den ihm der Pestilenziarius füllte. Der Türmer schüttelte den Kopf und fuhr fort:

„Ihr denkt wunder was von der Kraft, die in euerm Bier steckt! Weißt du, daß man anfängt, die Welt mit Wasser aus den Angeln zu heben? Mit Wasser und Feuer. Drüben in England brachten sie's fertig, und ihr waret selbst nahe genug daran, es zu tun. Hättet's getan, wenn nicht die Besten von euch die Nasen in Bücher und Biergläser steckten, bis sie blind und taub sind. Euer Wohl! Laß dir's schmecken, Brechtle!"

Der Junge war nicht abgeneigt, einem gesunden Appetit freies Spiel zu lassen und bearbeitete seinen Rettich mit einer Geschicklichkeit, die weit über seine Jahre ging. Gieriger aber hing er an den Lippen des alten Mannes, der ihn anzog wie die Schlange ein Kaninchen, obgleich sein Gespräch mit Krummacher nichts Ungewöhnliches hatte. Sie redeten von den jüngsten Ereignissen drunten in der Stadt, vom letzten Feuer, von den Durchzügen und Einquartierungen, von der wachsenden Not, die die unruhigen Kriegszeiten schon jetzt über Stadt und Land gebracht hatten. Der Pestilenziarius gab unwillig zu, daß er diese Welt nicht mehr verstehe:

„Fortschritt? Freiheit? Brüderlichkeit? — Puh! Mord und Totschlag, Raub und Diebstahl in allen Richtungen. Abwärts geht's, Schritt für Schritt, seit einem Menschenalter. Der erste Schritt war, als sie aufhörten, gegen die Pestilenz zu beten und die Pestilenziarii, die zwei Jahrhunderte lang getreulich, wenn auch nicht immer erfolgreich ihres Amtes gewaltet hatten, kurzer Hand abschafften. Nun hat die Rotte Korah in Frankreich unsern Herrgott selbst abgeschafft und bringt ihre Aufklärung mit Feuer und Schwert und mit dem erlogenen Geschrei von der Brüderlichkeit bis ins friedliche Ulm, wo ein Drittel der Bürgerschaft der Ansteckung erliegt. Hoffentlich sind wir bald auf der untersten Stufe ihres Fortschritts angelangt und ist die Hölle bereit, das neue Sodom und Gomorra zu verschlingen."

Brechtle hatte seinen Mentor noch nie so lebhaft sprechen gehört. Drunten war er zurückhaltend, schüchtern, sanft. Das machte wohl die Höhenluft auf der Spitze des Münsterturms, die freie Einsamkeit hier oben. Lombard nickte dem eifrigen Männchen zu und lächelte.

„Das ist eure Weltgeschichte, in der Nähe betrachtet," unterbrach er ihn endlich; „ein häßlicher Lärm ohne Ziel und Zweck, ein Wogen und Wallen, das uns zu Boden wirft. Wenn wir dann nach dem Sturm wieder aufstehen, erschöpft und betäubt, mit der Frage auf den zitternden Lippen: ‚Wozu? wozu?' — antwortet sie uns? War's nicht so, nachdem sie sich in euern deutschen Landen dreißig Jahre lang bis zum Verbluten um Rätsel gestritten hatten, die heute noch ungelöst auf uns lasten? Wird es anders sein, wenn sie sich abermals, vielleicht dreißig Jahre lang, um andrer Rätsel willen die Schädel einschlagen, Rätsel, die uns ebensowenig der Erlösung näher bringen werden?"

Der Magister sah nachdenklich in seinen Becher. Er traute

seinem Freund nur halb. Auch hier oben war man vor gewissen Ansteckungen nicht sicher, sonderlich wenn man die Keime von unten mitgebracht und jahrelang in sich getragen hatte.

„Da lob' ich mir meine englischen Freunde," fuhr der wunderliche Türmer fort und zog seinen Brief aus der Tasche. „Dort arbeiten sie an einem Fortschritt, von dem die Calvinisten, Papisten und Lutheraner von damals, die republikanischen Schreier und heulenden Royalisten von heute keine Ahnung haben, und formen das Leben der Menschheit nicht ohne Mühe — weiß Gott, nicht ohne Kampf und Mühe —, aber in aller Stille. Nach Jahrzehnten, vielleicht nach einem Jahrhundert wird eine neue Welt dastehen, voll von ungeahnten Wundern, die sich selbst kaum wieder erkennt. Es war immer so. Die Kleinen und Stillen bauen, die Großen zerstören; und lange wird's noch dauern, bis man begreift, daß die Kleinen die wahrhaft Großen sind."

„Da magst du recht haben," versetzte der Pestilenziarius mit einem ungewohnten Anflug von Humor. „Ich zum Beispiel fühle noch nichts von der Größe, die mir anhaftet."

„Das glaube ich dir," entgegnete Lombard, ohne zu lachen. „Aber auch bei euch gibt es Leute der Art. Wenn sie nur nicht alles Heil in ihrer Gedankenarbeit sehen wollten. Wir sind Menschen, Magister, und sind an die Erde gebunden. Hier können und sollen wir herrschen. In der Geisteswelt werden wir ewig dienen und warten müssen, bis einmal ein Lichtstrahl, wer weiß woher, in das ewige Dunkel fällt. Den Geistern gehört das Jenseits. Wir aber sollen die Herren dieser Erde sein. Feuer und Wasser sind uns untertan und selbst im Reich der Luft sind wir zum Herrschen bestimmt."

War es Zufall, daß Brechtle, der von all dem nicht viel verstand, die Ohren spitzte wie ein Wachtelhündchen, das zum erstenmal einen Spielhahn sichtet.

Lombard öffnete den Brief, der neben ihm lag.

„Siehst du, Pestilenziarius, da schreibt mir ein gewisser Hornblower, den ich vor langer Zeit, als ich noch unten war, auf meinen Reisen kennen lernte, daß er nun sicher sei, eine gewaltige Verbesserung an den Feuermaschinen erfunden zu haben, von denen drüben alle Welt spricht. Expansion nennt er's. Klingt das nicht, als ob man tiefer und freier atmen müßte. Auch bei uns, in den Bergwerken Schlesiens, stellen sie diese Maschinen auf, die das Wasser mit Feuer den Berg hinauftreiben. Hornblower schreibt, sein Freund Watt — die Freundschaft ist nicht allzu groß, aber sie ziehen an einem Strang — habe sich ein Patent geben lassen, mit Feuerdampf zu pflügen und Wagen zu ziehen, und ein Schotte, Patrick Miller, habe damit ein Schiff durchs Wasser getrieben, ehe — ehe er bankrott geworden sei."

„Sie sind wohl verrückt, deine Engländer," unterbrach ihn Krummacher.

„Wenn du es verrückt heißt, die Grenzen zu verrücken, die unser Wissen und Können heute umschließen," versetzte der Türmer. „Auch ich würde sie für verrückt halten, wenn sie beim Wissen stehen blieben. Aber sie machen das, wovon wir sprechen und schreiben. Sie beginnen mit dem Können. Uebrigens haben wir schon vor hundert Jahren dergleichen Leute im Lande gehabt. Der gelehrte Pazin hat Feuermaschinen gebaut und wollte ein Feuerschiff auf die Weser setzen. Man hat es ihm in Stücke gerissen, weil man ihn auch für verrückt hielt und sein Schiff für eine Ausgeburt der Hölle. Er selbst ist zugrunde gegangen; seine Gedanken aber kamen nicht zur Ruhe. Die Kohle, die man aus der Erde gräbt, verwandeln sie jetzt in Kraft, und mit Kraft ist alles zu machen, was wir auf Erden brauchen."

Jetzt fühlte auch Brechtle, der sein Stiefelchen Bier aus-

getrunken hatte, ungewöhnlichen Mut und das Bedürfnis, mitzusprechen.

„Mein Vater hat ein Perpetulum gebaut," begann er.

„Nicht Perpetulum," unterbrach ihn Krummacher errötend.

„Perpetuum mobile," verbesserte sich der Junge, ohne im geringsten den Mut zu verlieren. „Das hätte auch Kraft gegeben, wenn es gelaufen wäre."

„Ich weiß, ich weiß!" sagte Lombard und sah den Jungen aufmerksam an. „Ich höre alles hier oben auf meinem Turm. Ist es denn nicht gelaufen?"

„Nein," erwiderte der Kleine halb zornig, halb traurig. „Sie haben meinen Vater totgeschossen, die Franzosen, ehe es fertig war. Aber ich will's fertig machen, sobald ich groß genug bin."

„Armer Bub," sagte der Türmer mitleidig. „Wäre dein Vater so alt geworden wie Methusala, es wäre nie fertig geworden, und dir wird es nicht besser gehen. Es gibt Dinge, die der Mensch, es gibt andre, die nur der Weltgeist machen kann. Zu denen gehört Kraft."

„Aber Ihre Feuermaschine? Die Kraft, die sie gibt?" fragte Brechtle ungeduldig.

„Kommt aus der Ewigkeit!" versetzte der Türmer ernst. „Der Bub will zu viel wissen, Krummacher. Was wir kaum ahnen können, braucht ein Kind nicht zu begreifen. Uebrigens gehört das Ahnen auch zu unserm Rüstzeug; die größten Dinge, die der Mensch erkannt oder geschaffen hat, verdankt er dem Ahnen. Wenn ich in der Nacht draußen sitze vor meinem Wächterhäuschen und nichts um mich habe als Luft, reine Luft und über mir den Sternenhimmel — — Nehmt eure Stühle mit, ihr sollt es sehen."

Der Imbiß war längst beendet, das bescheidene Bierkrüglein geleert. Auch war die Sonne untergegangen und das

Abendrot langsam erloschen, als sie auf die Plattform hinaustraten. Sie stellten ihre Stühle gegen die Wand des Häuschens. Schweigend ließ sich Lombard auf dem mittleren nieder und winkte dem Magister, zu seiner Rechten Platz zu nehmen. Brechtle setzte sich schüchtern auf die Ecke des dritten Stuhls und sah von Zeit zu Zeit unruhig nach hinten, denn die Rücklehne, ein großes schwarzbraunes fratzenhaftes Gesicht mit fletschenden Zähnen, betrachtete ihn gar zu boshaft.

Sie blickten nach Osten, auf das schwindelnd steile Kirchdach nieder, auf dessen First noch immer schwer und ernst der steinerne Vogel saß, in welchem Ulm eine Art illegalen Wappentiers verehrte. Dort über dem weißen Duft des Donaumoors rund und fast erschreckend groß ging der Mond auf und goß sein ruhiges, silbernes Licht über das dämmernde Bild aus. Ein Sternchen um das andre wurde am Firmament sichtbar und begann zu flimmern wie ein freundlicher, aber stummer Bote aus der Unendlichkeit. Auch um sie her regte sich das heimliche Leben der Nacht. Unter ihren Füßen im Maßwerk des nächsten Turmfensters fauchten sechs schneeweiße Eulenkinder mit schauerlichem Wohlbehagen. Fledermäuse schossen von Zeit zu Zeit blitzschnell durch die Luft. Die alte Eule, ein großer schwarzbrauner Vogel, hing fast neben ihnen in der Luft, stieg und senkte sich, beinahe ohne die ausgebreiteten Flügel zu rühren, und wartete, scheinbar in schwermütigen Gedanken, auf die Kirchenmaus, die man an der nächsten Dachrinne knuspern hörte.

Sie schwiegen lange. Der Zauber der Ruhe, der über alldem lag, die stille Stadt, in der nur da und dort ein Lichtchen flimmerte, gerade wie über ihnen am Firmament, der laue Nachtwind, der um die Turmspitze zog, das leise Krächzen der Wetterfahne, die sich wie im Traume bewegte, all das mochte schuld daran sein. Brechtle sah auf und wunderte sich über das

bleiche Gesicht und die starren glänzenden Augen des Türmers die in weite Ferne blickten, ohne etwas zu sehen, und die lange, dünne Hand, die von Zeit zu Zeit ein nervöses Zucken bewegte.

„Amice, quo vadis?“ sagte endlich Krummacher leis, wie wenn er mit sich selbst spräche. Ein Schauder zitterte durch den Körper des alten Mannes, der sich mit einem Stoß aufrichtete und sich an seinen Nachbar links wandte.

„Was willst du werden, Brechtle?“

Dem Jungen fiel ein, daß ihn der Pestilenziarius genau vor zwei Jahren dasselbe gefragt und in welche Not ihn seine Antwort gebracht hatte. Er wollte diesmal sicher gehen und antwortete:

„Ein Landexaminand, Herr Lombard!“

Der Pestilenziarius freute sich seines Schülers. Er dachte ebenfalls an den Vogel von früher. Das war nun doch eine vernünftige Antwort, wenn auch noch nicht ganz befriedigend. Lombard lächelte.

„Wie lange habt ihr ihn schon in der Dressur?“ fragte er nach rechts hinüber. „Jedenfalls wird es nicht mehr lange dauern, bis er jede Erinnerung daran verloren hat, was ihm im Blut steckt, und das ist wohl das beste für euch beide. Denn zwei Münstertürme gibt's nicht, weit und breit, und wo sollte man all die ungelenken und unbefiederten Vögel unterbringen? Ich hatte Narrenglück, das mir mein Leben lang treu blieb. Man sollte solche Treue nicht für möglich halten.“

„Noch solchen Glauben,“ seufzte Krummacher.

„Das macht, ich sehe etwas weiter hinaus als ihr; über den Jammer weg, der euch verzehrt. Das kommt von den stillen, klaren Nächten hier oben, und wenn alle vier, fünf Jahre ein kleiner Junge zu mir heraufkommt, wie dein Brechtle, oder wenn ich sie jeden Mittag zu hunderten aus der Schule herauswimmeln sehe, denke ich nicht daran, zu verzweifeln. Ich weiß,

auch der Schöpfer fängt mit jedem Tag wieder aufs neue an und verliert die Hoffnung nicht. Steig auf den Münsterturm und sieh dich um. Langsam geht es vorwärts, trotz allem Jammer."

„Den Jammer sehe ich wohl; wie es vorwärts gehen soll, will mir nicht einleuchten," versetzte der Magister. „Das eine oder andre ließe sich ja anführen. Wir verstehen heute unsern Horatium Flaccum besser als vor fünfzig Jahren."

„Das nenne ich fortschreiten nach rückwärts," erklärte der Türmer. „Aber wir lernen Neues und mehr. Es gärt und schafft, wie frischer Saft in den Bäumen, unmerklich für Millionen, die staunen werden, wenn die Knospen springen. Wer weiß, was Brechtle noch sehen wird, wenn wir begraben und vermodert sind. Tun wir nicht heute schon Wunder, die unsre Väter für Zauberei gehalten hätten? Packen wir nicht den Blitz der alten Götter und leiten ihn, wohin wir wollen?"

„Davor wolle uns der Herr behüten," rief der Pestilenziarius erschrocken. „Vergiß nicht, daß wir in Gottes Haus sind."

„Ich denke dran. Doch stehen wir drüber, wenn du der Wahrheit die Ehre schenken willst," sagte Lombard leise, fast feierlich. „Er wohnt nicht in Häusern aus Stein, dein Gott. Siehst du das eiserne Gestäng dort oben? Zwanzig Jahre lang habe ich bei euerm Magistrat und bei eurer Geistlichkeit dafür gefochten. Fünfmal hat in diesen zwanzig Jahren der Blitz in den Turm geschlagen. Erst hießen sie's Gotteslästerung, dem Blitz seine Wege weisen zu wollen. Dann war es Unsinn und Wahnwitz; dann war es billiger, sich der Gnade des Herrn anzuvertrauen. Vor wenigen Monaten endlich ließen sie das Teufelswerk auf das Gotteshaus setzen und erst vorige Woche — du mußt das Krachen in deiner Maulwurfshöhle gehört haben — fuhr ein Blitz harmlos an dem Gestäng herunter, in den Boden. Ich dankte hier oben unserm Schöpfer,

daß er dem Menschen Vernunft gab und noch täglich gibt, wenn auch langsam — langsam! In andrer Weise ertragen es die Leute nicht."

Brechtle, der neben dem Blitzableiter saß, berührte ihn vorsichtig mit dem Finger.

„Du brauchst dich nicht zu fürchten, Bub!" lächelte der Türmer. „Wir hexen hier oben nur so weit, als es unser Herrgott erlaubt, und auch drunten hexen sie nicht weiter. Aber sie kommen vorwärts, Krummacher, vorwärts. Ich habe ja nichts mehr damit zu tun, ein alter Mann, mit dem's zu Ende geht, aber ich wollte, ich könnte dir klarmachen, woran sie sind, und wie weit. Kraft aus Kohle. Gottes Kraft aus Gottes Kohle, wenn dir's so besser gefällt. Ich sehe nicht ein, wozu wir hierbei den Hexenmeister brauchen sollten. Es gärt und brodelt rings um uns her: in England, in Frankreich, in unserm bedächtigen Deutschland. Ich sage dir, wir stehen an der Schwelle einer großen Zeit."

„Einer Jammerzeit," stöhnte Krummacher, „mit den Franzosen, mit den Atheisten an der Spitze, die Brandfackel in der Hand, die Kriegsfurien hinterher."

„Nicht so, mein Freund," antwortete Lombard mild. „Die bläst ein Wind auseinander, wie die Heuschreckenschwärme der Wüste. All der Lärm, all das Drängen, all das Schwitzen und Bluten ist verwunden und vergessen in einer Kürze. Leise, aber unaufhaltsam wie heute nacht in Millionen Bäumen steigt der Saft des Lebens in die Höhe und schafft Neues, von dem wir nichts ahnen. Ich bin ein alter Mann, Krummacher, und manchmal scheint mir, ich würde taub und blind. Dann aber ist mir auch wieder, als sähe ich besser als ihr. Die Kraft der Urzeit in der Menschen Hand. Das wird uns um ein Stück weiter führen."

„Etwas Aehnliches sagte der alte Berblinger, wenn er von

seinem Perpetuum mobile schwatzte," murmelte der Pestilenziarius vorwurfsvoll.

„Das war der Irrtum eines braven Mannes," entgegnete Lombard eifrig. „Es irrt der Mensch, solang er strebt. Auch das hat einer der Neuen entdeckt. Gott lohn's ihm. Gott gab's ihm. Kraft können wir nicht schaffen. Das hat sich der Schöpfer vorbehalten. Aber seine Kräfte fassen, lenken, gebrauchen, das lernen wir. Warte ein halbes Jahrhundert! Dann brauchen wir keine Pferde mehr, um durch die Welt zu jagen, keine Ochsen und Esel, unsre Lasten zu tragen, keine Verbrecher und Sklaven, unsre Schiffe zu rudern. Dann kommen die Donauboote von selbst den Fluß herauf. Die Kraft für all das steht uns zu Gebot und wird die unsre tausendfach verstärken. O Krummacher, daß wir alte Leute sind! Es sollte mich nicht wundern, wenn Brechtle in einem Feuerwagen in vierundzwanzig Stunden nach England führe und Brechtles Buben mit der Kraft des Blitzes um den Erdball sausten."

„Du bist ein gottloser Phantast!" schalt der Magister. „Möge der Herr dir verzeihen um deines Herzens willen. Er hat die Grenzen der Erde befestigt und seinen Geschöpfen Beine gegeben von bestimmter Länge. Wir werden nicht ungestraft seine Maße verlängern oder verkürzen."

„Aber er hat uns auch einen Geist gegeben, und dem Geist Verstand; auch dir, Krummacher. Den sollen wir gebrauchen, in seiner und unsrer Welt. Dafür hat er keine Grenzen bestimmt. Wenn Brechtle ein Vogel werden wollte, wie du mir erzählt hast, braucht er sich nur redlich Mühe zu geben."

Lombard schmunzelte, Krummacher aber wurde ernstlich böse.

„Still, still! Versündige dich nicht. Du sollst mir das Kind nicht ärgern! Es ist wahrhaftig genug an Brechtles Vater."

„Aergere mich nicht, Pestilenziarius!“ entgegnete der Türmer lebhaft. „Wie kann ich's ändern, daß ich sehe, daß du nicht siehst. Beobachte die Eule dort im Mondlicht, die langsam um den Turm kreist. Sie sucht Nahrung für ihre Jungen, die dort unter dem Spitzbogen sitzen. Warum soll uns versagt sein, was die Eule kann? Sind wir etwa nicht die Herren der Schöpfung auf Erden? Können wir nicht mit Flügeln schlagen lernen? Es sieht sich einfach genug an. Können wir uns nicht die Kraft borgen — bald — vielleicht in wenigen Jahrzehnten, um mit dem Druck eines Fingers tausend Tonnen zu heben? Das sehe ich so klar, wie den Mondschein dort auf den Flügeln der Eule. Warum sollten wir unsre hundertfünfzig Pfund nicht heben können wie das dumme Tier seine fünf. Laß dem rechten Mann den rechten Gedanken kommen und wir fliegen alle wie die Sperlinge. Das wird ein Geflatter sein und ein Gezwitscher, und die Menschen werden den Engeln des Himmels abermals um einen Schritt näher kommen.“

„Ikarus! Ikarus!“

„Bleib mir mit deinen alten Geschichten vom Leib!“ rief der Türmer und sprang auf. „Sieh hinunter in dieses Meer der Luft, sieh hinauf in den Sternenhimmel, der über uns funkelt, und sieh hinaus in die Unendlichkeit der Zeiten, die vor uns liegen! Und dann sieh in dich hinein und in die Seele der Menschheit, in der es schafft und gärt und emporstrebt. Wo ist dem allem eine Grenze gesetzt? Fliegen? Jedes Schwälbchen tut es alltäglich um meinen Turm herum und wir sollten es nicht tun, für alle Zeiten? Wer ist Tor genug, das zu glauben?“

Brechtle hatte mit weitaufgerissenen Augen und fliegendem Atem zugehört. Sie standen an der Brüstung der Plattform, und der Junge kletterte an ihr hinauf, als ob er des Fliegens schon so ziemlich sicher wäre, den Blick auf das Gesicht des

Türmers gerichtet, das im Mondschein strahlte und wahrhaftig aussah wie das eines gottbegnadeten Propheten. Krummacher packte den Kleinen an der Jacke und riß ihn zurück.

„Komm, Bub!" sagte er streng. „Es ist Zeit, daß wir gehen. Der Herr Lombard will heute noch nach den Sternen sehen, ob er sie nicht verschieben kann. Dabei dürfen wir nicht stören. Nichts für ungut, Freund, und gute Nacht. Ich hoffe zu Gott, daß du kein Unheil angerichtet hast. Er hat nur zu viel von seinem Vater geerbt."

„Wir brauchen das Erbe unsers Vaters, der uns zu Herren seiner Schöpfung geschaffen hat," versetzte der Türmer, den leuchtenden Blick starr nach oben gerichtet. „Warum sollten wir nicht fliegen, wie die Geister, die seine Diener sind? O Pestilenziarius, wenn du ahntest, was im Menschen steckt?"

„Ikare! Ikare!"

Ohne ein weiteres Wort gab der Türmer dem Magister eine Handlaterne. Dann zog er ein Ding aus der Tasche, das einer kleinen Pistole glich. Nach einem Knall fing eine Lunte Feuer, mit der er das Laternchen anzündete. Krummacher sah ihm neugierig und etwas ängstlich zu, erschrak bei dem Knall heftig und strahlte vor Vergnügen, als das Laternchen brannte.

„Hexenmeister! Hexenmeister!" murmelte er halb lachend zum Abschied und zog Brechtle nach sich, der am liebsten geblieben wäre und sich des weiteren mit der feuerspendenden Pistole beschäftigt hätte. Vorsichtig ging's in die Tiefe, bald in schwarzem Schatten, bald im grünlichen Mondschein, bald im roten, zitternden Licht der Laterne; vorbei an den stummen Glocken, vorüber an einer boshaft fauchenden Eule, die mitten auf einer Treppenstufe saß und nicht weichen wollte. Ehe sie des Mesners Stübchen erreichten, war Brechtle so schwindlig, daß er kaum mehr stehen konnte. Doch kam es nicht allein von der Wendeltreppe. —

Das Mesnerstübchen war leer. Der verdrießliche Schuster war zu seinem Abendschoppen gegangen, offenbar in unziemlicher Eile, denn er hatte die Haustüre, sowie das Pförtchen, das ins Innere des Münsters führte, offen stehen lassen. Dorthin wandte sich Krummacher, Brechtle fortwährend mit sich ziehend, als ob er fürchtete, ihn zu verlieren.

Das Innere des fünfschiffigen Doms, seit den Tagen der Reformation etwas kahl und nüchtern bei Tag, macht im Halbdunkel einer klaren Mondnacht einen gewaltigen Eindruck. Langsam gingen sie in einem der Seitenschiffe gegen den Chor hinauf. Der Wald von Säulen und Pfeilern, deren Schäfte da und dort von matten Lichtern gestreift wurden, verlor sich nach oben in undurchdringlichem, geheimnisvollem Dunkel. Im Chor besonders spielten bleiche Farben, die durch die alten gemalten Fenster drangen, wunderlich um Syrlins prächtige Chorstühle. Diese hatten Brechtle immer ganz besonders angezogen. Der alte Holzschnitzer und Bildhauer hat in sein berühmtes Lebenswerk nicht bloß die Apostel und Heiligen und die Propheten des alten Bundes hineingearbeitet, wie es seine Christenpflicht war, sondern auch die Weltweisen von Rom und Griechenland herbeigeholt und einem Archimedes, einem Aristoteles und Euklid seinen Platz an heiliger Stätte angewiesen. Ora et labora! Wie hübsch unsre Vorfahren in ihrer sinnigen Naivität doch den Nagel auf den Kopf trafen, den wir Jungen so gründlich krumm zu schlagen uns mühen!

Der gute Magister hatte seinen Zweck bei diesem Gang. Er sah Fieber in Brechtles Augen und wollte ihn beruhigen, ehe er ihn nach Hause schickte, und die feierliche Stille um sie her verfehlte ihre Wirkung nicht. Als sie aus dem Chor wieder heraustraten und an dem berühmten Sakramentshäuschen vorübergingen, das mit allen Zieraten der reichsten Gotik wie ein Pfeil gen Himmel schießt, sagte er: „Du kannst heute dein

Nachtgebet hier sprechen, Brechtle, und mußt nicht alles glauben, was der droben uns vorerzählte. Er ist ein guter Mensch, aber nicht ganz richtig im Kopf. Warum, wirst du vielleicht später erfahren und dann verstehen. Bet dein Vaterunser und denk an ihn, wenn du an das Sätzchen kommst: Erlös uns von dem Uebel.“

Brechtle war ein gehorsames Bürschchen und kniete prompt neben dem Pestilenziarius nieder. Sie glaubten damals noch, jung und alt, und zweifelten nicht.

„Ja,“ fuhr Krummacher fort, „vergiß auch das nicht: Wenn wir zum ‚Unser täglich Brot gib uns heute‘ kommen, denk an dein Landexamen. Das ist die Hauptsache in den nächsten zwei Jahren. So; jetzt fang an!“

Brechtle betete halblaut, und das Kind, mit all dem Erdenstaub, der auch schon auf ihm lag, kaum erkennbar in dem ungeheuern dämmernden Raum, kaum hörbar in der feierlichen Stille, heiligte beides.

Es ging alles ganz gut bis gegen den Schluß:

„Denn dein ist das Reich — und die Kraft — — denn dein ist die Kraft — — —“

Mehr hörte der Magister nicht, denn Brechtle, den etwas verwirrt hatte, schluchzte leise, er wußte selbst nicht warum.

Zweiter Teil

Klosterschüler

7 Ikarus im Landexamen

Diesmal also, beim dritten- und letztenmal, war es gelungen; nicht ohne schwere Mühe, die dem guten Krummacher manche schlaflose Nacht gekostet, Brechtle dünn und bleich gemacht hatte, und fast wider Erwarten. „Nein, ganz wider Erwarten und sichtlich nur mit Gottes Hilfe!" murmelte der Pestilenziarius, indem er den soeben gelesenen Brief sorgfältig zusammenfaltete und mit feuchten, aber leuchtenden Augen durch die Butzenscheiben seines Stübchens auf den Münsterplatz hinausstarrte. An seinem inneren Auge aber ließ er vorübergehen, was in den letzten drei Jahren zur schweren Schädigung der Chronika des Münsterbaus sein stilles Leben ausgefüllt hatte. Nun war Brechtle versorgt und aufgehoben!

Vor einer Stunde war ihm das gewichtige Handschreiben seines würdigen Stuttgarter Freundes, des Konsistorialratsskribenten Dächle, überreicht worden, das mit dem herzoglich württembergischen Amtssigill und der Bezeichnung citissime versehen, nur drei Tage gebraucht hatte, um von Stuttgart bis Ulm in die Hände des Adressaten zu gelangen. Diese Freundschaft war neueren Datums. Die sechs Gulden, mit denen Onkel Schwarzmann den Pestilenziarius und seinen Neffen ausstattete, wenn die Tage des Landexamens herannahten, waren kaum ausreichend, um die in den laufenden Kriegszeiten kostspielige und schwierige Reise zu bestreiten, geschweige denn in der geistlichen Herberge bei der Stiftskirche zu Stuttgart abzusteigen, wo die

Schar halb ängstlich, halb fröhlich dreinschauender „pastores“ Unterkunft zu suchen pflegten, deren „filii“ der Prüfung entgegensahen, die über ihr Lebensschicksal entscheiden sollte. Die Jungen selbst wurden fast ausnahmslos von den Präzeptoren ihrer Lateinschulen begleitet und gehütet, sahen aber trotzdem nicht weniger bange den kommenden schweren Stunden entgegen. Keiner der Lehrer des Gymnasiums zu Ulm fühlte sich jedoch verpflichtet oder selbst berechtigt, dem kleinen Berblinger in dieser Weise zur Seite zu stehen, den sie, so gut wie die Württemberger, als einen halben Ausländer ansahen. So blieb dem wackeren Krummacher nichts übrig, als diese Aufgabe selbst zu übernehmen. Sie wurde ihm in etwas erleichtert, nachdem er schon bei der ersten Fahrt vor zwei Jahren den Herrn Konsistorialratsskribenten aufgefunden, bei dem sie um zwölf Kreuzer den Tag Wohnung und reichliche Atzung erhielten. Nur die Unterbringung des Pferdes machte einige Schwierigkeiten, da Herr Dächle im vierten Stock eines Hauses in der Schulgasse wohnte. Dächles Frau aber, eine entfernte Verwandte der Schwarzmann, war eine entschlossene Ulmerin und wußte für alles Rat. So waren die drei, der Pestilenziarius, Brechtle und der sehr erschöpfte Gaul, auf dem sie abwechslungsweise reitend die griechischen unregelmäßigen Verben zum letztenmal durchgenommen und Stuttgart glücklich erreicht hatten, schon bei ihrem ersten Besuch der großen fremden Stadt nicht ganz verlassen und brauchten auch beim zweiten und dritten Landexamen wenigstens um des Leibes Nahrung und Notdurft nicht allzusehr zu sorgen. Magister Krummacher legte hierfür eine rührende Dankbarkeit an den Tag, denn er war des Reisens nicht gewohnt; auch berührte es ihn angenehm, daß er in diesem Hause dem peinlichen Lächeln nicht begegnete, das er anderwärts bemerken mußte, wenn er seines Amtes und Titels Erwähnung tat. Frau Regina wußte, daß

die Pestilenziarii in ihrer Vaterstadt ein paar Jahrhunderte lang eine würdige und angesehene Stellung eingenommen hatten, und erklärte es ihrem Mann in einer Weise, die jede unpassende Heiterkeit ausschloß. Trotzdem zählten diese Fahrten zum Landexamen sorgenvolle Stunden genug, sonderlich die dritte. Hatten sie sich doch diesmal durch das fremde Kriegsvolk des Generals Moreau, der wieder einmal auf Ulm loszog, förmlich durchschleichen müssen und waren zweimal — zu Alpirsbach und kurz vor Eßlingen — angehalten und für kaiserliche Spione angesehen worden. Auch wäre es ihnen sicherlich übel ergangen, hätte nicht Brechtles harmloses Gesicht und das sichtliche Zittern des Pestilenziarius, der befürchten mußte, zum Landexamen zu spät einzutreffen, und sich durch das Vorlegen einer griechischen Grammatik zu legitimieren versuchte, ihre Unschuld dargetan.

Vor äußeren Gefahren für Leib und Leben waren sie zu Stuttgart allerdings geborgen. Denn obgleich die Stadt sozusagen in Feindes Hand war, gingen doch die wichtigsten Staatsangelegenheiten, zu denen die Württemberger immerhin auch das Landexamen zu rechnen pflegen, ihren gewohnten Gang. Der Konsistorialratsskribent und seine Frau interessierten sich in liebevoller Weise für das Schicksal ihrer Gäste und hatten ihren Kummer geteilt, als der Skribent das Ergebnis der beiden ersten Prüfungen aus den unerbittlichen Akten des hohen Konsistorii entnehmen und dem Herrn Rat und Zunftmeister Schwarzmann zu Ulm amtlich mitteilen mußte. Diesmal, das dritte und entscheidende Mal, hatte er sich vierzehn Tage vor der Zeit an einen ähnlichen, nicht amtlichen und ganz anders lautenden Bericht gemacht und den Brief heimlich unter Amtssiegel postfrei, wenn auch nicht ohne erkleckliche Bedenken abgehen lassen. Das Schreiben aber lautete also:

Hochwürdiger Herr Pestilenziarius und lieber Herr Vetter!

Viktoria! Viktoria!

(Eine halbe Stunde war nicht zu viel, diese beiden Eingangsworte mit dem gebührenden kalligraphischen Schmuck zu versehen; eine Kunst, in der Dächle Hervorragendes leistete.)

Der Sieg ist unser! Ludwig Albrecht Berblinger aus Ulm, Eurer Hochwürden Schützling und mein würdiger kleiner Freund, hat alle impedimenta überwunden und ist als alumnus in das herzoglich württembergische Seminar zu Blaubeuren rite aufgenommen, hiermit aber nach menschlichem Ermessen für dieses irdische Dasein geborgen. Es ist dies zwar zurzeit noch das tiefste Amtsgeheimnis, von dem nur ich und die Herren Konsistorialräte Kenntnis haben; allein bis mein Viktoria nach Ulm dringen dürfte, wird unsers kleinen studiosi großer Sieg urbi et orbi bekannt sein, womit ich die Skrupel meines amtlichen Gewissens hinlänglich zu beschwichtigen hoffe. Dagegen bitte ich das Folgende für alle Zeiten als ein nicht zu enthüllendes arcanum zu behandeln: Unter den dreißig glücklich bestandenen competitores hat es unser Berblinger zum neunundzwanzigsten gebracht. Es ist dies immerhin besser, als wenn er der dreißigste geworden wäre. Gratulor, gratulor!

Wir müssen dieses hochdelektable Resultat specialiter als eine Fügung der Providenz ansehen, ohne welche unser lieber Brechtle zweifellos einen abermaligen Durchfall erlitten. Nun mußte aber der neue Herr Konsistorialrat Griesinger ein Thema für das lateinische extempore erwählen, das sicherlich niemand vorauszusehen vermochte, nämlich die descriptio des sogenannten Luftballons Montgolfierii, von dem neuerdings wieder manchfach die Rede gewesen, sintemal ein solcher vor Seiner Durchlaucht unserm allergnädigsten Herrn Herzog auf dem Cannstatter Wasen aufgestiegen und bei Häslach elendiglich in den Bäumen hängen geblieben ist, wobei der leichtfertige

Luftschiffer gebührendermaßen ein Bein gebrochen. Nachdem nun unser Berblinger die verlangte Deskription zwar keineswegs fehlerlos, aber in verwunderlich korrekter Weise angefertigt und mit manchfachen selbständigen Zutaten und phrases versehen, fügte er einige Verse in lateinischer, griechischer, ja selbst in allerdings unnötiger Weise teutscher Sprache hinzu, in denen der Ruhm des allbekannten Ikari besungen war, welche Verse bei den Herren Examinatoren ungewöhnliches Erstaunen hervorriefen. Denn es war unerfindlich, welchem Klassiker oder sonstiger Auktorität besagte Verse entnommen, so daß die Vermutung nicht schlechterdings ausgeschlossen war, daß dieselben dem eignen Gehirn des Examinanden entsprungen sein mögen. Hiernach war der Schluß zulässig, daß der junge Berblinger mit einer ungewöhnlichen poetischen Ader begabt sein dürfte, was überdies die zahlreichen grammatikalischen Freiheiten, ja Unrichtigkeiten wenn nicht entschuldigte, so doch erklärte. Ein solches ingenium sei trotzdem im künftigen geistlichen Beruf nicht ganz zu verwerfen, obwohl die Herren Konsistorialräte sich in erregtem Disput hierüber nicht zu einigen vermochten. Der Herr Konsistorialratspräsident von Huber dagegen vermeinte, der junge candidatus und Poetaster werde sich seine Ikarusflügel in Blaubeuren schon verbrennen und sei deshalb ein Versuch mit ihm wohl zulässig, worauf die andern Herren ihre oppositio geziemend einstellten. Ich aber glaube, nachdem ich noch gestern abend die teutsche versio des mehrerwähnten Poems sorgfältig kopieret und zum Schluß zu Eurer Hochwürden delectatio beifüge, daß unser Berblinger noch zu großen Dingen bestimmt ist. Denn die gütige Vorsehung hat noch nie einem Landexaminanden in so augenfälliger Weise beigestanden und tut solches nicht ohne Ziel und Zweck, wofür wir nicht genug dankbar sein können.

Indem ich samt meiner Ehefrau Regina Euer Hochwürden

und unsern Brechtle aufs herzlichste begrüße, bleibe ich für alle Zeiten dero gehorsamster Freund und Diener

Konrad Dächle,

herzoglich württembergischer Konsistorialratsskribent erster Klasse.

Postscriptum. Die noch restierenden 48 Kreuzer für Bestellung und Futter von dero Pferd sind mir gestern unabzüglich in versiegeltem Postpaket zugegangen, was wir in diesen Kriegszeiten ebenfalls als ein halbes Wunder ansehen müssen; wofür ich gehorsamst danke. Das schöne Gedicht aber, das der candidatus Berblinger dem Luftballon Montgolfierii beigefügt, lautet:

Es flog der Ikarus mit selbsterfundnen Schwingen
Er wollte hohen Muts bis auf zur Sonne dringen.
Er fiel und brach den Hals durch Götter Hinterlist,
Doch ewig ist sein Ruhm, weil er geflogen ist.
Drum spotte seiner nicht, so es ihm übel geht,
O Mensch, wenn wiederum ein Ikarus ersteht.

Krummacher entfaltete das Papier aufs neue, schüttelte den Kopf halb lachend, halb ärgerlich und las die Verse zum drittenmal. Zweieinhalb Jahre harter Arbeit hatten also dem Buben den Unsinn nicht aus dem Kopf getrieben, der mit jenem ersten Besuch beim Türmer Lombard zum Ausbruch gekommen war. Seit jenem verhängnisvollen Abend hatte der Pestilenziarius nicht aufgehört, bald mit milden, bald mit strengen Mitteln gegen die Verrücktheit des Jungen anzukämpfen, der sich's nicht nehmen lassen wollte, von Zeit zu Zeit den Münsterturm zu erklettern und seinem Freund einen verstohlenen Besuch abzustatten. Oft und inständig hatte Krummacher den Türmer gebeten, den Kleinen mit Schimpf und Schande fortzujagen; aber auch jener ließ nicht mit sich reden. Stundenlang saß das ungleiche Paar beisammen vor dem Wächterstübchen oder wie Eulen in einer versteckten Nische des Gemäuers, während der Alte die Werke aufzählte, welche die Menschen im Lauf der

Jahrhunderte geschaffen haben: die Pyramiden Aegyptens, die Kanäle Mesopotamiens, die Tempel und Denkmäler der Griechen, die Paläste, die Straßen und Brücken der Römer. Dann kam er wohl auch auf die Wunder, die Kolumbus in Amerika entdeckt hat, auf die Geheimnisse der Südsee, des heißen Afrikas und des eisigen Nordpols, wo zurzeit noch kühne Forscher versuchten, den Schleier zu heben, der ein Stück unsrer Erde bedeckte. Ganz besonders beredt aber wurde der Turmwart, der alles zu wissen schien, und mit leuchtenden Blicken hing Brechtle an seinen Lippen, wenn er von Dingen sprach, die in neuester Zeit die Welt bewegten: von der elektrischen Maschine, mit der man blitzen konnte, wenn auch nur im kleinen, von den Feuermaschinen, in denen Holz und Steinkohle für uns arbeiten mußten wie ein Hund oder ein Esel an einem Tretrad, nur gewaltiger; so gewaltig, daß sich der Mensch schwer eine Vorstellung davon machen könne, obgleich er selbst mit eignen Händen die Riesen in die Welt gestellt habe und sie mit dem Druck eines Fingers in Bewegung setze und zum Stillstehen bringe. Wenn sie dann darauf zu sprechen kamen, was die Zukunft bringen müsse, zitterte Brechtle vor Freude, und der Türmer bedauerte wehmütig, daß er nicht Brechtle sei, um das alles sehen und miterleben zu können. Es waren die wunderlichsten Zwiegespräche, die im alten Ulm je geführt worden waren, und das wunderlichste Paar, das sie führte. Dafür sahen sie auch hoch über Ulm hinweg und hatten nichts über sich als den ewigen Sternenhimmel, meinte der Türmer in seiner träumerischen Weise, bei der es Brechtle ganz andächtig zumute wurde.

Das Unglück aber war, wie der Pestilenziarius bemerkte, daß jeder dieser verstohlenen Besuche den Jungen für eine Woche und auf länger geistig zugrunde richtete. Nichts, was ihm der gute Magister eintrichterte, wollte dann mehr haften. Im Gym-

nasium glitt er katastrophenartig aus einer erträglichen Mittellage an das Ende seiner Klasse. Selbst unter dem Stock des Präzeptors dachte der Junge an die künftige Möglichkeit des Entfliegens; denn Fliegen erschien ihm in den verschiedensten Lagen, auf der verhaßten Schulbank wie auf dem ersehnten Gipfel des Münsterturms, das Ideal des Erreichbaren. Würde der Herr Präzeptor Augen machen, wenn sein Opfer plötzlich unter dem unangenehmen Bakel hinweg und davon schwebte!

Dem gutherzigen Krummacher sagten die Gewaltsmaßregeln der Lateinschule nicht zu. Dafür hatte er Brechtle viel zu lieb. Er suchte deshalb durch andre Strafmittel auf ihn zu wirken. So oft er entdeckte, daß sich der Taugenichts wieder auf den Münsterturm geschlichen hatte, ein Verbrechen, das sich durch erhöhte Zerstreutheit sofort selbst anzeigte, wurden lange Strafarbeiten vorgenommen und als Grundlage derselben die Geschichte von Dädalus und Ikarus gewählt, die in lateinischen Versen, in griechischen Perioden und von allen erdenklichen Gesichtspunkten aus bearbeitet wurde. Brechtle sollte diese beiden Heiden und was sich ihrem Geiste näherte, hassen lernen wie Gift. Da war vor allem eine glänzende, mit ciceronianischer Wendung reich geschmückte Periode, die Krummacher selbst aufgebaut hatte, zu memorieren und wieder und wieder abzuschreiben. Sie lautete, in elegantes Deutsch übertragen, wie folgt:

Nachdem Ikarus, verführt durch seines Herzens Ehrgeiz und den beobachteten Flug eines Adlers sowie unterstützt von seinem erfindungsreichen Vater Dädalus sowohl sich selbst als auch seinem Erzeuger je ein Paar künstliche Flügel aus den Federn der Gans und dem klebrigen, jedoch in der Kälte erstarrenden Wachs der Bienen hergestellt, sich mit denselben sodann vom Erdboden erhoben und der Sonne zu nahe gekommen war, schmolz der erzürnte Gott Phöbus das die Federn zusammen-

haltende Wachs, so daß der leichtfertige Ikarus samt seinem betagten Vater Dädalus zur Warnung des Griechenvolks und aller derer, welche der göttlichen Ordnung widerstrebend sich über die dem Menschen bestimmte Grenze zu erheben getrauen, zu Boden stürzte und elendiglich verstarb.

Fünfzigmal den Namen des unglückseligen Ikarus auf hebräisch zu schreiben war die letzte Bußübung, mit der Brechtle drei Wochen vor dem dritten Landexamen leise schluchzend einen herrlichen Samstagnachmittag im trübseligen Häuschen des Magisters verbrachte. Aehnliches hatte bis zum Schluß nichts gefruchtet. Ohne die verhängnisvollen Besuche auf dem Münsterturm wären die zwei ersten Examina vielleicht erträglich ausgefallen, und mit Zittern und Zagen hatten Schüler und Lehrer dem dritten entgegengesehen, ohne ein besseres Ergebnis zu erwarten, so eifrig sie zusammen Phrasen aus Cornelius Nepos, Livius und Cicero, unregelmäßige griechische Verben und Verse aus Homer und schließlich Sätze aus Logik und Rhetorik exerzierten und memorierten, von denen Brechtle nicht ein Wort verstand, die nun aber einmal zum eisernen Bestand des Wissens der Zeit und der vielgepriesenen Gymnasialbildung der Schwaben gehörten.

Und nun mußte es der Himmel fügen, daß doch schließlich mit diesem Ikarus die verloren geglaubte Schlacht gewonnen wurde! Fast unbegreiflich! Der Pestilenziarius schüttelte noch immer den Kopf und war im Begriff, den Brief seines Stuttgarter Freundes zum drittenmal zu entfalten, um sich zu überzeugen, ob nicht doch ein toller Traum mit im Spiel war, als er Brechtle im abgeschabten blauen Mäntelchen der Ulmer Gymnasiasten an den gegenüberliegenden Häusern hinschleichen sah. Der Kleine war bleich und hing den Kopf. Die letzten Wochen hatten auch ihn hart mitgenommen, so daß der Pestilenziarius, der bis hierher seine Pflicht mit fester Hand getan hatte,

etwas wie Mitleid verspürte. Er riß die Türe auf und packte den Jungen gerade noch rechtzeitig am Rockkragen, als er um den letzten Münsterpfeiler gegen das Mesnerhäuschen einbog.

„Wohin, Brechtle?“

„Zum — Herr Pestilenziarius erlauben schon — ich wollte — ich dachte — —“

„Wohin, frag' ich?“

„Zum — zum Herrn Turmwart — aber —“

„Nichts da! — Zu deiner Mutter gehen wir. Komm, Brechtle, sei lustig! Du bist aufgenommen.“

Brechtle fing an zu zittern.

„Auf — was — aufgenommen?“

„Natürlich, aufgenommen. Viktoria, Brechtle! Das ist etwas andres als dein verrücktes Münsterturmgekletter. Und deine liebe Mutter soll es zuerst hören von allen Leuten in Ulm! Hast du uns Sorge gemacht und Arbeit! Aufgenommen!“

Sie liefen, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, nach der Sammlung in der Frauenstraße. Die übliche Besuchszeit war längst vorüber, Krummacher aber erzwang eine Ausnahme. In den eingefallenen Wangen der müden Frau, die schon seit Monaten an einem bösen Husten litt, stieg das brennende Rot der Freude auf, als sie ihren Brechtle umarmte und von Krummacher hörte, daß nun alles gut sei. Sie reichte ihm die zitternde dünne Hand und dankte ihm und ihrem Gott, der Witwen und Waisen nicht verläßt. Und alle drei weinten, zwei aus Freude, der dritte aber, weil ein nie erfülltes, nie erfüllbares Sehnen bald für immer zur Ruhe kommen mußte. Was nicht alles in einem Magister stecken kann! Es war nur eine einzige Träne, und sie fiel auf ihre Hand. Dies versetzte ihn in die größte Verlegenheit, so daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als indem er Brechtle bei den Ohren nahm

und heftig schüttelte. Worüber dieser laut lachte, denn er wußte, wie es gemeint war.

*

Dann ging's zum Herrn Onkel. Es war schon Dämmerung, und sie kamen nicht sehr gelegen, denn der Rat versicherte, er wisse nicht mehr, wo ihm der Kopf stehe. Ein Wunder war dies nicht. Es ging andern in der guten Stadt Ulm ums Jahr 1800 auch nicht besser. Seit vier Monaten hatte die kaiserliche Armee unter General Kray die befestigte Reichsstadt als Stützpunkt benutzt und nichts erzielt, als daß die Franzosen sie blockierten und in der nächsten Umgebung nach damaligem Kriegsbrauch alles kurz und klein schlugen. Dazu mußte man noch lächeln und mit tiefen Bücklingen seinen gut kaiserlichen Sinn bekunden, obgleich man nicht mehr wußte, wo das Geld für all die Kontributionen herkommen sollte, die die eigenen Freunde der Stadt auferlegten. Dann war im Juni Kray mit der Hauptarmee aufgebrochen und hatte ein Korps von 10000 Mann zurückgelassen, dem in nächster Nähe 12000 Franzosen gegenüberstanden. Von Zeit zu Zeit beschoß der Feind die Stadt, in der die Teuerung in grausiger Weise zunahm. An das Schießen hatte man sich ja gewöhnt; der Schaden, den es anrichtete, war gering, aber das Zahlen! Und nun war heute die Nachricht eingetroffen, daß zu Hohenlinden ein Waffenstillstand abgeschlossen worden und die Reichsfeste Ulm den Franzosen zu übergeben sei. Schwarzmann hatte nach der vorangegangenen französischen Besetzung der Stadt nicht ohne Mühe die bei ihm einquartierten österreichischen Offiziere von seiner unerschütterlichen Treue für Kaiser und Reich zu überzeugen vermocht. Nun sollte er wieder die französische Flagge aufziehen. Doch was blieb den armen Ulmern übrig? Schwätzler, der Professor der Rhetorik am städtischen Gymnasium, war

schon mit einem Festgedicht auf den ersten Konsul Europas beschäftigt und wartete nur auf den Abzug der letzten Oesterreicher, um es dem Magistrat vorzulegen. War nicht das große und glorreiche Frankreich eine Republik wie das berühmte Ulm, das Kaiser Franz seinem jämmerlichen Schicksal überließ. Sehe jeder, wo er bleibe. Das war seine Ansicht, soweit sie sich poetisch verwerten ließ, und der Magistrat teilte sie im Prinzip. 36 000 Obstbäume waren umgehauen, kein Gartenhaus auf den benachbarten Hügeln war verschont geblieben. Das hatte man von der Reichstreue. War's ein Wunder, daß sie in der Ofengabel und andern versteckten Kneipen die Republik hochleben ließen und die Wirtin im Baumstark mit ihren drei Töchtern über Hals und Kopf Französisch lernten, als ob sie vom Adel wären?

Laut schimpfend in biederem Schifferdeutsch schritt der Rat in seiner großen Wohnstube auf und ab, aus der sich sämtliche Familienmitglieder weislich zurückgezogen hatten. „Und nun kommt auch noch das Mondkalb, der Pestilenziarius, mit dem Brechtle, der überall im Weg ist, wo man ihn nicht brauchen kann! Na, was ist wieder los?“

Krummacher verkündigte mit ungewohnter Entschlossenheit die freudige Nachricht. Die finstere Miene des Herrn Onkels lichtete sich ein wenig.

„So! nun, das lass' ich mir gefallen!“ sagte er. „Seit sechs Wochen zum erstenmal wieder etwas, das nicht wie eine Hiobspost aussieht. Also er ist nicht ganz auf den Kopf gefallen, der Bub, meinen die Stuttgarter Herren, und ist nun gewissermaßen versorgt und aufgehoben?“

„Und auf dem geraden Weg, ein gelehrter und vielleicht ein berühmter Mann zu werden,“ fiel der Magister lebhaft ein, der die wechselnde Stimmung des Herrn Rats nach Möglichkeit auszunützen hoffte. „Aus den württembergischen Klöstern ist

schon mancher hervorgegangen, Herr Rat, der die Ehre seiner Vaterstadt und der Stolz seiner Familie geworden ist: nicht bloß Gottesgelehrte; Philosophen, Diplomaten, Poeten, zum Beispiel —"

„Na, warten wir's ab," lachte der Rat. „Vorläufig bin ich's zufrieden, daß er hineinkommt. Was dabei herauskommt, werden wir ja sehen. Wenn er seinem Onkel Ehre macht und kein zweiter Pestilenziarius wird, um so besser. Kommt morgen pünktlich zum Abendessen. Man kann nicht ewig jammern. Wir feiern den Geburtstag der Käthe und den Abzug der Oesterreicher; dabei können wir des Buben Einzug mit feiern. Es geht in einem hin. Morgen abend sieben Uhr, Herr Magister, und wenn Ihr mir ein Festpoem mitbrächtet — der Schwätzler ist doch nicht der einzige Poet in der Stadt, hoff' ich! — das wäre so übel nicht. Richtet es so ein, daß es die Oesterreicher goutieren können. Ich will zum Abschied den Major von Gallus und den Oberst Stürzer einladen. Man kann nicht wissen, ob sie nicht in sechs Wochen wieder hier sind, und Ihr könnt wohl etwas dafür tun, daß Ihr jahraus, jahrein einen Stuhl unter meinem Tisch findet. Später, wenn er einmal ein großer Gottesgelehrter ist, wie Ihr prophezeit, soll mir der Brechtle was dichten."

Der Zunftmeister hatte sich in gute Laune geschwatzt und lachte laut. Insgeheim fühlte er sich geschmeichelt, daß sein kleiner Neffe im Begriff war, der Familie einen ungewohnten Glanz zu verleihen. Sie waren seit Menschengedenken kluge Schiffsleute gewesen, die Schwarzmann, und dabei wohlhabende Leute geworden. Einen Gelehrten jedoch, selbst von so kleinen Abmessungen, hatten sie noch nie in der Verwandtschaft aufweisen können. Da könnte der Junge am Ende doch noch zu etwas zu gebrauchen sein. Mehrere Ulmer waren in mathematicis in früheren Zeiten hochberühmte Leute geworden. Warum sollte dies nicht wieder geschehen? Brechtle war jetzt

nicht mehr ganz der verirrte Strohhalm, der ihm in ärgerlicher Weise zum Fenster hereingeweht worden war.

*

Fest und Geburtstag aber mußten zunächst auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Es war nicht zum Aushalten in diesen stürmischen Tagen; selbst der Nachtruhe war man nicht mehr sicher. Die Franzosen begannen in der folgenden Nacht wieder zu schießen, um den Abzug der Oesterreicher zu beschleunigen, und besetzten das Ruhetal, unmittelbar vor den Toren der Stadt. Zu einem Gefecht kam es nicht mehr. Die letzte Kompagnie der Kaiserlichen war kaum durch das Herbeltor abgerückt, als die ersten Reiter des Generals Moreau durch das Neue Tor einzogen. Der Magistrat der Stadt machte keinen Versuch mehr, die Bewegungen von Freund oder Feind zu beeinflussen. Acht Tage später nahm General Richepanse Quartier im Baumstark und lag in Reiterstiefeln im selben Bett, in dem General Kray drei Monate lang gesund und behaglich geschlafen hatte. Statt jedes Oesterreichers aber bekamen die Leute zwei Franzosen ins Haus. Allgemein wurde anerkannt, daß die Feinde höflicher waren als die Freunde von der Reichsarmee; wenn man sie nur verstanden hätte! Das griff selbst die schwer zu erschütternden Nerven der behäbigen Ulmerinnen an. Schwarzmann fühlte sich gegen seine Töchter besonders erbost. Drei und fünf Jahre lang hatten die Mädchen um schweres Geld Französisch gelernt, und jetzt, wo es nötig war, mit den Leuten zu parlieren, brachten sie kein Wort über die Lippen! Als die gute Frau Schwarzmann mit den soeben eingetroffenen letzten drei Dragonern vor der allerletzten Bettstätte des Hauses stand, sprach sie selbst ihr erstes und letztes Französisch, das weltbekannt wurde, soweit die Ulmer Welt reicht, indem sie mit vor Verzweiflung flammenden Augen ausrief: „Heidensapperlot! Kusch de dormir drei da 'nein!“

All dieser Jammer dämpfte den Lebensmut der Ulmer nicht ganz. Noch immer wurde Theater gespielt. An Tanzkränzchen und Bällen fehlte es nicht. Auch das verschobene Geburtstagsfest wurde nicht vergessen, wenn demselben auch eine wesentlich andre Form gegeben werden mußte. Denn an Stelle der Abschiedsfeier für die befreundeten österreichischen Offiziere hatte man nun die Befreiung Ulms durch die große Nation zu feiern, die der Welt Gleichheit und Brüderlichkeit zu bringen versprach. Auch konnte das Fest nicht mehr an Käthchens vierzehntem Geburtstag abgehalten werden, der längst vorüber war und an dem eine Kanonenkugel Vetter Molfenters, des alten Schiffmeisters, Dachkammer glatt durchbohrt hatte, sondern fiel in die Woche, in der Brechtle in das Seminar zu Blaubeuren eingeliefert werden mußte. So wurde es eine Art Abschiedsfest für den Jungen, was kein Mensch beabsichtigt hatte. Ihm aber blieb es unvergeßlich zeit seines Lebens, und zwar aus verschiedenen Gründen.

Zunächst sah er mit stummem Zorn, der ihn noch immer beim Anblick jedes Franzosen packte, so oft ihm auch Krummacher das Törichte dieses Hasses klarzumachen suchte, wie die zwei hohen Offiziere, die rechts und links vom Onkel saßen, laut und lustig zechten und sich nichts drum kümmerten, daß sie kein Mensch verstand. Sie ließen dem Onkel nichts zu tun als ihre Gläser mit feurigem Böslauer zu füllen, an dem es dem reichen Schiffsherrn von Ulm noch immer nicht fehlte. Neben den fremden Offizieren saßen zwei der ersten Patrizier Ulms, der Alt-Bürgermeister, nunmehr Staatsrat von Baldinger, und Herr von Kolb, der die Gilde der Kaufmannschaft im Kleinen Rat vertrat. Auch sie taten, was sie konnten, die französischen Herren bei guter Laune zu erhalten, und flochten so viele französische Worte in ihr Deutsch, daß sie sich selbst kaum mehr verstanden. Dann kam die Tante, still und besorgt

dreinsehend wie immer und ihr gegenüber Lottchens Freundin, Fräulein Lucinde von Baldinger. Neben ihr Käthe, ihr gegenüber Lottchen, dann Vetter Hans und Brechtle und schließlich, am unteren Tischende, Magister Krummacher in voller zierlicher Amtstracht, wie sie sein Vater und Großvater zu tragen pflegte. Selbst das Zöpfchen hatte er sich neu bürsten und binden lassen.

Die Gesellschaft, die sich anfänglich in gemessenen Formen begegnete, wurde mit jeder Viertelstunde lebhafter. Dem feurigen Oesterreicher und Baldingers heiterer Höflichkeit gelang es bald, den richtigen Ton zu finden, der trotz der sprachlichen Schwierigkeit auch die Franzosen in den Bann deutscher Gemütlichkeit hereinzog. Selbst Brechtle bekam ein Glas Vöslauer, das nicht wirkungslos blieb.

Er hatte bis zur Stunde keinen Sinn für Mädchen gehabt. Die Bäschen hatten ihn weit mehr geärgert als erfreut und sich keineswegs bemüht, sein Verständnis für den Liebreiz der Weiblichkeit zu wecken. Hansens Roheiten und sein dummer Hochmut waren ihm erträglicher gewesen als die spitzen Spöttereien Käthes und die kleinen Bosheiten ihrer jüngeren Schwester. Selbst heute, prächtig aufgeputzt in stahlgepanzerten langen Schnürleibchen und Reifröckchen und mit hochfrisierten gepuderten Haaren, konnten sie ihm keine Bewunderung abzwingen. Dagegen sah er zum erstenmal ein Engelsgesichtchen, rot und weiß, um das hundert schwarze Löckchen tanzten, und das, wenn es lächelte — und es lächelte fast immer — zwei Grübchen in den Wangen zeigte, wie er Lieblicheres noch nie gesehen hatte. Wie Wachs. Dazu war die kleine Lucinde nach der neuesten französischen Mode gekleidet: ein langes weißes Kleid, das glatt an ihr herunterwallte, unter der Brust von einem blauen Band zusammengehalten, welches hinten eine große Schleife bildete, wie die Ansätze von Flügeln, die erst wachsen wollten. Sie sah nicht anders aus als ein Engelchen, das

frisch aus dem Paradiese kommt. Brechtle wagte anfänglich kaum, zu ihr hinüberzuschielen, obgleich ihn ein großer Resedenstrauß schützte. Wie der freche Hans über den Kopf seiner Schwester hinweg sich mit ihr unterhalten konnte, als ob sie ein Junge wäre, war ihm unbegreiflich. Ein paarmal sah sie ihn an und streckte dabei ihr Stumpfnäschen recht vornehm nach oben, aber sie lächelte doch, und Brechtle sah die Grübchen und wunderte sich, wie sie das machte und weshalb sie so hübsch waren, daß ihm ganz wund und weh wurde. Wäre Hans nicht gewesen, er hätte sie angesprochen. Wahrhaftig, wäre niemand im Weg gewesen, er hätte sie, trotz aller Angst, in die Arme nehmen und küssen mögen. Schließlich war sie doch nur ein kleines Mädchen und er ein Studiosus und Landexaminand, den man nicht mehr ganz übersehen konnte.

Nun, auch er kam diesmal nicht zu kurz, wie sonst gewöhnlich an des Onkels Tisch. Der Herr Rat schien in der allerbesten Laune zu sein, was wohl damit zusammenhing, daß ihm am Morgen vom Generalkommando der Auftrag erteilt worden war, acht Zillen bereit zu halten, um Kriegsmaterial nach Regensburg zu schaffen. Eine kleine Verstimmung bei der Entdeckung, daß der Magister kein Festgedicht zum Ruhm der französischen Armee in der Tasche hatte, ging mit dem Rindfleisch vorüber. Nach dem dritten Glas Vöslauer — die dazwischen liegenden Krüge Ulmer Bier zählten nicht mit — und noch ehe der Gänsebraten auf dem Tisch stand, erhob er sich und ließ in kräftigen, wenn auch etwas wirren Worten die französischen Herren Offiziere hochleben, von deren Gnade und Ritterlichkeit — pardon — Brüderlichkeit die Stadt alles Gute erhoffe. Das vierte Glas weihte er dem Herrn Alt-Bürgermeister, der in diesen schweren Zeiten so glänzende Proben der Weisheit und des Muts abgelegt habe. Dann kamen die Herren der Geschlechter im allgemeinen an die Reihe, die der

Stadt heute noch Zierde und Würde verliehen, vornehmlich in der Person des Herrn von Kolb.

Da hiermit der wackere Meister der Schifferzunft sichtlich seine rednerische Begabung erschöpft hatte und sich in hoffnungslosen Satzgebilden erging, erhob sich Herr von Baldinger und trank auf das Wohl des Herrn Rats, seines lieben Herrn Vetters, der schon längst würdig gewesen wäre, das Steuer des gefährlich schwankenden Staatsschiffs in die Hand zu nehmen; worauf Herr von Kolb ein Hoch auf die ehrsame Schifferzunft ausbrachte, die in alten Zeiten, wie noch heute, den Ruhm der ehrwürdigen Reichsstadt in alle Welt trug, vor allem durch den noch immer blühenden Handel mit Schnecken, Leinewaren und andern kostbaren Erzeugnissen des heimischen Gewerbefleißes und dafür die Schätze des Morgenlandes in den Mauern der berühmten Reichs- und Handelsstadt aufstapelte. Immer beredter, immer poetischer wurden die Herren. Selbst die Franzosen, die kein Wort von all dem Lärm verstanden, erhoben sich und tranken auf das Wohl der Republik von Ulm, was umgekehrt keiner der übrigen Anwesenden verstand, den allgemeinen Tumult aber nicht unbeträchtlich vermehrte. Der Frau Rat wurde es sichtlich bange, als Hans mit lauter Stimme ein Schifferlied anzustimmen versuchte und sich sein Papa zornig, wenn auch etwas mühselig erhob, an das Glas seines Nachbars, des französischen Obersten, schlug, daß es zersprang und also anhub:

„Ihr Herren und auch Frauenzimmer! Mit Vergunst. Ehre dem Ehre gebührt. Ueberhaupt! Nachdem wir alles haben hochleben lassen, was an diesem festlichen Tisch zu leben verdient, gedenke ich noch der Gelehrsamkeit, die da war und die da sein wird. Unser Vetter, der Herr Pestilenziarius Krummacher, und mein leiblicher Neffe, Ludwig Albrecht Berblinger, von dem ich erhoffe, daß er in der Familie Schwarzmann eine

Leuchte der Wissenschaft aufstecken möge, die — überhaupt — und — und dergleichen mehr. Sie sollen leben!"

Eine Ehre dieser Art hatte weder der Magister noch Brechtle je erlebt. Sie riefen in der Verwirrung selbst vivat hoch, gingen dann aber zum Herrn Rat hinauf und küßten ihm tiefbewegt die Hand. Als Brechtle sich aufrichtete, sah er ganz in der Nähe die zwei Grübchen, tiefer als je, und setzte sich in der Verwirrung auf Hansens Stuhl, der ihn unfreundlich wegstieß. Das aber merkte er kaum. Die ganze Welt schien ihm in sonnigem Lichte zu fluten, er mitten drin, schwimmend, fliegend, er wußte selbst nicht was und wie. Der Magister hatte schließlich keine kleine Mühe, ihn zu Bett zu bringen, denn er wollte mit aller Gewalt noch den Münsterturm besteigen, um seinem Freund Herrn Lombard das Nötigste mitzuteilen.

So schied Brechtle von Ulm mit einer Abschiedsfeier, die ihm, so jung er war und so viel er noch erleben sollte, für alle Zeiten unvergeßlich blieb. Der Pestilenziarius aber drückte seine kühle Hand auf die heiße Stirne des Kleinen, als er ihn endlich im Bett hatte, und murmelte halblaut und halb wehmütig: „Ikare! Ikare!"

---

8 Der Wahlspruch

Eines der lieblichsten Täler der Alb schneidet von Süden her tief in den langsam ansteigenden Gebirgsstock, der von West nach Ost das Schwabenland durchzieht. Etwa drei Wegstunden von seiner Ausmündung in die offene Donauebene bei Ulm bilden die dachsteil abfallenden felsgekrönten Berghänge eine kesselartige Erweiterung, in deren hinterstem Winkel, versteckt im dichtesten Waldgestrüpp, ein kleiner Teich liegt, der Jahrhunderte

lang für unergründlich gehalten wurde, weil er einundzwanzig Meter tief ist; ein fast kreisrunder Wasserspiegel, dessen leuchtendes Kobaltblau wie ein kleines Wunder zwischen dem Grün des überhängenden Geästes hervorschielt. Eine beträchtliche Masse kristallhellen Wassers steigt aus dem merkwürdigen Trichter empor und bildet einen ansehnlichen Bach, der unmittelbar unterhalb dem Teich die Räder der alten Klostermühle von Blaubeuren in Bewegung setzt. Ihm kommt, in wunderlichen Windungen einen mitten im Tal liegenden Felshügel umkreisend, aus einer Fortsetzung des Tals von Westen her die Ach zu Hilfe und gibt dem Gesamtbild der waldigen Gebirgslandschaft eine Mannigfaltigkeit der Formen, die am Südhang der Alb nicht leicht wiedergefunden wird. Auf dem „Rucken", dem erwähnten Felshügel, stand vorzeiten die Burg der Grafen von Ruck und Tübingen. Sie ist fast spurlos verschwunden. Dagegen sehen aus größerer Höhe die Trümmer des Rusenschlosses herunter, sind aber mit dem natürlichen Felsgestein derart verwachsen, daß man kaum unterscheiden kann, was dort oben Natur und was Menschenhand gebaut hat. In jenem hintersten Winkel des Tals hingegen, unmittelbar am Ufer des Blautopfs — diesen wenig poetischen Namen führt der Teich, in dem die Blau entspringt —, begannen gegen Ende des elften Jahrhunderts die Grafen von Ruck und Tübingen ein bescheidenes Kloster zu bauen, in das als erster Abt Azalinus, ein gelehrter Benediktiner aus dem Schwarzwaldkloster Hirsau mit einer kleinen Schar von zwölf Mönchen und hundertundfünfzig kostbaren Folianten einzog. Heute, wenn im Sonnenschein die lichten Wiesen des Talgrunds zu den goldgrünen Berghöhen emporlachen, ist es nicht leicht, sich ein Bild von der tiefen, düsteren Waldeinsamkeit zu machen, in der diese Mönche anfingen, zwischen Vigil und Vesper fromm und geduldig den einen oder andern der hundertundfünfzig

Folianten ihres Abtes abzuschreiben; und heute noch macht das bescheidene Kloster an der Quelle der Blau mehr als jedes andre in Schwaben den Eindruck weltentrückten Friedens und beschaulicher Gelehrsamkeit, trotz des muntern Städtchens, das sich um die Klostermauern gelagert hat, trotz der hohen Schornsteine von Spinnereien und Zementfabriken, deren weißlicher Rauch an den grünen Bergwänden emporsteigt.

Um die Reformationszeit verschwanden die Mönche, die in dem abgeschiedenen Gebirgstal und seiner dürftigen Waldeinsamkeit wohl nie das üppige Leben reicherer Klöster im offenen Lande geführt hatten. Das beweist noch heute, was von dem schmucklosen Bau übriggeblieben ist, welcher sich an die Klosterkirche anschloß, deren einziger Schatz nächst dem verschwundenen Reliquienschrein ein Hochaltar des Ulmer Bildhauers und Holzschnitzers Syrlin war und geblieben ist. Uebrigens wich der klösterliche Geist und vor allem der Geruch der Gelehrsamkeit der Hirsauer Benediktiner nicht ganz aus dem alten Gemäuer. Blaubeuren wurde eine der Klosterschulen zur Heranbildung der evangelischen Geistlichkeit des Landes, in welche die Herzoge von Württemberg die früheren Klöster ihres Gebiets umwandelten.

Nach mannigfachem Wechsel der Oertlichkeiten und Einrichtungen bestanden durch das ganze achtzehnte Jahrhundert vier solcher Schulen: Blaubeuren und Denkendorf, Bebenhausen und Maulbronn, die trotz der tiefgehendsten Veränderung im Wesen der Anstalten manches von dem klösterlichen Geist bewahrten, dem sie äußerlich ihr Dasein verdankten. Zwei derselben, die „niederen“ Klosterschulen, erhielten abwechslungsweise alle zwei Jahre aus den „Trivialschulen“ des Landes fünfundzwanzig bis dreißig junge Leute im Alter von vierzehn bis fünfzehn Jahren, die das dreifache Sieb der „Landexamina“ passiert hatten, und lieferten sie nach zwei Jahren an die

„höheren“ Klosterschulen ab, von wo sie nach weiteren zwei Jahren und nach dem glücklichen Bestehen einer weiteren Prüfung, des sogenannten „Konkurses“, an die Universität Tübingen und das dortige theologische „Stift“ weitergegeben wurden. Die gesamten Kosten der Erziehung in Stift und Klöstern trug der Staat, so daß die Anstalten für minderbemittelte Eltern von einschneidender praktischer Bedeutung waren, ganz abgesehen davon, daß sie dem jungen Mann Amt und Auskommen fürs ganze Leben sicherten. Aber auch wo die Geldfrage nicht mitspielte, betrachtete man die Erziehung in den Klöstern für das Beste und Heilsamste, was einem jungen Mann vom vierzehnten bis achtzehnten Jahre zuteil werden konnte, so daß der Andrang zum Landexamen fast zu allen Zeiten ein außerordentlich lebhafter war und es erfolgreich bestanden zu haben, den Bildungs- und Lebensgang für Hunderte der besten Köpfe des kleinen Landes entschied. So drückte das Erziehungsideal dieser Klöster ein paar Jahrhunderte lang dem heranwachsenden Geschlecht seinen Stempel auf und gab nicht nur den jungen Theologen, sondern der gesamten gebildeten und zu bildenden Jugend des Landes Charakter und Eigentümlichkeiten, über deren Wert man sich in dem engen Kreis, dem sie entstammten und in dem sie sich forterbten, selten klar bewußt war.

Gegen Ende des achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts lag die weltliche Verwaltung der Klosterschulen in den Händen eines Amtmanns oder Klosterverwalters, das geistliche und pädagogische Regiment in denen eines „Prälaten“, der sich mit zwei Professoren in den Unterricht und die Erziehung der jungen Leute teilte. Diese, ausschließlich auf die Heranbildung der künftigen Geistlichen des Landes berechnet, hatte seit einem Jahrhundert ihren etwas trockenen, religiösen Charakter beibehalten und das altgewohnte Geleise der humanistischen Scholastik nicht verlassen. Aeußerlich bewahrten Disziplin

und Hausordnung noch immer ihre harten, klösterlichen Formen und waren wenig geneigt, dem jugendlichen Sinn freiere körperliche und geistige Bewegung zu gestatten, so daß dieser, der instinktiv das neue Jahrhundert kommen fühlte, sich oft genug in gewaltsamer Weise selbst zu helfen suchte. Aber die verrosteten Ketten, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hatten, an die die Alten gewöhnt waren und die Jungen sich gewöhnen mußten, waren noch stark genug, derartige Regungen niederzuhalten und selbst Aenderungs- und Verbesserungsvorschläge ad acta zu legen, die von Zeit zu Zeit die hohen und höchsten Behörden zu nachdenklichen „Rezessen" veranlaßten. Das Grollen einer großen Weltrevolution brauchte noch nicht hinter Klostermauern gehört zu werden, die eine Reformation überdauert hatten. In den niederen Klosterschulen und in den ersten Semestern der „Promotion", wie jeder Jahresschub der jungen Leute genannt wurde, waren überdies derartige Fragen von untergeordneter Bedeutung. Hier ging es unter den kleinen Kutten noch kindlich und kindisch zu. Für sie war die Zeit der Flegeljahre angebrochen mit ihren ungelenken und unverständigen Ausbrüchen, mit dem dunkeln, hilflosen Drang, der in jungen Herzen und Köpfen gärt, und bot unter dem Druck klösterlicher Einförmigkeit und pedantischer Kleinlichkeit nur für den Interesse, der im werdenden Jüngling trotz aller pädagogischer Hindernisse da und dort den werdenden Mann zu erkennen vermochte.

Der erste harte Winter war vorüber: die ersten sechs Monate, welche viele auch später noch zu den härtesten in der vierjährigen Klosterzeit zählten. Zuerst galt es für die meisten, Abschied zu nehmen von der verhältnismäßigen Freiheit des Vaterhauses, von hundert kleinen Gewohnheiten der Heimat, und sich der strengen Klosterzucht und -Ordnung zu beugen. Kein Herumtoben mehr in Wald und Feld, so verlockend sie

in herbstlichem Rot und Gold hinter den Klostermauern aufstiegen, keine Besuche benachbarter Dörfer mit ihren gastlichen Pfarr- oder gar Wirtshäusern, kein Verkehr mit der Welt draußen, die sich selbst in Blaubeuren zu regen schien. Der kleine Berblinger hatte nicht viel dergleichen hinter sich. Und doch — wie tat ihm das Posthorn wohl und weh, das er in der Morgendämmerung hörte, wenn der neueingerichtete Postwagen alle Wochen dreimal nach Ulm aufbrach! Nun gab's nur zweimal die Woche feierliche Spaziergänge zu zwei und zwei hinter dem Herrn Prälaten her, der die kleine schwarze Schar in den ärmellosen Kutten das einemal um den Rucken, das andremal halbwegs den Berg hinauf gegen Sonderbuch führte. Fast ein Lichtblick war es, als der zu allen Streichen schon jetzt aufgelegte Seeger, der Stuttgarter, in seinem Lexikon entdeckte, daß Präsul, die amtliche lateinische Bezeichnung des Herrn Prälaten, eigentlich „Vortänzer" hieß. Wie wildes Feuer verbreitete sich diese Kunde unter dem jungen Volk. Nie wurden Lexika so eifrig gebraucht, und auf dem nächsten Spaziergang wollte der Oberfamulus bemerkt haben, daß sich mehrere Alumni hinter dem Rücken des nichts Ahnenden ungebührlichen Tanzbewegungen hingaben. Soweit die Ergründung der Ursache des unerklärlichen Ausbruchs unpassender Heiterkeit in Frage kam, sagt das diesbezügliche Protokoll, blieb eine strenge Untersuchung ohne Erfolg und führte nur zu der ungenügenden Sühne der zweimaligen Entziehung des Tischweins, welche drei zweifellos Schuldige traf, unter denen sich Seeger, der Hauptschuldige, natürlich nicht befand. Nach uraltem Brauch erhielten die Studiosi nämlich eine reichliche Gabe allerdings nicht allzu feurigen Tischweins, mit deren Entziehung kleinere Vergehen bestraft wurden. Man nannte dies „karieren".

Zwei Monate lang nahmen die Dinge nach diesem ersten ernsteren Zwischenfall ihren ungestörten Verlauf. Jeder Augenblick

hatte seine bestimmte Aufgabe von morgens sechs Uhr bis in die späte Nacht. „Rekreationen“ im Klosterhof waren nach halben Stunden bemessen, wenn das Wetter es erlaubte, und die Entscheidung, ob das Wetter es erlaube, mußte vom Professor ordinarius erbeten werden. Sonst mußten die Schüler hinter verschlossenen Türen auf dem düstern „Dorment“ oder in den engen, überfüllten „Museen“ *) sich erholen, so gut sie konnten. Morgens um sechs Uhr in kalter Nacht aus den Federn, soweit Strohsäcke mit Federbetten verglichen werden können, ging es von der eisigen Waschstube mit klappernden Zähnen zur Morgenandacht und zur nur allzu rasch verschlungenen Morgensuppe. Darauf folgten Lektionen: Latein: Cornelius Nepos, Cicero, Virgil, Ovid und der wöchentliche lateinische Aufsatz; Griechisch: Homer, Xenophon, das Neue Testament und Hebdomadar, der wöchentliche griechische Aufsatz; Hebräisch, je nach den Wochentagen. Um halb elf Uhr folgte die Chorandacht mit dem Verlesen eines Psalms und dem Singen der lateinischen „Kollekte“. Von elf bis ein Uhr kam sodann das Mittagessen und eine Erholungspause. In ähnlicher Weise war die Nachmittagsarbeit eingeteilt, die um halb sechs Uhr mit einer zweiten Chorandacht schloß. Die Zeit von sechs bis acht Uhr beanspruchte das Abendessen und eine zweite Erholungspause, auf die um acht Uhr das Abendgebet mit Gesang und Bibellesen folgte. Die Zeit bis neun Uhr sollte Privatstudien gewidmet werden und nach neun Uhr jedes Licht im Kloster gelöscht sein. Für Musikunterricht waren wöchentlich zwei Stunden bestimmt, für Logik, Rhetorik und Geschichte je eine, für Rechnen und Geographie eineinhalb. Unter sich sollten die

*) Museen nannte man damals die Studierstuben der Zöglinge, Dorment die Wandelgänge zwischen den Stuben, die in Blaubeuren heute noch unter holzgetäferten Tonnengewölben ihr düsteres, klösterliches Aussehen bewahren.

Alumni bei Strafe der Weinentziehung nur Lateinisch sprechen. In der Tat kein leichtes Los für deutsche Jungen, in deren Glieder sich der Jugendübermut zu recken und zu strecken begann, und denen für die Uebung ihrer ungelenken Kräfte nichts geboten wurde als das Studium der „Alten" und ihrer zweitausendjährigen Heldentaten.

Die ersten Monate gingen den meisten vorüber wie ein unbehaglicher Traum. Der trübe Herbsthimmel, die hohen düsteren Berge, welche schwer und drückend über dem Kloster hingen, waren nicht geeignet, das Heimweh der Jungen zu lindern, und selbst der Spott der derber angelegten Kameraden konnte nicht jede heimliche Träne verwischen. Berblinger, Stöckle und Fischer wurden eines Nachmittags entdeckt, wie sie zu unerlaubter Stunde in einem Winkel des Dorments saßen und nach gut klassischem Rezept ihre Tränen mischten, wofür, weil sie überdies ihren Kummer in deutschen Worten ausgetauscht hatten, sie der gefühllose Professor Gaum zweimal karieren ließ. Nur allmählich lernten sie, Seiner Hochwürden, dem Herrn Prälaten Kleß, einem fetten kleinen apathischen Mann, der die Jungen aus seinen dünngeschlitzten Augen über die Brille hinweg mit erkünstelter Strenge ansah, wenn er ein Strafurteil verkündigte, ohne Zittern gegenüberzustehen oder die schnarrende Stimme Gaums zu hören, dessen Eigenheit es war, jedes deutsche Wort, das den Jungen entschlüpfte, auf dreißig Schritt Entfernung zu hören und mit unerbittlichem Eifer zu verfolgen. Auch der zweite Professor, Bräunlin, eine schwache gutmütige Seele, dem es nicht wohl war, wenn er sich nicht krank fühlte, und für den ein Hilfslehrer angestellt werden mußte, vermochte den Druck, der auf dem klösterlichen Schulleben lag, nicht zu mildern. Nur über das Gesicht des Hilfslehrers Zeller, eines jüngeren Mannes, flog manchmal, so trocken er sich stellte, ein Lächeln, das den jungen Leuten einige Hoff-

nung gab, daß nicht alles im winterlichen Eis der Gelehrsamkeit zu erstarren brauchte. So regte sich erst gegen das Ende des Semesters das Eigenleben der Jugend. Freundschaften begannen sich zu bilden. Da und dort zeigten sich bedrohliche Spuren eignen Denkens und Wollens. Das Karzer öffnete dreimal sein enges Pförtchen. Man begann sich einzuleben.

*

Endlich kam der Frühling mit heulenden Stürmen und klatschenden Regenschauern über das Tal. Die Linden im Klosterhof, die monatelang ihre Zweige unter der Last des Schnees gebeugt hatten, zeigten Blätterknospen, da und dort schimmerte an den blaubraunen Berghalden eine Ahnung von Grün, und ein lauer, milder Südwind schmolz die letzten Schneeflecken, die in den Waldschluchten versteckt lagen. Auch unter den kleinen Kutten, die die Studiosi der Klosterschule mit fast komischer Würde zu tragen sich bemühten, wenn die Brille des Herrn Prälaten über ihnen funkelte, regte es sich dermaßen, daß die Bestrafungen wegen „Kälbereien“ in beängstigender Weise überhandnahmen. Der Studiosus Busch genoß erst gestern zwei Stunden lang die Annehmlichkeiten des Karzers, weil er versucht hatte, seinen Freund Seeger in den Blautopf zu werfen, ohne hierfür einen triftigen Grund angeben zu können. Seegers Kutte verfing sich glücklicherweise im überhängenden Geäst, wodurch es dem Famulus Lenze ermöglicht war, allerdings mit Buschs Beistand und Gottes Hilfe, den gefährlich aufgehängten Seeger zu erretten. Die Kutte aber hatte einen erheblichen Riß bekommen und so die verdiente Karzerstrafe herbeigeführt.

Es war Nacht, neun Uhr längst vorüber und jedes Licht im stillen Klosterbau erloschen. Dafür strahlte der Vollmond in den Klosterhof herab und schien dem Plätschern des Brun-

nens zu lauschen, dem einzigen Geräusch, das die nächtliche Stille unterbrach. Der Professor ordinarius, der bittre Gaum, wie ihn nach dem Beispiel ihrer Vorgänger die frechen Jungen schon nannten, hatte seine letzte Runde gemacht und war murrend durch das Seitentürchen verschwunden, das aus dem Dorment in seine Amtswohnung führte. Zwei Flügel des großen gotischen Fensters, das den düsteren, schwarzbraun getäferten und gewölbten Mittelgang der Klosterräume abschließt, standen offen und ließen das bleiche Mondlicht und von Zeit zu Zeit einen lauen Luftzug in die dumpfige Halle. Auf dem Gesims saß ein weißes koboldartiges Wesen, das regungslos in den Mond hinaussah.

Da öffnete sich eine Türe, die zum größeren der zwei Schlafsäle der Zöglinge führt, geräuschlos und gerade weit genug, um eine zweite weiße Gestalt hindurchschlüpfen zu lassen. Sie war, wie die am Fenster, geisterhaft spärlich bekleidet und hätte, wie jene, für ein nicht ganz ausgewachsenes Gespenst gelten können, als sie an den getäferten Wänden des Dorments hinglitt. Vor dem Fenster machte auch sie Halt, schwang sich mit katzenartiger Gewandtheit ohne ein Wort zu sagen auf den hohen Sims und machte sich's dem noch immer regungslos Dasitzenden gegenüber bequem. Sichtlich hatten beide sich nicht zum erstenmal hier zusammengefunden.

„Dumm, daß wir nicht in derselben Stube schlafen," sagte gegen alle Klosterregeln auf gut schwäbisch-deutsch Verblinger zu seinem Freund Fischer. „Ich weiß nie, wann du herauskommst."

„Du scheinst es zu riechen," versetzte der andre. „Ich bin noch nicht drei Minuten lang allein hier gesessen."

„Man bekommt eine feine Nase in dem Loch!" flüsterte Brechtle, der sich in fünf Monaten zusehends entwickelt hatte. „Ich kenne schon jeden Professor am Geruch, ehe er die Dor-

menttüre aufschließt. Sit venia verbo: Der Gaum riecht nach Rindfleisch."

„Dann sind wir wenigstens leidlich sicher und können eine Stunde schwatzen, wie uns der Schnabel gewachsen ist," versetzte Fischer, ohne den Witz seines Freundes zu belachen.

„Hältst du's aus bis zur Vakanz — noch dreiundzwanzig Tage?" fragte der Kleine ungeduldig. „Du hast im Anfang Heimweh gehabt für sechs."

„Ich hab's noch; aber es ist auszuhalten," erwiderte Fischer, „wenn mich der Bräunlin nicht zu Tod quält mit seinem Cicero. De amicitia! Weiß der alte Knaster was von Freundschaft, Brechtle! Mit dem Ovid und dem Virgil ist's zu ertragen."

„Mir könnte der eine wie der andre gestohlen werden. Die ewigen Phrasen, das ewige Präparieren, das ewige: ‚Ei, ei, Berblinger, schon wieder anderswo mit den Gedanken!‘"

„Sag das nicht, Brechtle. Den Ovid besonders lass' ich mir gefallen. Da wird es lebendig um uns her. Die Bäume und Blumen schlagen aus, die Felsen und Bäche fangen an zu leben."

„Ja, auf dem Papier. Wenn man zu ihnen hinaus dürfte!"

„Das sag' ich auch. Noch dreiundzwanzig Tage — dann — —"

„Dann läufst du wahrscheinlich mit deinem Virgil unter dem Arm im Neidlinger Gras herum. Wenn ich nur an ihn denke und den bittern Gaum, überläuft mich's kalt. Ich glaube, mein alter guter Pestilenziarius hatte eine Ahnung davon, was hinter all dem Papier steckt. Aber der Gaum! ‚Wie würden Sie diese Phrase übersetzen, Berblinger? Erinnern Sie sich einer ähnlichen Phrase in der gestrigen Lektion? Haben Sie

diese schöne Phrase memoriert? Ei, ei, Berblinger, Sie scheinen es darauf abgesehen zu haben, ein Taugenichts zu werden wie — wie — der Fischer.'"

„Das hat er nicht gesagt."

„Nein, aber gedacht. Von deiner Poesie will er so wenig wissen als von meiner —"

„Ja was denn: von deiner —"

„Wenn ich es selbst wüßte: Schaffen möcht' ich, arbeiten, nicht altes Stroh dreschen; daß man auch sieht, was ich weiß, nicht was Cicero gewußt hat. Feuermaschinen bauen und dergleichen. Das heiß' ich Poetica. Kann man das im Kloster?"

„Schaffen? Arbeiten? Na natürlich. Sieh dir den Pfitzenmeyer an. Ich glaube, der liegt heute nacht auch noch nicht im Bett. Er hat mit drei Kutten eine Schutzmauer um seinen Pult gebaut, daß man kein Licht durchs Fenster sieht, und kopiert Phrasen, die er morgen in sein Hebdomadar hineinarbeitet. Ob ein Sinn dabei herauskommt oder nicht — gleichviel; sie müssen hinein. Und dann wird er uns als Musterjüngling vorgeführt, und der Gaum und der Herr Prälat sind mit vereinten Kräften bereit, ihn in den Himmel zu erheben."

„In ihren Himmel," unterbrach Berblinger verächtlich. „Ich gönn's ihm. Mir ist der Zeller lieber als alle andern zusammen. Er will mir im nächsten Semester Privatstunden geben — Algebra und Geometrie —, wenn es der Herr Prälat erlaubt. Aber er hat wenig Hoffnung."

„Algebra und Geometrie, puh!" rief Fischer, Verachtung mit Verachtung heimzahlend, „gut, daß ich nicht zu wissen brauche, zu was die in der Welt sind. Helfen sie dir in diesem und im künftigen Leben um einen Schritt weiter? Ich habe schon genug an der Logik und der verflixten Arithmetik."

Hier unterbrach ihn eine tiefe Grabesstimme, die feierlich aus dem Dunkel heraustönte:

„Ist a gleich b und c gleich b, so ist a gleich c.“

Dann fuhr sie um eine Oktave höher fort:

„Habt ihr je ein a gesehen, das gleich einem b war? Das ist die Weisheit, geboren aus der Gottesgelehrsamkeit, die wir hier erlernen. — Hat einer von euch schon versucht, ob man an der Wand hinunterklettern kann, ohne den Hals zu brechen?“ Es war Busch, im Nachthemd wie die andern, der sich jetzt mit einem kühnen Sprung auf den Fenstersims stellte und unternehmungslustig hinabsah.

„Weg da!“ rief Fischer, fast zu laut für die Verhältnisse, ihn herunterreißend. „Eine schöne Figur im Mondschein! Wenn dich der Famel sieht, der jederzeit im Hof herumschleicht wie ein Kater, kannst du ins Karzer zurückwandern, ehe aus Morgen und Abend der nächste Schöpfungstag geworden ist. Wie war's denn?“

„Ganz erträglich, bei der nötigen Gemütsruhe und einem guten Gewissen,“ versetzte Busch ruhig. „Doch hatte ich mit zwei Stunden genug und will's dem Zeller einmal danken, der mich auf die Hälfte der zugedachten Seklusion herabgehandelt hat. Da kommt der Seeger in seiner zerrissenen Kutte, der an allem schuld ist. Wer hieß ihn an den Aesten hängen bleiben? Wäre er vollends in den Blautopf gefallen und ersoffen, stünde ich wahrscheinlich noch unbefleckt und uninkarzeriert vor meinen Mitmenschen.“

Seeger aber kam nicht allein, sondern hielt den langen Pfitzenmeyer am Kragen, der kaum imstande war, ein ängstliches „Pst, pst!“ zu stöhnen.

„Den hab' ich erwischt!“ frohlockte sein Bändiger, „mitten in Ciceros orationes, Phrasen spickend zu nachtschlafender Zeit, mit denen er morgen unsre Lebensstellung zu

untergraben gedenkt. ‚Quousque tandem abutere patientia nostra?'"

„Wie wäre es, ihn zum Fenster hinauszuhängen, um ihn und uns von dem Gestank geistiger Erbschleicherei zu befreien?"

„Laßt mich los!" gurgelte Pfitzenmeyer, der vergeblich versuchte, seinen Hals zu befreien; „ich — ich werde euch alle — denunzieren — —"

„Das wäre noch schöner," lachte Seeger. „Ich bin Zensor und offizieller Denunziant, solange es Tag ist. Jetzt aber ist es Nacht, da niemand wirken soll, auch du nicht. Wähle: willst du an den Füßen oder am Halse gehängt sein?"

„Leiser, leiser!" bat Fischer. „Ich erkenne ja die Berechtigung deiner Absichten an; wenn uns aber jemand hörte!"

„Nur keine Angst!" rief Seeger. „Auch Katzen und Eulen schlafen zuzeiten; die Stunde der Mäuse ist angebrochen. Greift zu!"

„Sei vernünftig!" mahnte Berblinger. „Da kommt noch einer, dazu in ziemlicher Kutte."

„Bei Zeus, der fromme Stöckle!" lachte Seeger. „Wenn das am grünen Holz geschieht —"

„Er will Abendandacht mit uns halten," spottete Busch. „Na, fang an, Stöckle!"

„Um des Herrn willen, macht keinen so fürchterlichen Lärm. Man hört euch im ganzen Haus!" mahnte der Neugekommene. „Ihr versündigt euch an Gott und Menschen."

„Arm in Arm mit dir —" höhnte der tolle Seeger, der hoffnungsvolle Sprößling des Oberkonsistorialrats und Predigers an der Stiftskirche zu Stuttgart — „so fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken; das neue, neunzehnte, wohlgemerkt." Er ließ Pfitzenmeyer los und faßte den geängstigten Stöckle unter dem Arm. „Hast du schon etwas von einem namens

Friedrich Schiller gehört? Ich hätte seinen Don Carlos in der Tasche, wenn ich meine Kutte anhätte. Er war ein Karlsschüler und was für einer! O tempora, o mores! sind wir dagegen Stümper! Hat die ‚Räuber‘ geschrieben und ist durchgebrannt, als wär' er selbst einer. Ein nachahmungswertes Beispiel, Stöckle!"

„Erzähl uns etwas daraus!" bat Pfitzenmeyer, der sich rasch erholt hatte und sich in das Unabänderliche zu fügen schien.

„Wenn der Seeger nur nicht so laut schreien wollte!" meinte Stöckle. „Es wird einem angst und bang."

„Erzähl du, Fischer; eins von deinen Märchen von der Alb. Er weiß mehr als ihr alle zusammen," erklärte Verblinger.

„Kinderstubengeschichten!" warf Seeger verächtlich hin. „Altweibergeschwätz!" Aber er besetzte eine Holzbeige, die hinter ihm stand und auf der sich Busch schon ausgestreckt hatte. Stöckle und Pfitzenmeyer nahmen auf zwei umgestürzten Feuereimern Platz, die sie in einer Ecke fanden. Das Trüpplein beruhigte sich allmählich; Fischer aber begann, ohne sich weiter bitten zu lassen, seinen hübschen Bubenkopf gegen den Mond gerichtet, als ob er dort oben abläse, was er erzählte.

„Wir brauchen nicht auf die Alb zu gehen, wir haben es näher. Wißt ihr, weshalb das Wasser im Blautopf so blau geworden ist, daß es niemand begreift? Als noch die Burg auf dem Rucken stand, wohnten dort zwei Grafen. Die gingen im Tal spazieren und fanden an der Quelle hinter dem Johanniskirchlein, das in uralter Zeit gebaut worden war, wo jetzt unser Kloster steht, einen blauen Stein. Der glänzte und funkelte wie nichts Gutes. Als aber der eine ihn aufhob, war er vor den Augen seines Bruders plötzlich verschwunden. Der

rief ihm voll Angst, konnte auch sein Antworten hören, konnte ihn aber nicht sehen. Da der unsichtbare Bruder darüber selbst erschrak — denn er merkte nichts von seinem Verschwinden und konnte sich das ängstliche Rufen des andern nicht erklären —, ließ er den Stein fallen, worauf ihn der Bruder wieder sah.

„Dies versuchten sie mehrere Male. Bald nahm der eine, bald der andre der Brüder den Stein in die Hand, und wer ihn in der Hand hatte, war unsichtbar, bis er ihn fallen ließ. Darauf erkannten sie, daß dies ein Zauberstein aus der alten Heidenzeit war und bedachten, welch wundervolle Dinge sie damit ausführen könnten, indem sie unsichtbar in der Leute Tun eingriffen, wo und wie es ihnen gut dünkte, von allerhand Schabernack nicht zu sprechen, der sich so ungestraft ausführen ließ. Aber als sie von ungefähr mit dem Stein unter die Pforte des Kirchleins des heiligen Johannes traten, kam sie ein großes Zittern an und sie sahen, daß ihnen der Teufel den Stein in den Weg gelegt hatte. Da nahmen sie ihn und schleuderten ihn in den Blautopf. Das gurgelte und wirbelte und zischte und dampfte, daß sie wohl sahen, welch höllisch Ding der Stein sein mußte. Noch heute aber liegt er in der unergründlichen Tiefe, gibt dem Wasser eine Farbe, die den Gelehrtesten ein Rätsel ist, und selbst der Teufel, dem er gehört, kann ihn nicht mehr heraufholen.

„Und die Moral der Geschichte?“ fragte Pfitzenmeyer unbefriedigt.

„Will der auch noch eine Moral!“ höhnte Seeger. „Ist dir die Geschichte nicht blau genug? Eins jedoch hast du vergessen, Fischer,“ fuhr er sehr ernsthaft fort. „Beim Hineinwerfen zersprang der Höllenstein und ein Stückchen davon blieb am Ufer zurück. Mit dem bauten die frommen Ritter das Kloster Blaubeuren. Teufelssteine geben aus. — Aber sagt' ich's nicht: Altweibergewäsch! Was haben wir mit dem Wasserloch

zu tun, an das uns der Kuckuck gebannt hat. Ich hätte den Stein sicherlich nicht aus der Hand gegeben! Bei Zeus! wenn wir ungesehen am Herrn Prälaten vorbeispazieren und alle Abende im Ochsen zu Gerhausen unser Schöppchen trinken könnten, anstatt hier im Trocknen zu sitzen und den Mond anzuseufzen! Altweibergeschichten! Dagegen wünsch' ich mir einen Luftballon wie der, mit dem der Musje Bellisle in Cannstatt davongondelte: ein Ding wie eine große Papierkugel, ein wenig Feuer drunter, und fort geht's. Wie wär's, wenn wir, anstatt auf dem Fenstersims zu sitzen und zu schwatzen, davonschwebten in die Nacht hinaus, in die Freiheit hinein!"

Alle sechs drängten sich um das offene Fenster.

„‚Attempto!'" fuhr Seeger begeistert fort. „Hat nicht der wackere Bräunlin erst gestern auseinandergesetzt, niemand sollte ohne einen klassischen Wahlspruch durchs Leben gehen und er erwarte in der nächsten Stunde, daß jeder den seinen mitbringe und zu begründen bereit sei. Seid ihr präpariert? ‚Attempto' stand auf dem Wappenschild des besten alten Württembergers. Das soll auch auf dem meinen stehen, bis ich Konsistorialrat bin gleich meinen Vätern."

Damit setzte er sich rittlings auf das Gesims, das eine Bein keck in die Freiheit hinauswerfend, und gab sich den Anschein, als ob er im nächsten Augenblick an der Außenwand des Gebäudes hinabgleiten wollte.

„‚Viribus unitis!'" rief Busch, indem er seinen Freund am andern Bein packte und ihn ernstlich in Gefahr brachte, sich nach außen zu überstürzen. Doch mit einem zornigen „Kamel!" klammerte sich dieser an Fischer an, der ihn lächelnd hereinzog.

„‚Nulla dies sine linea' soll mein Wahlspruch sein," sagte Pfitzenmeyer. „Passet auf, damit kommt man am weitesten."

„Der vertierte Streber!“ murrte Busch. „Keine Spur von Ideal. Und du, Stöckle?“

„Mein Vater hat mir zwei auf den Weg gegeben,“ entgegnete der Befragte unentschlossen: „‚In hoc signo vinces‘ und ‚Medio tutissimus ibis‘. Ich solle selbst wählen, hat er gesagt.“

„Hast du gewählt?“

„Noch nicht.“

„Ich würde dir raten, dich an das ‚In hoc signo‘ zu halten,“ sagte Seeger herablassend. „Dabei kannst du immer denken, was du willst, und daß du noch ein hervorragender Taugenichts wirst, scheint mir eine ausgemachte Sache. Nun fehlt noch der Fischer und der Berblinger.“

„‚Post nubila Phoebus!‘“ sagte Fischer, schwärmerisch an den Mond hinaufsehend.

„Meint er den Sonnengott?“ fragte Busch.

„Nein, den Poeten oder einige von den neun Musen,“ erklärte Seeger. „Er hofft, Gedichte zu machen, wenn's ihm im Kopf nebelt. Der kann's noch weit bringen. Und du, Berblinger? Der Kerl träumt wieder an einem Rechenexempel herum.“

Berblinger hatte sich in der Tat schweigend über die Brüstung gelehnt. Er war sichtlich kaum mehr bei seinen Kameraden.

„Mein Wahlspruch?“ fragte er erschreckt. „In die Nacht hinaus — in die Freiheit hinein, Seeger. — ‚Excelsior!‘“

Sogar Seeger schwieg einen Augenblick. Der Ton war ihm zu ernst. Da brach plötzlich eine schneidende Stimme im tiefsten Dunkel der Halle los:

„Ihr infamen Schlingel! Ihr frechen Taugenichtse und Nachtschwärmer!“

Dann aber ging die Strafpredigt in rollendes Latein über, und auch Professor Gaum konnte das „Quousque tandem“

nicht umgehen, das seine Schüler vor einer halben Stunde gemißbraucht hatten. Die kleine Schar der jugendlichen Verbrecher war wie weggeblasen, leider nicht, ehe Gaums scharfes Auge jeden einzelnen erkannt hatte. Halblaut weiter grollend trat er in das volle Mondlicht, zog ein kleines Notizbuch aus der Tasche seines Schlafrocks, der den Mangel von Beinkleidern notdürftig verhüllte, und verzeichnete in der musterhaft deutlichen Schrift, auf die er stolz war, sechs Namen. Dann blickte auch er — allerdings kopfschüttelnd — zum Mond empor und murmelte mit einem nicht wohlwollenden Lächeln: „Schön, sehr schön! Das soll dem halben Dutzend morgen eingerieben werden! Ordnungswidriges Herumstreichen, nächtliche Ruhestörung, Entweihung des Dorments durch fortgesetzten deutschen Diskurs. Das fehlte noch!"

Dann schloß er bedächtig die noch offenen Fensterflügel, und lautlos zog jetzt die Nacht über das — von außen betrachtet — friedlich schlummernde Kloster.

---

9 Ein Lichtblick

In dichte Rauchwolken gehüllt, die lange Pfeife in der einen, eine alte unansehnliche aber kostbare Ausgabe des Horaz in der andern Hand, hatte Professor Bräunlin auf dem zerlegenen Marterbett geruht, das er sein Sofa nannte, und richtete sich laut ächzend auf. Man hatte zweimal in kurzen heftigen Stößen an der Hausglocke gezogen.

„Lottle! Lottle!" rief er dabei mit dem weinerlichen Aerger eines kranken Mannes, „wo sind meine Stiefel? Der Prälat will spazieren gehen."

„Schon wieder?" fragte es aus der Ferne einer dampfenden Bügelstube zurück. „Ihr seid ja erst vorgestern spazieren gegangen."

„Er steht schon unten und wartet. Wo sind meine Stiefel?“ entgegnete der Professor klagend.

„Kätterle, wo sind des Herrn Stiefel?“ war die beruhigende Antwort, und nach zwei Minuten öffnete sich die Zimmertüre lautlos, aber nur spaltenweit. Zwei gewaltige Stiefel erschienen, an einer rundlichen braunen Hand hängend, die jedoch sofort wieder verschwand, während sich die Türe ebenso vorsichtig und lautlos schloß. Die Stiefel aber standen da, ernst, geduldig, erwartungsvoll. Es war wie ein Zauber, in der Dämmerung des wogenden Rauchgewölks; der Zauber einer geordneten Häuslichkeit. Ehret die Frauen!

Zehn Minuten später — man beachte, wie in dieser Klosterwelt alles nach Minuten geordnet erscheint — wandelten die beiden gelehrten Herren bedächtigen Schritts durch die Waldschlucht gegen Seißen hinauf: der kleine, wohlbeleibte Prälat mit hocherhobenem Kopf, wie es seine Art war, um auf etwas herabsehen zu können, und der lange, magere Professor, mit jeder Bewegung andeutend, daß der Spaziergang seine Gesundheit schwer angreife.

„Es ist der Föhn!“ stöhnte er. „So oft der Föhn weht, bin ich wie zerbrochen.“

„Ich merke aber nichts von einem Föhn. Im Gegenteil, lieber Kollege, im Gegenteil — —“ sagte der Prälat, aufmunternd.

„Das ist's eben,“ unterbrach ihn Bräunlin hastig. „Ich habe ihn schon gestern in allen Gliedern gespürt. Mich allein greift dieser gefährliche Wind dermaßen an, daß ich am liebsten dem irdischen Jammertal Valet sagen möchte, selbst an windstillen Tagen.“

„Ein rechtes Elend, ich geb' es zu, für uns alle,“ seufzte nun auch der Prälat, „denn mit dem Hilfslehrer, dem Magister Zeller — na, wir werden noch darauf zurückkommen. Der

Spaziergang wird Ihnen gut tun; und mir auch. Wir haben Konvent, morgen —"

„Ach Gott, ja; auch das noch. Der Famulus hat mir's schon angezeigt. Es hat mich förmlich angegriffen."

„Da wollt' ich etliches mit Ihnen besprechen," fuhr Kleß fort, „ehe mir der Kollege Gaum dreinfährt wie eine Windsbraut! Föhn! Bei dem könnten Sie vom Föhn sprechen geistweise oder sinnbildlich. Besser noch vom Boreas, dem äquinoktialen Nordostwind der Alten."

Sie standen still. Bräunlin nahm bedächtig eine Prise, die ihm der Prälat mit einem kräftigen Klaps auf den Deckel seiner Dose anbot, als hätte er den Kollegen Gaum unter den Händen.

„Da ist zunächst die Geschichte mit dem Busch," begann er aufs neue.

„Die Geschichten mit dem Busch hören nicht auf," klagte der Professor.

„Nein," bestätigte Kleß eifrig. „Mit den Tübingern hat man immer seine Not. Diesmal aber besteht meine Frau oder besser Gattin darauf, daß man energisch einschreitet, und Sie werden meine Ansicht teilen. Sechsmal karieren wäre das mindeste. Ich bin sicher, daß Gaum meine Ansicht teilt. Stellen Sie sich vor: gestern geht meine Gattin im Klosterhof auf zwei Schritt Entfernung an dem Burschen vorüber. Er starrt sie an und grüßt nicht — grüßt nicht! Behält die Mütze auf dem Kopf und grüßt nicht! und drei bis vier Schritte hinter ihr kommt die Thusnelde, die Nichte der Speismeisterin, die gegenwärtig auf Besuch hier ist — auch ein Gegenstand meiner tiefsten Beunruhigung —, und dieses junge, kaum fünfzehnjährige Mädchen grüßen der Busch und der Seeger — sie sind ja immer beisammen, diese beiden Schlingel — mit einer Devotion, die im höchsten Grad anstößig erscheinen mußte. Sie

sei aus Stuttgart, höre ich, die Tochter eines herzoglichen Stallmeisters. Denken Sie sich: unterläßt es, ich fürchte geflissentlich, meine Frau oder Gattin zu grüßen, und grüßt die Tochter eines Stallmeisters oder Pferde= — Pferdeinspekteurs!"

„Und der Seeger —" fragte Bräunlin bewegt.

„Wie ich Ihnen sagte: der machte es ähnlich, allerdings ähnlich. Aber er war um mehrere Schritte weiter entfernt, so daß ein wirkliches Uebersehen anzunehmen wäre. Ueberdies —" hier verwirrte sich der Prälat ein wenig durch wiederholtes Schnupfen — „es wäre vielleicht nicht ganz opportun, den filius des Herrn Konsistorialrats eines Versehens wegen allzu hart anzufassen. Es muß wohl in seinem Fall ein Versehen oder richtiger Uebersehen zugrunde liegen. Sollte Gaum andrer Ansicht sein, so rechne ich auf Ihre Stimme."

Bräunlin nickte. Der Prälat fuhr fort:

„Er hat allerdings schon längst einiges auf dem Kerbholz, auch der Seeger. Sie erinnern sich der letzten Untersuchung der Waschkistchen, die ich regelmäßig vornehmen lasse, wenn die Alumni aus der Vakanz zurückkehren. Wollte Gott, man könnte alle Vakanz in Fortfall geraten lassen; sie verderben die Promotion auf Monate. Ich würde gerne die Last kaum unterbrochener Semester auf mich nehmen. Na, da fand man in Seegers Kistchen eine zweifellose, komplette Tabakspfeife mit silbernem Beschläg, das Eigentum seines leiblichen Vaters, des Herrn Konsistorialrats, wie sich später herausstellte. Ich ließ die Sache auf sich beruhen, weil Seeger feierlich gelobte, das Korpus delikti mit einem reumütigen Bekenntnis umgehend an den Herrn Konsistorialrat zurückgehen zu lassen. Ich will nicht hoffen, daß er dies etwa aus Vergeßlichkeit unterlassen hat. Wenigstens legte ich es ihm in einer Weise nahe, die er nicht leicht vergessen konnte. Jedenfalls aber fand man bei Fischer und Berblinger ebenso Schlimmes, wenn nicht Schlimmeres:

bei Fischer das, wie Sie wissen, streng verbotene Buch ‚Die Räuber‘ von Friedrich Schiller, das der Bösewicht nicht unpassend in ein Hemd eingewickelt hatte, um seine Vorgesetzten zu täuschen, und bei Berblinger entdeckte man am untersten Boden seines Kistchens eine große Menge Seidenpapier, über das er keine Auskunft oder Information geben zu können vorgab. Ich hatte gute Lust, ihn ins Karzer zu schicken, bis er gestand, denn er mußte doch wissen, zu welchem Zweck er Seidenpapier ins Kloster einschmuggeln wollte. Doch der Magister Zeller, auf den ich noch kommen werde, war so lebhaft gegen extreme Maßregeln, und Sie, lieber Kollege, schlossen sich ihm merkwürdigerweise an, so daß auch dies unterblieb. Verzeihen Sie die Bemerkung: manchmal, zum Beispiel an föhnfreien Tagen, sind Sie etwas schwach gegen die jungen Leute. Ich weiß, es entspringt dies einem natürlichen und an sich lobenswerten Wohlwollen. Allein Erziehung verlangt vor allem einen eisernen Willen. Meine Frau oder Gattin sagt dies mit Recht häufig zu mir und legt aus demselben Grund eine mir nicht ganz angenehme Bewunderung für den Kollegen Gaum an den Tag. Machen läßt sich dagegen allerdings nichts.“

Am Weg stand eine zerfallene Holzbank. Bräunlin schlug vor, sich ein wenig zu setzen. Das Gespräch habe ihn sehr angegriffen. Der Prälat ließ sich mit großem Entgegenkommen nieder.

„Um so besser!“ sagte er. „Ich hoffe, sie bricht nicht. Das Kommende läßt sich sitzend gründlicher erörtern. Gut also: Berblinger will von dem Seidenpapier nichts wissen, und Fischer ist frech genug, zu behaupten, das Schandbuch, das bei ihm gefunden worden, sei nur über die Ferien oder Vakanz geliehen. Es gehöre Seeger, was ich nicht glauben will. Um so weniger, als sich in Fischers Kiste zum Glück auch noch ein

Manuskriptheft vorfand, das ich dem Konvent vorlegen werde. Ueberschrieben ist das Machwerk: ‚Unsre Ideale‘, und zwar in deutschen Buchstaben. Sehr bezeichnend. Es enthält vorläufig zwei Aufsätze und ziemlich viel weißes Papier, was mir anzudeuten scheint, daß noch weitere Beiträge erwartet wurden. Der erste ist von Fischer selbst, der den Brutus für seinen Helden erklärt. Da sieht man, wohin diese Räuber führen und was der Schiller auf dem Gewissen hat. Immerhin, der Fischer hat die Hochachtung vor den Alten nicht ganz verloren und sucht, wo etwas zu finden ist. Ich bin geneigt, ihm nach einem ernsten Verweis oder Rüge vor versammeltem Konvent zu verzeihen. Dann aber kommt Berblinger mit — wie soll ich es nennen — mit einer Art von sinnlosem Gallimathias, gespickt mit wahrhaft gotteslästerlichen Seitenhieben, die deutlich zeigen, daß der unglückliche Mensch auf den bedenklichsten Irrwegen angelangt ist. Ich trage das Heft seit einer Woche in meiner hinteren Rocktasche, damit es niemand in die Hände fällt. Lassen Sie sich's vorlesen.“

„Aber meine Nerven!“ seufzte der Professor, „gerade heute, an einem Föhntag. Es ist überdies etwas feucht hier.“

„Es ist nicht lang,“ tröstete der Prälat. „Ueberdies müssen wir uns darüber verständigen, was geschehen soll. Principiis obsta, ist meine Ansicht. Es handelt sich nicht um Berblinger allein, und man kann nie wissen, wie Gaum die Sache auffaßt. Der Bursche schreibt:

‚Die Alten können wir nicht mehr verstehen und deshalb weder lieben noch verehren.‘

— Ich bitte Sie, dieser Anfang! —

‚Ich suche mir meine Ideale unter denen, die ich verstehe. Nun wurde im Jahr 1647 zu Blois in Frankreich ein Mann geboren mit Namen Papinus. Er war Hugenotte, liebte die Freiheit und die Wahrheit, mußte deshalb sein Vaterland ver-

lassen und war unstet und flüchtig wie Kain sein ganzes Leben lang.'

— Hierin sehe ich den ersten Seitenhieb, auf den ich aufmerksam machen muß," unterbrach sich Kleß, indem er dem Heft einen zornigen Schlag gab, was sich im Laufe der Lektüre bei jeder Zwischenbemerkung wiederholte.

„,Aber anders geartet als der erste Mörder, hörte er nicht auf, die Menschheit zu lieben und wollte ihr Gutes tun soviel er konnte. Nun war Papinus ein gelehrter Mann, aber nicht einer von denen, die in den Studierstuben sitzen bleiben und nur danach trachten, so viel als möglich zu wissen. Dies scheint mir deshalb ganz nutzlos zu sein, weil, wenn diese Leute sterben, alles, was sie wußten, wie weggeblasen ist und solange sie leben, nichts daraus wird als wieder andre, die ebenfalls so viel als möglich zu wissen trachten.'

Betrachten Sie, Herr Collega, mit mir diese Bemerkungen nicht als einen infamen Angriff auf das Lebenselement aller Bildung des höheren Schulwesens? Ich meinesteils habe etwas Aehnliches an Frechheit noch nie zu Gesicht bekommen!

,Nein! Papinus wollte mit seinem Wissen etwas schaffen, das der Menschheit mehr Nutzen brächte als alles Wissen. Das aber ist die Kraft. Denn die Kraft ist etwas Göttliches. Heißt es doch im Vaterunser: Dein ist die Kraft.'

Sie sehen, wie der Bursche mit gotteslästerlichen Ideen förmlich spielt. Aber hören Sie weiter.

,So erfand Papin die Feuermaschine, nicht mit einem Schlag, sondern langsam, nach vielem Nachdenken, Rechnen, Studieren und endlosen Versuchen. Erst war es nur ein eiserner Kochtopf, aus dem er lernte, welche Eigenschaften der Dampf hat: was Spannung und Kondensation waren. Dann nahm er den Luftdruck zu Hilfe, und schließlich baute er die Maschine, die uns Kraft gibt, wenn wir sie mit Wasser und Kohlen

speisen, ähnlich wie das Tier und der Mensch, wenn man ihm seine Nahrung gibt.‘

Auch hierin sehe ich eine fast blasphemische Auffassung der Verhältnisse. Als ob dieser Papinus eine Art Schöpfer gewesen wäre, der sein Werk mit dem fünften oder gar sechsten Schöpfungstag anfing!

‚Die wenigsten Leute aber,‘ fährt der saubere Verfasser oder Autor fort, ‚denen er dieses unglaubliche Geschenk seines Ingeniums und seiner Ausdauer anbot, wollten etwas davon wissen.‘

Das kann ich mir denken!

‚Er wandte sich nach England, dann nach Deutschland, versuchte sein Glück in Marburg und in Kassel und mußte aus Deutschland wieder nach England wandern. Er glaubte und wußte, daß man mit seiner Maschine nicht bloß Wasser aus tiefen Schächten heben konnte, und rettete damit manch verloren geglaubtes Bergwerk, sondern auch, daß man Wagen und Schiffe treiben, Mühlen und Sägwerke in Gang setzen und selbst den Boden bearbeiten könnte. Aber sie zerschlugen ihm das Schiff, mit dem er beabsichtigte seine wichtigsten Versuche zu machen, und nach einem Leben voll getäuschter Hoffnungen, voll Mühe und Arbeit starb er im Elend, verlassen und hungernd unter fremden Leuten. — Heute sind schon Hunderte seiner Feuermaschinen gebaut, und Tausende erkennen, daß man einen großen Wohltäter des Menschengeschlechts den Opfertod hat sterben lassen; wie es einem Größeren, denn er war, auch geschah.‘

Ich hoffe, dies bezieht sich auf Sokrates,“ unterbrach sich der Prälat selbst, „muß aber zum drittenmal auf das unsaubere Gedankenspiel dieses jugendlichen Taugenichts hinweisen. Diesen Papinus mit Sokrates zu vergleichen! ‚Das ist mein Ideal,‘ schließt der konfuse Kopf, ‚Wohltun und dafür leiden!‘ und

dazu schreibt er das alles gegen die klarsten Bestimmungen der Schulordnung in deutscher Sprache und in deutschen Lettern oder Buchstaben. Ich bitte Sie nun, Herr Collega, was sollen wir mit dem Menschen anfangen?"

„Ich weiß nicht —" begann Bräunlin zögernd, „das Ganze scheint mir doch — zwar eine schwere Verirrung des Ingenii, aber doch nicht ganz aus Schlechtigkeit geboren. Man muß bedenken: ein Alumnus von fünfzehn Jahren! Wer weiß, wo der Verführer steckt. Aus dem eignen Kopf hat er sichtlich all das Zeug nicht."

„Das ist's! das ist's!" rief der Prälat eifrig. „Der Magister Zeller steckt dahinter. Ich merkte gleich: der Duckmäuser hat's hinter den Ohren. Es ist, als ob man sich in diesen Zeiten solcher Leute nicht mehr erwehren könnte. Ich werde mir nie verzeihen, daß ich ihm die Erlaubnis gab, dem Berblinger Privatstunden in der Geometrie und Algebra zu geben. Wozu das? Als ob wir Araber wären! Da sieht man's jetzt. Der Bursche macht die schlechtesten Hebdomadare und schreibt deutsche Aufsätze über Feuermaschinen, als ob man vor ihnen auf den Knien liegen müsse! Wissen Sie, was für eine Bewandtnis es eigentlich mit diesen Feuermaschinen hat? Man nennt sie neuerdings auch Dampfmaschinen, wie ich kürzlich las. Ich werde das in meinem nächsten Programm über Synonyma erläutern; einen andern Nutzen scheinen sie nicht zu haben. Ich bitte Sie! Wird ihm eine Dampfmaschine durch den Konkurs helfen? Kann er mit Algebra und Geometrie eine Periode des Demosthenes konstruieren?"

„Ich weiß nicht —" seufzte der Professor aufs neue, indem er unbehaglich auf der Bank hin und her rückte.

„Sie haben recht," rief der Prälat, in seiner Erregung aufspringend; „es wird feucht hier. Ueberall der infame Dampf. Aber es muß etwas geschehen!"

Verstimmt und unentschlossen traten sie den Rückweg an. Er dauerte trotz aller Prisen, die stets stehend genommen wurden und immerhin etwas Beruhigendes hatten, kaum lang genug, um das Unangenehmste von allem zu besprechen, das den morgigen Konvent beschäftigen mußte. Dem Konsistorium war eine Denkschrift zugegangen, in der in dürren Worten gesagt wurde, daß der seit einiger Zeit beobachtete verminderte Andrang zum Landexamen ernstlich zu denken gebe, daß die Klosterschulen nicht mehr auf der Höhe der Zeit ständen und daß eine radikale Aenderuug des Systems nötig wäre, sie vor der Versumpfung zu retten.

„Versumpfung!" schrie Kleß, daß das Echo vom Rucken herüber antwortete. „‚Versumpfung' sagt die Denkschrift; und dann macht sie Aenderungsvorschläge, daß man meinen könnte, die französische Revolution sei in Stuttgart ausgebrochen. Na, Sie werden ja hören; wir sollen collegialiter unsre Ansicht über das saubere Dokument formulieren! Zusammenwerfen von vier Promotionen in zwei Klöster; damit natürlich Abschaffung von zwei Prälaten. Was sagen Sie dazu? Grundstürzende Aenderungen des Lehrplans. ‚Einführung verschiedener neuer Lehrzweige, ‚die den Bedürfnissen der Zeit mehr entsprechen,' heißt es in dem Memorandum. Mehr Geschichte, Geographie, Mathematik — was weiß ich! Abschaffung des Zwangs, Latein zu sprechen. Körperliche Freiübungen — was das heißt, muß uns der Verfasser erst noch erklären —, mehr Ausgangsfreiheit; wahrscheinlich auch mehr Trink- und Rauchfreiheit; das gehört ja ebenfalls zu den Bedürfnissen der Zeit. Kurz, wenn die Hälfte der Vorschläge, die von Maulbronn ausgegangen zu sein scheinen, zur Annahme kommt, mag der Kuckuck Prälat sein. Adieu!"

*

Als ums Jahr 1586 das Benediktinerkloster Blaubeuren in eine evangelische Klosterschule umgewandelt wurde und hierfür manche bauliche Aenderungen vorgenommen werden mußten, dachte man noch nicht an den Magister und Hilfslehrer Zeller, so daß es etwas schwierig war, ihn zwei Jahrhunderte später unterzubringen. Doch fand sich gegen den Klostergarten hin eine unberührte kleine Zelle, die für ein bescheidenes Studierstübchen nicht ungeeignet war, nachdem man etliche alte Bettladen und Bücherständer sowie die Reste eines kleinen Marienaltars entfernt, einen Ofen gesetzt und neue Scheiben in die zerbrochenen Fensterrahmen eingesetzt hatte. Weitere Baukosten zu genehmigen weigerte sich der Herr Amtmann, Hofrat und Klosterverwalter Scholl, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, die weltlichen Pläne der geistlichen Spitzen der Schule zu durchkreuzen, und auch Zeller hatte unter den Folgen des langjährigen Kriegs zwischen der Frau Prälatin und der Frau Hofrätin zu leiden. Allein er war ein stiller, zufriedener Mann und lebte und litt zumeist in einer andern, zweidimensionalen Welt, in der ihm bisher niemand begegnet war. Die schwierigeren Probleme der Geometrie füllten sein Gedankenleben und gewährten ihm Genüsse, von denen kein Mensch, der nicht ein gottbegnadeter Mathematikus ist, eine Ahnung hat. Im übrigen tat er seine Pflicht ruhig und trocken, gab an Föhntagen die Lektionen des Professors Bräunlin, predigte von Zeit zu Zeit für den Prälaten, so daß die über ihm stehenden Herren Kollegen zwar die Köpfe schüttelten, ihm aber sonst nichts anhaben konnten. Zum Lebensgenuß genügte ihm, gelegentlich einen Blick in den Klostergarten zu werfen, wo das gotische Maßwerk in den Fenstern des Kreuzgangs, soweit es nicht hinter Holunderbüschen und Haselnußstrauchwerk verschwand, die aufregendsten geometrischen Probleme andeutete und löste.

Seit einem Vierteljahr war jedoch ein neues Element

stiller Freuden in sein scheinbar einförmiges Dasein getreten. Es geschah dies in Person des kleinen Berblinger. Während der Stunde für Arithmetik, der einzigen in der Woche, die der Lehrplan zuließ, hatte Zeller unter zweiundsiebzig schlaftrunkenen oder zerstreuten Augen ein Paar entdeckt, das munter aufleuchtete, wenn ein weniger langweiliges Rechenexempel seiner Lösung entgegenging. Er beschäftigte sich deshalb mit Berblinger eingehender, und das Ergebnis wiederholter Unterhaltungen in Zahlen war die an den Prälaten gerichtete Bitte, dem alumno Berblinger nach dem Nachtessen wöchentlich zwei Privatstunden in mathematicis geben zu dürfen.

Damit begann auch für den Jungen ein neues Leben, namentlich seitdem in einer der zwei Stunden Euklids Geometrie die phantasielosere Algebra ablöste. Wachend oder träumend, liefen jetzt parallele und sich kreuzende „Gerade" durch seinen Kopf, verschoben sich Dreiecke und Vierecke, berührten oder schnitten sich Kreise, suchte ein Gewirr von Linien nach dem nicht konstruierbaren Siebeneck. Seine Augen funkelten, wenn ihn Zeller in der trockenen Weise, die ihn nie verließ, auf die Lösung einer der schwierigeren Aufgaben hinleitete, oder wenn er ein „quod erat demonstrandum" hinter einen neuen Weg setzen konnte, auf dem eine alte Wahrheit mit doppelter Sicherheit erreicht worden war. Nur einen Fehler fand der in sich hinein schmunzelnde Lehrer an seinem übereifrigen Schüler zu tadeln: daß ihn unlösliche Aufgaben wie das erwähnte Siebeneck mit einer dämonischen Gewalt anzogen, und daß er halbe Nächte mit offenen fieberischen Augen dalag, obgleich ihn Zeller versichert hatte, daß es nutzlos sei, derartige Probleme hartnäckig zu verfolgen. Dann wollte er wenigstens den Beweis haben, daß die Aufgabe nicht gelöst werden könne, und Zeller mußte ihn daran erinnern, daß sein Kopf noch zu klein für derartig Großes sei. Solche Beweise gingen, meinte er, zumeist

über menschliche Kräfte, wenn auch menschliche Kraft ihre eigne Grenze niemals bestimmen könne.

Für Berblinger hatte all dies zweifellos manches Mißliche. Erst heute, am Tag nach dem Konvent, verurteilte ihn Professor Gaum, der in besonders schlechter Laune war, zweimal zu karieren, weil er den Rand seines Hebdomadars mit der Figur des pythagoreischen Lehrsatzes geschmückt hatte, eine Ungehörigkeit, die dem Herrn Professor in seinem ganzen Leben noch nicht begegnet war. Er sprach dabei von Verhöhnung der Wissenschaft, von einem Drudenfuß und Hexenzeichen, und wußte offenbar nicht, was er daraus machen sollte. Berblinger beklagte sich bei seinem Freund und Lehrer über diese Behandlung des ehrwürdigen Pythagoras, als sie sich, wie jetzt regelmäßig, nach Schluß der Lektion gegenübersaßen, um noch ein wenig zu plaudern, und zwar auf deutsch. Denn manches war nicht in Ordnung in Zellers Zelle. Hätte doch selbst die kleine Studierlampe, die zwischen ihnen stand, seit dreißig Minuten ausgelöscht sein sollen! Dafür waren es für beide die einzigen gemütlichen Augenblicke der Woche, wenn auch Zeller, der immerhin noch einiges pädagogisches Gefühl bewahrte, sein möglichstes tat, dies den Jungen nicht merken zu lassen.

„Zweimal karieren? Geschieht dir ganz recht!“ sagte er innerlich schmunzelnd. Er duzte ihn, seit sie am vierten Buch des Euklids waren und ihm Berblinger das Versprechen abgerungen hatte, die Grundzüge der Stereometrie mit ihm durchzunehmen. „Der pythagoreische Lehrsatz gehört nicht unter die Schnitzer deines Hebdomadars. Ueberdies schadet dir das Karieren nichts. Wenn du bei der andern Geschichte, die über deinem Haupt hängt, nicht schlimmer wegkommst, darfst du den Göttern Roms und Griechenlands danken.“

„Welche Geschichte?“ fragte Berblinger kleinlaut.

„Deinen törichten Aufsatz über den Papin. Der Herr

Prälat hat ihn im Konvent vorgelesen. Mit Kommentar. Bei der nächsten Gelegenheit soll das Urteil gesprochen werden. Du kannst mir's danken, daß du nicht jetzt schon im Karzer sitzt. Was braucht ihr alles zusammenzuschmieren, was euch durch die müßigen Köpfe geht? Könnt ihr nicht den Cicero oder den Domesthenes kopieren, wenn euch dumme Gedanken plagen?"

„Aber sind es dumme Gedanken?"

„Natürlich. Darüber wird man im Konvent einig und wird dir's schon noch deutlich machen."

„Das wird nichts helfen," versetzte der Junge plötzlich trotzig. „Der Papin ist mein Ideal. Wenn ich dafür brummen muß, wird er's nur noch mehr."

„Dummes Zeugs! Was weißt du denn von Papin?"

„Daß er ein großer Erfinder war und daran starb."

„Und das möchtest du auch? Berblinger, Berblinger, du bist ein kleiner Narr."

„Sterben brauchte ich ja nicht. Aber eine große Erfindung machen, daß man später sagte: der Berblinger hat einmal etwas geleistet und uns alle vorwärts gebracht; dafür möchte ich wohl —"

„Ins Karzer wandern," unterbrach Zeller den kleinen Idealisten trocken. „Nun ja, das kannst du haben. Es fehlt dann nur noch die große Erfindung."

„Vielleicht kommt sie," versetzte der Junge keineswegs niedergeschlagen. „Manchmal haben die Kleinen etwas Großes gemacht. Wann kommen wir an die Stereometrie?"

„Warum? Nur keine Eile!"

„Ich möchte wissen, wie man den Inhalt einer Kugel berechnet und — und die Peripherie."

„Eine Kugel hat keine Peripherie."

„Ich meine, wieviel Papier man braucht, um eine Kugel zu machen, die dreißig Kubikfuß Inhalt hat."

„Seidenpapier?" fragte Zeller, plötzlich aufmerksam werdend.

Berblinger errötete heftig und schwieg.

„Was willst du damit machen?" drängte der Lehrer. „Warum hast du dem Herrn Prälaten nicht gestanden, was du mit dem Seidenpapier vorhast? — Na, auch gut. Ich will nichts davon wissen, bis du mir selbst kommst. Nur merk dir eines: eh' du den Inhalt einer Kugel berechnen lernst, wirst du noch zwanzigmal karieren müssen, wenn du es so weiter treibst. Aber wissen möchte ich, wo du all das aufgeschnappt hast. Nicht im Kloster!"

„Nein. In Ulm auf dem Münsterturm," erwiderte Berblinger schüchtern, aber mit dem sichtbaren Bestreben, durch Beweise von Freimütigkeit seinen Lehrer wieder zu versöhnen.

„Was ist dort zu holen?" lachte Zeller, „außer vielleicht die Weisheit, die euch Ulmern euer Spatz beibrachte. Der soll ja in mehr als Lebensgröße auf dem Kirchendach sitzen."

„Ein Spatz kann manches, was wir noch nicht können," versetzte der Junge nachdenklich, aber mit neuerwachtem Trotz. Er ließ dem Ulmer Spatzen nichts geschehen. Dann aber begann er des langen und breiten von seinem Freund Lombard zu plaudern, der mit einer Luftpumpe und einer Elektrisiermaschine hantiere und ihm erzählt habe, wie das Schießpulver und das Bücherdrucken und die Feuermaschinen erfunden worden seien. Von ihm habe er auch die Geschichte des Papin. Seitdem sei der große unglückliche Erfinder sein Ideal geworden. Er sei seit achtzig Jahren tot und begraben. Aber seien seine Feuermaschinen nicht im Begriff, die Welt zu erobern? Könne man sich etwas Größeres denken als einen toten Mann, der aus dem Grab heraus die Welt erobere?

„Aber wo soll das alles hinaus, Brechtle?" fragte Zeller endlich fast gerührt, als der Kleine immer begeisterter und —

es muß zugegeben werden — immer verwirrter von seinem Freund, dem Turmwart, von Papin und andern großen Erfindern fabulierte. „Deine Hebdomadarien und Extemporalien werden immer schlechter, und wenn du's je zum Landpfarrer bringst, gibt dir kein Mensch etwas für deine Erfindungen."

„Ich will nichts dafür als die Freude, sie gemacht zu haben," sagte der Junge zuversichtlich. „Da war einmal ein Pfarrer Hahn in Echterdingen; dem ging's auch nicht besser, und er sei dabei ein seelenvergnügter Mann gewesen, erzählte mir Herr Lombard, der ein Dutzend Briefe von ihm hat. Er wollte die Münsterturmuhr umbauen, daß man die Bewegung von Mond und Sternen darauf hätte ablesen können, aber der Ulmer Magistrat wollte nichts davon wissen. Da baute er sie für sich. Warum sollte man nicht die Wege gehen, die uns der Geist und das Herz treibt, und dabei zufrieden sein?"

„Aus dem Herzen kommen hervor arge Gedanken — Mord — Ehebruch —"

Zeller sprach dies in dem Ton, in dem er zu predigen pflegte, lächelte aber dabei so wohlwollend und zutraulich, daß Berblinger aufsprang und ihm nach der Sitte der Zeit die Hand küßte. Der Druck, der in der Klosterluft lag, hatte den reifen Lehrer und den unreifen Schüler näher zusammengeführt, als es anderwärts möglich gewesen wäre.

„Der Tausend auch," rief jener. „Es ist zehn Uhr. Pack dich und laß dich nicht erwischen. Wir haben eine Stunde länger herzoglich württembergisches Klosteröl verbrannt, als es geduldet werden kann."

Hastig nahm Berblinger den Euklid unter den Arm, schlich, mit komischer Affektation auf den Zehen gehend, zur Türe hinaus und versteckte wenige Minuten später sein glückliches Gesicht unter der rauhen Klosterbettdecke, die selbst für ihn zu kurz war.

10 Bubenstreiche

Das größte geschichtliche Ereignis des dritten und vieler kommenden Semester blieb jahrelang in tiefstes Dunkel gehüllt, so tief es alle bewegte, die auch nur entfernt mit ihm in Berührung kamen. Fast möchte ich unter dem Einfluß des klassischen Geistes, der über dem Kloster schwebte, die Muse um ihren Beistand anrufen, wenn ich es wage, den Schleier zu lüften, den selbst die amtlichen Protokolle der Schule nicht zu heben vermochten. „Meenin aeide thea," „Zorn, o Muse, besinge!" beginnt Homer sein unsterbliches Helden- und Kampflied; passender könnte auch dieses Kapitel nicht eingeleitet werden. Doch unsre Zeit glaubt nicht mehr an singende Göttinnen; so möge mir beistehen, wer da will, zum Beispiel das gute Gewissen, wenn ich schlicht und wahrheitsgetreu zu erzählen versuche, was seinerzeit zu ahnen nur den wenigsten vergönnt war.

Nicht bei allen Zöglingen der Klosterschule — die Bezeichnung „Seminar" war noch nicht gebräuchlich — fand Maria Theresia die Liebe und Verehrung, die sie von Amts wegen beanspruchen konnte. Es sei sofort bemerkt, daß es sich nicht um die kürzlich verstorbene Kaiserin von Oesterreich handelte, sondern um die noch sehr lebendige Frau Prälat, die im Volksmund der Promotion*) diesen Namen führte; denn er war für Würde, Kraft und Temperament um jene Zeit fast sprichwörtlich geworden. Wie man auch sonst von ihr denken mochte, sie war eine stattliche Dame von gebietendem Aeußern, die ihren Gemahl, den Herrn Prälaten, um Kopfeslänge überragte, was er wohl zu würdigen wußte. Unter den Studenten hatte sie ihre Günstlinge, die sie mit Zittern anbeteten. Andre

*) Promotion nannte man die Gesamtheit der Zöglinge, die gleichzeitig die Klosterschule besuchten.

nährten andre Gefühle. Unter diesen waren die beiden unzertrennlichen Bösewichte Busch und Seeger vielleicht die schlimmsten. Daß Busch seinerzeit sechsmal, Seeger zweimal karieren mußte, weil sie, in der lieblichen Thusnelde Anblick versunken, die imponierende Erscheinung völlig übersehen hatten, war um so weniger vergessen, als in der Folge noch das eine oder andre Strafmandat, das dem Paar das Leben verbitterte, auf den verhängnisvollen Einfluß der ungekrönten Königin von Blaubeuren zurückgeführt werden konnte. Kein Wunder, daß sich die nicht übermäßig milde Denkungsart der beiden langsam in gärend Drachengift verwandelte und daß sie in ohnmächtiger Wut von einer Rache träumten, die außer aller Möglichkeit zu liegen schien.

In unerwarteter Weise bot ihnen jedoch ein ebenso boshaftes Schicksal die Hand. Wo hinter der Klostermauer die Blau aus dem wunderbaren Teich, der ihre Quelle bildet, als munteres Flüßchen dem offenen Tal zueilt, hatte sich unter der Leitung der Hausfrauen des Klosters eine Art Zweigerziehungsanstalt angesiedelt. Es handelte sich allerdings nur um Gänse, die übrigens mit nicht geringerer Liebe gehegt und gepflegt wurden als die Zöglinge innerhalb des Klosters und mit ähnlicher Regelmäßigkeit und weit weniger Zwang ihren Tagesaufgaben genügten. Zu gewissen Stunden schwammen sie geschäftig auf dem klaren Wasserspiegel hin und her und versenkten sich mit hochaufgerichteten Schwänzen und erstaunlicher Ausdauer in das Studium des Flußbettes, zu andern Stunden ergingen sie sich in wohlanständigem Gänsemarsch in der benachbarten Wiese, ohne sich die geringsten jener unziemlichen Seitensprünge zuschulden kommen zu lassen, die bei den Klosterschülern noch immer nicht ganz unterdrückt werden konnten. Gegen Mittag standen sie alle auf einem Bein am Rand des Wassers, in ernste Selbstbetrachtung versunken. Schließlich

fehlte es auch nicht an kurzen Interstitien, in denen sie sich in lebhaftem Gedankenaustausch Beobachtungen ihres Innenlebens oder Ereignisse des Tages mitteilten. Fast nie aber mußte man wahrnehmen, daß sie durch ungebührliches Betragen die Aufmerksamkeit oder gar den Unwillen Vorübergehender erregt hätten, noch weniger daß sie, wie es bei Gänsen mangelhafterer Erziehung vorkommt, mit Geschrei über die Bleichwiese oder gar die öffentliche Straße entlang geflattert wären. Die Klostergänse hatten ein richtigeres Gefühl für das, was sich schickt. Zwei=, dreimal allerdings war in jüngster Zeit etwas derart vorgekommen. Jedesmal aber glaubte man zu bemerken, daß einer der Studiosi — einige wollten Berblinger erkannt haben — hinter ihnen drein lief und sie mit ungebührlichem Rufen anspornte.

Dies war auch eines Nachmittags vorgekommen, als die Promotion, hinter dem Prälaten herwandelnd, einen Spaziergang um den Rucken antrat. Hierbei war Berblinger zweifellos beteiligt; er hatte sogar mit einem Stein geworfen, um, wie er sagte, die Gänse zum Fliegen zu veranlassen, was ihm angeblich Spaß machte, aber auch eine ernste Rüge des Herrn Prälaten zuzog. Die geängstigten Tiere faßten sich jedoch wieder etliche hundert Schritte unterhalb ihres gewohnten Standorts und marschierten feierlich zurück, sobald sich die unverständigen jungen Leute entfernt hatten.

Auf der Rückkehr von diesem Spaziergang aber — es war schon Dämmerung — bemerkten Busch und Seeger, die gewöhnlich aus ihnen wohlbekannten Gründen den Schluß der Prozession zu bilden suchten, daß sich ein schneeweißes üppig fettes Gänschen auf der Wiese verlaufen hatte und unbekümmert um die Folgen sein Abendbrot hinter einer Hecke suchte. Es hatte ein rotes Malteserkreuz auf dem linken Flügel: ein Zeichen, daß es zur Herde Maria Theresias gehörte. Da erfaßte ein teuflischer Gedanke

den unglückseligen Seeger. Busch verstand ihn, ohne daß sie ein Wort zu wechseln brauchten, und ballte die Fäuste. Ein wilder, häßlicher Zug flog über sein sonst gutmütiges Gesicht; er wußte, es war die Lieblingsgans der Prälatin. Dann blieben sie stehen und ließen die andern zwanzig Schritte vorausgehen, ehe sie hinter der Hecke verschwanden.

Was dort geschah, gehört zu den Geheimnissen jener Tage, die nie ganz aufgeklärt werden dürften. Busch, eine durchaus praktische Natur, hatte stets Bindfaden und andre nützliche Gegenstände in der Tasche. Manchmal schleppte er Steine, Bündel von Blumen, ja ganze Sträucher nach Hause, denen er sodann wochenlang seine Aufmerksamkeit widmete. Er wollte später Mediziner werden. Einmal war es ihm sogar gelungen, einen jungen Hund einzuschmuggeln, wofür er fünf Stunden Karzer erhielt, während das Tier in unzeremoniöser Weise entlassen wurde. Als sie diesmal noch rechtzeitig mit den andern durch die Klosterpforte traten, hatte seine Kutte eine so unförmliche Gestalt, daß alle eine unglaubliche Verhöhnung des Prälaten vermuteten und rücksichtsvoll jede Bemerkung, ja selbst jeden Ausbruch von Heiterkeit unterdrückten. Auf dem Dorment angelangt, verschwanden Seeger und Busch auf kurze Zeit, erschienen aber pünktlich beim Präzieren*) und zeigten während desselben einen so musterhaften Ernst, und Busch, der Lektor**) der Woche war, eine derartige Eindringlichkeit beim Verlesen des Kapitels, in dem der ungetreue Haushalter belobt wird, daß es Professor Bräunlin, dem Ordinarius, angenehm auffiel.

---

*) Präzieren nennt man die regelmäßige gemeinsame Morgen- und Abendandacht.

**) Lektor heißt der Zögling, der neben andern Verpflichtungen beim Präzieren Gebete und Bibelstellen vorzulesen hat; ein wöchentlich wechselndes Amt.

Auch ihre Mitschüler beobachteten sie mit wachsender Teilnahme. Beide, namentlich aber Busch, waren genötigt, nachts mehreremals ihr Bett zu verlassen, und entfernten sich auch am folgenden Morgen zweimal während des Ciceros und der Logik, was mit einem plötzlich auftretenden, hoffentlich vorübergehenden Unwohlsein zu entschuldigen war. Beim Mittagessen wurde bemerkt, daß Seeger einen Teil seiner übrigens ziemlich hart gekochten Erbsen in die Blätter eines zerrissenen Extemporalheftes wickelte und unter seiner Kutte verbarg, worauf sein Unwohlsein wieder eintrat. Professor Bräunlin riet ihm, nun doch den Oberfamulus Leuze, der zugleich Chirurg war, zu Rat zu ziehen. Dies lehnte er jedoch dankend ab. Besonders auffallend war, daß der unpäßliche Seeger nach Tisch bei seinen näheren Freunden förmlich um Brot bettelte. Am späteren Nachmittag war die Tatsache nicht mehr ganz geheimzuhalten, daß sich im oberen Stock, in der Kammer neben der Krankenstube, eine lebendige Gans befinde, die nur durch beständiges Füttern abgehalten werden konnte, laut zu schnattern. Willig gab nun jedermann, was er besaß, um die drohende Katastrophe so lang als möglich hinauszuschieben.

Mittlerweile verdichtete sich das Gewitter, das die Unglückseligen heraufbeschworen hatten, über dem ganzen Kloster in erschreckender Weise. Schon am Abend zuvor hatte die Magd der Prälatin fast weinend berichtet, daß das schönste Gänschen der Herde nirgends zu finden sei. Die sechs Gänse der Frau Professor Gaum und die acht der Frau Professor Bräunlin seien alle da, aber von den fünfzehn Prälatengänsen seien nur noch vierzehn vorhanden. Man habe aber recht wohl bemerkt und des Klosterschneiders sechs Buben könnten es bezeugen, wie die Studenten die Gänse auf der Bleichwiese herumgejagt hätten. Der kleine Berblinger, der Lausbub, habe sogar mit Steinen geworfen. Dabei könne das Lieschen wohl

zu Tod geworfen worden sein. Das „schöne Lieschen" war die einzige Gans, die sozusagen getauft worden war.

Noch am Abend teilte Maria Theresia dem Gemahl ihre Ansichten über den Charakter seiner Studenten mit und verlangte drastische Maßregeln. Er bat, wenigstens die Nacht vorübergehen und am Morgen die Wiese noch einmal gründlich absuchen zu lassen. Dies geschah mit dem Ergebnis, daß die Frau Prälat erklärte, wenn etwas zu durchsuchen sei, so sei es nicht die Bleichwiese, sondern das Dorment. Sie setze ihren Kopf gegen einen Gänseschnabel: dort müsse das Tier tot oder lebendig gefunden werden. Sie kenne die Schlingel, namentlich den Berblinger und den Busch.

Am Schluß des Nachmittagskollegs, nach Erledigung der üblichen vierundzwanzig Verse in Virgils Aeneide, sprach der Prälat in sichtlicher Erregung: er müsse auf einen unerklärlichen und höchst peinlichen Vorfall eingehen. Es sei gestern, kurz nach dem Spaziergang der Promotion über die Bleichwiese, eine Gans seiner Frau oder Gattin abhanden gekommen und es sei die Vermutung oder besser der Verdacht nicht mehr zurückzuweisen, daß die Promotion in irgendwelcher Weise mit dem Verschwinden des besagten Tieres, das den Beinamen Lieschen führe, in Verbindung stehe. Er bitte und befehle jedem, der Licht über diese noch dunkle Angelegenheit verbreiten könne, sich zu erheben.

Noch nie saßen die sechsunddreißig Studiosi so mäuschenstill auf ihren Bänken.

Die Sache sei sehr ernst, wenn er auch das Wort Diebstahl noch vermeide, fuhr der Prälat fort. Er befehle ihnen jetzt im Namen des hohen Berufs, dem sie alle entgegengehen, und bei dem Wahrhaftigkeit zu einer der ersten Pflichten gehöre, die Verstockung nicht zu weit zu treiben und aufzustehen, wenn sie etwas von der Gans wüßten.

Der Studiosus Stöckle war der einzige, der feuerrot wurde und sichtlich im Begriff war, sich zu erheben. Allein Busch, der neben ihm saß, drückte ihn in einer Weise nieder, daß er blau wurde und den Versuch aufgab.

„Ich appelliere nun," rief der Prälat feierlich, „an das Ehrgefühl der Promotion. Erheben Sie sich! Wer ist der Dieb?"

Die Aufforderung war so geschickt gestellt, daß jedermann, zwei ausgenommen, mit gutem Gewissen sitzen bleiben durfte, und diese beiden konnten in Zweifel sein, welcher von ihnen sich zu erheben habe. Sie sahen deshalb mit schuldloser Miene zum Fenster hinaus, als ob sie nicht das geringste mit der Sache zu tun hätten.

„Gut!" sprach der Prälat, „ich bin nun zwar halb und halb überzeugt, daß die Promotion an dem traurigen Vorfall unbeteiligt ist. Zu eurer eigenen Beruhigung werde ich jedoch nach der Chorandacht eine gründliche Unter- oder Durchsuchung des Klosters vornehmen lassen oder vielmehr selbst vornehmen. Jeder von euch wird, seinen Kastenschlüssel in der Hand vor seinem Pult stehend, diese Untersuchung erwarten, und wehe dem, wehe dem, bei dem auch nur die geringste Spur von einer Gans entdeckt werden sollte! Es wäre ihm besser, daß ein Mühlstein — — Sie können jetzt gehen!"

Die Erregung war nun allgemein. Dort laut und entrüstet plaudernd, hier ängstlich flüsternd, verließen die Zöglinge den Hörsaal. Hinter des Magisters Zeller Holzbeige, im dunkelsten Winkel des Dorments, fanden sich ohne jede Verabredung fünf Minuten später ein halbes Dutzend zusammen, die einzigen, die schweigend und angelegentlich in ihrem Virgil blätternd aus dem Kolleg getreten waren.

„Was nun?" fragte Seeger, zum erstenmal, seitdem er im Kloster war, eine gewisse Ratlosigkeit in Miene und Gebärde zeigend.

„Was machen wir jetzt?“ echote sein Freund Busch in verbissenem Trotz.

„Es war auch eine Dummheit sondergleichen!“ bemerkte Fischer entrüstet. „Ihr konntet doch denken, daß man eine lebendige Gans nicht zeitlebens im Kloster verstecken kann.“

„Und dazu Maria Theresias Lieblings-Lieschen!“ stöhnte Stöckle.

„Bist du auch da?“ fuhr Seeger zornig auf. „Wer hat dir etwas davon gesagt? Du mit deinem Gewissen, dem man nicht über den Weg trauen kann.“

„Er wäre beim Exortium des Prälaten wahrhaftig aufgestanden, das alte Weib,“ grollte Busch, „wenn ich ihn nicht an der Kutte gehalten hätte.“

„Ich wollte, ich wäre aufgestanden, trotz deiner Fäuste,“ seufzte Stöckle. „Ich habe noch nie solche Gewissensqualen durchgemacht, und sie lassen noch immer nicht nach.“

„Das hat man davon, wenn man sich zu viel mit der inneren Stimme abgibt, von der uns Bräunlin zu erzählen weiß, wenn er Leibweh hat,“ sagte Seeger verächtlich. „Mir sagt meine innere Stimme, daß es deine Pflicht ist, das Maul zu halten.“

„Aber was soll ich denn machen?“ fragte Stöckle, der Verzweiflung nahe. „Ich habe sie schnattern gehört.“

„Schnattern kann auch ein Mensch,“ grollte Seeger. „Da gibt es kein ‚aber‘ mehr. Die Frage ist: was sollen w i r machen? Du, Verblinger, alter Duckmäuser, du bist nicht so dumm, als du aussiehst, und der Verdacht ruht auf dir. Der Prälat sah niemand an als dich, während er vom siebenten Gebot sprach.“

„Eigentlich wollten wir das Federvieh nicht stehlen,“ erklärte Busch, den die Not schließlich auch weicher stimmte. „Es sollte ja nur ein Witz sein.“

„Ein Witz, der euch den Kopf kosten kann," sagte Pfitzenmeyer sehr ernst. „Man hat erst vor drei Jahren einen in Ulm gehenkt, der ein Schaf gestohlen hat. Glaubt nur nicht, daß Maria Theresia locker läßt, ehe man ihr Lieschen findet und die Missetäter dazu."

„Willst du einen Justizmord auf dein Gewissen nehmen, Stöckle?" fragte Seeger, „wenn dich der Prälat wieder fragt?"

„Aber mein Vater ist ein rechtschaffener Landpfarrer, und —"

„Und der meine ist Konsistorialrat, also halt 's Maul!" sagte Seeger sehr bestimmt. „Uebrigens gäbe ich vier Wochen lang meinen und Buschs Tischwein dran, wenn wir die gefiederte Bestie los wären. Horch! Ich glaube, ich höre sie schon wieder rumoren."

Wäre es in dem Winkel nicht stockfinster gewesen, so hätte man fünf der Jungen erbleichen sehen. Stöckle, der hierfür zu rot war, fing an zu zittern.

„Wir haben noch fünf Minuten bis zur Chorandacht. Etwas muß geschehen. Fällt keinem was ein?" drängte Busch.

Tiefes Schweigen. Nur die Gans schnatterte hörbar in behaglichem Selbstgespräch aus dem kleinen Fenster der Kammer neben dem Krankenzimmer heraus. Es befand sich unmittelbar über dem Winkel des Dorments, in dem dieser Kriegsrat stattfand.

„Komm, es brauchen es nicht alle zu hören," sagte plötzlich Berblinger zu Busch und zog ihn auf die andre Seite der Holzbeige. Man hörte ein kurzes eindringliches Geflüster und dann Buschs lautes Lachen. Die andern faßten wieder Mut. Dann trat Berblinger zu ihnen.

„Seeger, du bist Zensor*) auf eurer Stube," sagte er,

---

*) In jedem der Arbeitszimmer (Museen) der Zöglinge war einer derselben mit dem wöchentlich wechselnden Amt des „Zensors" betraut, der für die Hausordnung in seinem Gebiet verantwortwortlich war.

„und der Professor Bräunlin ist Ordinarius. Ihr habt Glück.“

„Siehst du, Stöckle, der Herr verläßt die Seinen nicht,“ bemerkte Seeger, ohne zu wissen, was Verblinger im Schilde führte.

„Ich sehe nichts,“ antwortete der kleine Dicke, „als daß ich fürchterlich Angst habe.“

„Du gehst, ohne einen Augenblick zu verlieren, zu Bräunlin,“ fuhr Verblinger fort, „und zeigst ihm an, daß Buschs Unwohlsein sich verschlimmert habe. Er lasse bitten, sofort zu Bett gehen zu dürfen. Gaum würde es nicht erlaubt haben, ehe ihn der Oberfamulus untersucht hätte, aber Bräunlin tut's. Er weiß, was Bauchweh ist. Und Busch geht zu Bett.“

„Aber die Gans? Wo bleibt die Gans?“ stöhnte Stöckle.

„Dafür laß den Busch sorgen und halt 's Maul!“ sagte Seeger grob, obgleich sein ganzes Gesicht zu strahlen begann. „Bei Zeus, da läutet's schon zur Chorandacht. Fort mit euch; ich bin Zensor! Den Professor treff' ich noch an seiner Studierstubentüre.“ — —

Nie hatten sie die Kollekte so laut und andächtig gesungen als diesmal, obgleich Busch, der sich mit seiner halbgebrochenen Stimme in dieser Beziehung auszuzeichnen pflegte, nicht anwesend war. Unmittelbar nach der üblichen Nachmittagsandacht begann die ad hoc gebildete Kommission die peinliche Arbeit der Durchsuchung des Klosters. Sie bestand aus dem Prälaten in eigner Person, dem Professor ordinarius und den beiden Famuli. Im Hintergrund, die Vorgänge zunächst nur scharf beobachtend, bewegte sich ein zweites, allerdings nur halboffizielles Komitee unter Führung der Frau Prälatin. Ihr zur Seite standen Professor Gaum, die Frau des Oberfamulus und zwei Klostermägde. Eine Stecknadel, welche die erste Kommission übersehen hätte, wäre der zweiten nicht entgangen.

Die längst außer Gebrauch gesetzte und wohlverschlossene Klosterkirche kam nicht in Betracht. Man begann mit dem Erdgeschoß des Klosterbaus, sah sich im verwahrlosten Klostergärtchen um, durchschritt den Kreuzgang mit besonderer Berücksichtigung der zierlichen Brunnenkapelle, ohne eine Feder des vermißten Tieres zu entdecken. Auch in den an den Kreuzgang anstoßenden Gelassen, der wunderlich verzierten Marterkammer, der Franzosenküche, dem alten Refektorium und dem jetzigen Speisesaal waren wohl Spuren von Katzen, Mäusen und Vögeln aller Art, nichts aber von einer Gans zu finden.

„Dummes Zeugs! Hier habe ich auch nichts erwartet," erklärte die Frau Prälat und begab sich mit der ganzen Gesellschaft in den ersten Stock. Ihr Gemahl schloß selbst das Dorment auf und bemerkte unter der Tür, daß es für Damen eigentlich nicht Sitte sei, diese Räume zu besuchen, während die zuständigen Behörden in amtlicher Tätigkeit seien. Sie entgegnete etwas scharf, daß es auch nicht Sitte sei, Gänse auf dem Dorment zu verstecken, und trat ohne weitere Erörterungen ein.

Der Anweisung gemäß stand in den Museen jeder Student vor seinem Pult, mit seinem Kleiderkastenschlüssel in der Hand. Seeger, wie immer sehr zuvorkommend, präsentierte auch den des erkrankten Busch; von allen übrigen waren die ganz unschuldigen verlegen, andre lachten heimlich. Das Innere der Schreibpulte, der Kästen, der Waschkistchen — nichts blieb ununtersucht. Dabei musterte die Frau Prälat die Gesichter der jungen Leute mit durchdringendem Blick, so daß auch bei den Frechsten die unpassende Heiterkeit verschwand, mit der sie ihre Studierlampe und sonstigen Hausrat vorgezeigt hatten. Auch der Hörsal wurde besucht, obgleich sich der Prälat dafür verbürgte, daß in diesem der reinen Wissenschaft geheiligten Raum nichts Profanes zu finden sei. Von dort ging es in die

Schlafsäle, wo die Frau Prälat die Führung beider Kommissionen übernahm. Alle Kissen und Decken mußten auf den Boden geworfen, jeder Strohsack umgedreht werden. Nichts!

„Ich denke, jetzt sind wir fertig," sagte der Prälat, der sehr ermüdet schien. „Ich vermutete ja schon längst, daß die Beteiligung der Promotion an dem vorliegenden Verbrechen nahezu ausgeschlossen ist. Ich sehe jetzt unzählige Möglichkeiten, es in andrer Weise zu erklären, zum Beispiel —"

„Fertig?" unterbrach ihn die Frau Prälatin entrüstet. „Habt ihr keine Dachkammern, die vom Dorment aus zugänglich sind? Wo geht's zu eurer Krankenstube hinauf?"

Es half nichts: die Kommissionen mußten eine weitere sehr unbequeme Treppe ersteigen. In respektvoller Entfernung und auf den Zehen schleichend folgten ihnen fünf der Alumni, die schon bei der Untersuchung der Museen eifrig mitgewirkt und auf diesen oder jenen vergessenen Winkel aufmerksam gemacht hatten, wofür namentlich Seeger den ersten wohlwollenden Blick der Frau Prälat erhascht hatte, und Stöckle, der sich nicht minder hervortun wollte, mit einem spaßhaften, aber nicht ganz freundlichen Klaps aus dem Wege gefegt worden war.

An der Türe der Krankenstube machte der Prälat den letzten Versuch, seine Frau aufzuhalten.

„Ist sie leer?" fragte sie, mit der Hand auf der Türklinke.

„Ach nein," erwiderte Professor Bräunlin. „Der Alumnus Busch ist heute nachmittag schwer erkrankt und hat sich vor der Chorandacht zu Bett begeben müssen. Ich weiß noch nicht, ob die Sache gefährlich oder gar ansteckend ist. Nach meinen Notizen hat er die Pocken noch nicht gehabt."

„Wir könnten ja zunächst die Nebenkammer untersuchen," griff jetzt auch Professor Gaum ein. „Mitlerweile dürfte der Herr Kollege Bräunlin sich vergewissern, ob wir das Zimmer ohne Bedenken betreten können."

So weit gab die Frau Prälat nach. Der Unterfamulus schloß die Bodenkammer auf, in der massenhaftes altes Gerümpel, vor allem wahre Berge vergilbten Papiers unter dicken Schichten von Staub und Moder aufgehäuft lagen.

Die Prälatin befahl, die Berge zu versetzen, um die Winkel hinter denselben untersuchen zu können. Mit verdrießlicher Miene machten sich die Famuli an die Arbeit.

„Aber bewegt die Sachen mit Vorsicht,“ bat der Prälat ängstlich. „Es ist teilweise sehr wertvolles Material. Ei, ei! Hier finde ich ja mehrere hundert Exemplare meines ersten Programms über Synonyma vom Jahr 1776, die ich schon seit zweiundzwanzig Jahren vermisse. Ich bin nun doch im höchsten Grade befriedigt, daß meine Frau — daß wir die Nachforschungen bis hierher ausgedehnt haben.“

Sonst wurde allerdings nichts gefunden. Dagegen stand die Seitentüre, die in das Krankenzimmer führte, halb offen, so daß die Frau Prälat jetzt ohne weitere Hindernisse dort eintreten konnte. Vier Betten befanden sich in dem etwas dunkeln Raum. Drei derselben waren unberührt und mußten sofort von den Klostermägden in ähnlicher Weise geprüft werden wie die in den Schlafsälen. Vor dem vierten stand Professor Bräunlin und bat dringend, den Kranken nicht zu inkommodieren, der sichtlich sehr unwohl sei. Er sei soeben Zeuge eines heftigen Fieberanfalls gewesen, der den armen Jungen förmlich geschüttelt habe. Er scheine sich auch jetzt noch, von heftigen Schmerzen gepeinigt, förmlich unter der Decke verkriechen zu wollen. Man sah in der Tat von Busch nichts als seine roten Haare. Er hatte sich vielleicht in einer Anwandlung von knabenhaftem Schamgefühl gegen die Wand gedreht, konnte aber offenbar nicht verhindern, daß ihn die Schmerzen konvulsivische Bewegungen unter der Decke zu machen zwangen. Professor Bräunlin suchte seinen Kopf sanft nach vorn zu wenden

und machte darauf aufmerksam, daß ihm die Schweißtropfen auf der Stirne standen. Ein neuer Paroxysmus schien im Anzug. Die Frau Prälatin, deren guter, mütterlicher Instinkt erwacht war, versuchte nun auch ihrerseits die Hand auf die fiebernde Stirne des Kranken zu legen, als die Aufmerksamkeit aller durch einen lauten Streit im Nebenzimmer abgelenkt wurde. Der Ober- und der Unterfamulus waren dort während des Umbeigens ihres „wertvollen Materials" heftig aneinander geraten, was allerdings nicht selten der Fall war. Es hatten sich Spuren eines größeren Vogels gefunden. Der Oberfamulus behauptete erregt, daß sie nur von einer Gans herrühren konnten, der Unterfamulus bestand darauf, daß sie einem Turmfalken, höchstens einer Eule angehört haben müssen, die leicht durch die zerbrochenen Dachfensterscheiben eingedrungen sein konnten. Man betrachtete die fraglichen Spuren mit der größten Spannung. Der Oberfamulus hatte sie mit einer Schindel aufgeschaufelt und ließ sie „herumgehen".

„Ich bitte Sie, Herr Prälat," sagte er gekränkt. „Betrachten Sie sie genau. Ist das von einer Eule oder nicht vielmehr von einem grasfressenden Vogel?"

Der Prälat setzte seine Brille auf.

„Mit der Natur oder vielmehr dem Verhalten der Eulen," begann er bedächtig, „bin ich allerdings nicht so vertraut, um ein maßgebendes Urteil abgeben zu können. Nach dem ersten Eindruck würde ich allerdings vermuten, daß der Gegenstand einer Gans zuzuschreiben wäre, wenn eine solche in der Nähe nachgewiesen werden könnte, was aber bis jetzt eben doch noch nicht der Fall zu sein scheint."

„Potztürkenelement," rief die Prälatin. „Es ist Gänsemist. Sucht, sucht! In der Kammer ist es nicht richtig."

Alle begannen aufs neue in allen Winkeln und Ecken der Dachkammer herumzustöbern, während der Kranke im Neben-

zimmer abermals von heftigen Krämpfen befallen wurde. Doch war es die letzte dieser beunruhigenden Erscheinungen, die Bräunlin flüsternd für möglicherweise epileptisch erklärte. Als man, ohne etwas gefunden zu haben, zu dem Kranken zurückkehrte, lag er mit geschlossenen Augen da, fast wie tot. Noch aber standen ihm die Schweißtropfen wie Perlen auf der Stirne.

„Es ist doch von einer Eule," brummte der eigensinnige Möhrle und zog dadurch die Aufmerksamkeit der Prälatin wieder von dem Krankenbett ab.

„Haben Sie ein Papier in der Tasche?" fragte sie den Professor Bräunlin.

Dieser suchte eifrig, aber auch hierbei erfolglos. Aergerlich wandte sie sich wieder an den Unterfamulus.

„Nehm' Er eins von den Programmen und trage Er das Zeug hinunter. Drunten im Hof kann man's vergleichen. Ich bestehe darauf, daß der Sache auf den Grund gegangen wird. Sonst habt ihr keine Kammern hier oben?"

„Nein," sagte Möhrle, zornig ein Programm zerreißend, „nur im andern Flügel die Bühnen und die Magdkammern der Frau Prälatin und der Frau Professor Gaum."

„Dort ist nichts zu finden," entschied die Gnädige. „In die alte Klosterkirche können die Jungen nicht hinüberkommen?"

„Nein," fiel ihr Gemahl ein. „Es ist ihnen streng verboten."

„Das glaube ich dir!" versetzte die Frau Prälatin spöttisch. „Aber können sie hinüberkommen?"

„Es wäre nur durch das Türchen möglich, das auf die alte Kanzel führt," sagte der Oberfamulus. „Das ist aber gut verriegelt und seit zehn Jahren nicht geöffnet worden."

„Schön! Hat Er es eingewickelt?" Das galt wieder dem Unterfamulus. „Dann können wir gehen. Es wird auch

zu dunkel. Aber Licht muß in die Sache kommen, wenn ich das ganze Kloster abbrechen müßte!"

Die Kommissionen gingen im Gänsemarsch vorsichtig die krachende Treppe hinunter. Nur der gute Bräunlin trat noch einmal an Buschs Bett. Er fand dort bereits dessen Freund Seeger, der ihm liebevoll die Stirne abtrocknete.

„Das ist schön von Ihnen, Seeger," sagte er fast gerührt. „Man muß sich in der Not beistehen. Samariterdienste werden nicht vergessen. Ich hoffe ernstlich, daß es nicht epileptisch ist. Sie können bis gegen neun Uhr oben bleiben und mir dann noch berichten, wie er sich befindet. Wird's schlimmer, so schicke ich noch heute nach dem Oberamtsarzt, aber ich hoffe das Beste. Sprechen Sie nicht zu viel mit ihm. Vor allem braucht er Ruhe. Alle Aufregung muß möglichst vermieden werden."

Seeger nahm einen Stuhl, setzte sich mit der Miene des liebevollsten aller Krankenpfleger an das Bett seines Freundes, ergriff dessen Hand und behielt sie in der seinen, bis das letzte leise Krachen auf der Treppe verhallt war. Dann sprang er auf, während auch Busch sich aufrichtete.

„Sie ist tot," sprach der letztere mit dumpfer Stimme.

„Bei Zeus!" rief Seeger, „jetzt wird es sogar mir zu bunt."

„Tot gedrückt," fuhr der andre fort. „Ich hatte sie fest zwischen den Beinen, so daß sie sich nicht rühren konnte. Als die Prälatin eintrat, fing sie an zu gluckſen, ganz leis und zärtlich; wäre mir aber ihr Hals entschlüpft, so hätte ich das Geschnatter nicht erleben mögen."

„Da wurde dir wohl angst und bang?"

„Das kannst du glauben. Sie standen alle ums Bett, als ob ich im Sterben läge. Maria Theresia sah mich mit ihren Feueraugen an, und nun wußte ich, daß ich oder die Gans das Leben lassen mußte. Da dachte ich: lieber die Gans

und drückte und drückte. Sie bekam einen Flügel frei und ich epileptische Anfälle, bis ich sie wieder umklammert hatte. Schnattern konnte sie nicht mehr, dafür hatte ich sie zu gut beim Hals. Es war ein stummer Kampf auf Leben und Tod, und mit einemmal war sie ruhig. Ich hatte gewonnen."

Er hob die Bettdecke auf und warf die Gans auf den Boden. Keine Frage: das arme Tier hatte ausgelitten.

„Großartig!" flüsterte eine dritte Stimme. Pfitzenmeyer war eingetreten, hinter ihm Fischer und Berblinger.

„Grandios; erinnert an Laokoon mit den Schlangen," meinte Fischer in aufrichtiger Bewunderung.

„Oder an Leda mit dem Schwan," sagte Pfitzenmeyer ernsthaft, die Gans hin und her drehend.

„Aber was jetzt?" fragte Busch. „Du hattest soweit die großen Gedanken, Berblinger. Jetzt hilf weiter. Wie verstecken wir den Kadaver, ohne daß er sich und uns nach ein paar Tagen verrät, auch ohne zu schnattern?"

„Verspeisen! natürlich verspeisen!" jubelte Seeger.

„Mit den Federn? Das geht nicht," meinte Busch, dessen Nerven durch das Erlebte sichtlich angegriffen waren.

Nein, gekocht, gebraten," versicherte sein Freund zuversichtlich; „mit allem Raffinement serviert à la Richelieu. Dafür laß mich sorgen und die göttliche Thusnelde. Ich sehe nicht umsonst an der Frau Speismeisterin hinauf, als ob sie schon meine halbe Schwiegermutter wäre."

„Du! das bitt' ich mir aus!" unterbrach ihn Busch plötzlich gereizt. „Ich war schon längst halb entschlossen. Wenn uns das himmlische Mädchen aus dieser Not hilft, verspreche ich ihr schlankweg die Ehe."

„Heilige Götter!" schrie Pfitzenmeyer auf, als ob er ein Gespenst sähe. Unter der Türe stand starr und stumm der Unterfamulus Möhrle.

„Nur keine Angst!“ sagte Seeger sehr ruhig. „Ich lasse dir Thusnelde, den Möhrle nehme ich auf mich.“ Damit ging er auf den Famulus zu, packte ihn an den Schultern, drehte ihn um wie einen Bleisoldaten und marschierte mit ihm zur Türe hinaus.

Die Zurückgebliebenen, zu denen sich zu ihrem Aerger Stöckle gesellte, den die Neugier nicht ruhen ließ und der sie ermahnte, beim Präzieren den Dank für eine unerwartete Errettung aus schwerer Not nicht außer acht zu lassen, beschäftigten sich damit, unter dem „wertvollen Material“ in der Nebenkammer zwei große Bogen Papier herauszusuchen und die Gans in ein Paket zu schlagen, dem sie nach Möglichkeit die eckige Form einer Büchersendung zu geben suchten. Dann wurde Stöckle auf das Krankenbett geworfen und ihm unter schweren Drohungen das Versprechen abgenommen, mindestens vierzehn Tage lang nicht auf die Stimme seines Gewissens zu hören, worauf sich alle mit der gefährlichen Beute möglichst geräuschlos zurückzogen und jeder auf seinem Museum den gewohnten Privatstudien der Abendstunden mit ungewöhnlichem Eifer oblag.

Als gegen zehn Uhr Professor Bräunlin mit dem Oberamtsarzt den kranken Busch aufsuchen wollte, fanden sie das Nest leer, diesen aber bereits in seinem eignen Bett in tiefen, gesunden Schlaf versunken. Seeger, der noch wachte, ja merkwürdigerweise eben im Begriff war, wieder aufzustehen, berichtete, Busch habe sich nach kurzer Zeit so sehr gekräftigt gefühlt, daß sie beschlossen hätten, ihn in sein eignes Bett überzuführen. Nachdem der Oberamtsarzt dem Schlafenden den Puls gefühlt hatte, empfahl er, ihn in seiner wohltuenden Ruhe nicht mehr zu stören. Die Natur arbeite offenbar selbst einer Wiederherstellung der so plötzlich erschütterten Gesundheit entgegen. Aehnliches komme ja bei nervösen jungen Leuten nicht selten vor.

Damit schien der ereignisvolle Tag sein Ende erreicht zu haben; doch war es nicht unnatürlich, daß die ungewöhnliche Bewegung, die das ganze Kloster erfaßt hatte, selbst in der Nacht noch nachzitterte. Ein Glück aber war es, daß nur wenigen dieses Zittern zum Bewußtsein kam. Einige der leichteren Schläfer der kleinen Schlafstube, in der Busch, Seeger und Stöckle ruhten, glaubten von vorüberhuschenden Gespenstern geträumt zu haben. Gegenüber dem verwilderten Obstgarten, der sich um den Kirchenchor und das alte Kapitelhaus zieht, bellten zwei Hunde länger und eindringlicher als gewöhnlich, in den Fenstern des Hörsaals vermeinte der Oberfamulus gegen Mitternacht einen unerklärlichen Lichtschimmer bemerkt zu haben. Doch war dies alles vergessen, als der Morgen anbrach und der Zensor Seeger wenige Minuten nach fünf Uhr seine Mitschüler aus den Betten trommelte. Nur Busch zeigte sich hierbei renitent und versuchte sich seine gestrigen epileptischen Anfälle zunutze zu machen. Er mußte der Decke beraubt werden, ehe er sich zum Aufstehen entschloß. Dies geschah endlich unter vielem Gähnen.

„Da könnt ihr wieder sehen, ihr andern,“ bemerkte Seeger, „welch vortreffliches, aber auch verwerfliches Ruhekissen ein gutes Gewissen ist.“

Es ist an dieser Stelle leider nicht zu umgehen, einiges Nähere über die Räumlichkeiten in dem alten Klosterbau zu sagen. An den schlichten gotischen Kreuzgang anschließend enthielt das Erdgeschoß nach Süden hin das alte Refektorium, das auch jetzt noch den Speisesaal der Klosterschüler bildete. In einem nach Osten auslaufenden Flügel befand sich die Wohnung des Speisemeisters und die Klosterküche. An das nördliche Ende des östlichen Teils des Kreuzgangs schloß sich das geräumige Kapitelhaus, in dem zurzeit der Speisemeister seine Holzvorräte, wohl auch Küchenutensilien und andern

Hausrat aufbewahrte. Es ist eine längliche Halle mit bis zur Unkenntlichkeit verdorbenen Fresken an den Wänden und einer gewölbten Decke, deren Gurten von vier Mittelsäulen aus nach den Wänden hin verlaufen. Ihre Fenster in dem hintern chorartigen Teil gehen nach dem Garten, der auf dieser Seite Kirche und Kloster umgibt. Ueber dieser Halle befindet sich im oberen Stockwerk des nur einstockigen Gebäudes der Hörsaal der Schule, der vom Dorment aus bei Tag und Nacht zugänglich war, außer der Zeit der Lektionen aber von niemand betreten wurde. Was hätte namentlich bei Nacht die Jugend dort zu suchen gehabt, die ihn auch in den hierfür bestimmten Tagesstunden nichts weniger als anziehend fand. Und doch zeigte sich auch in der folgenden Nacht an einem seiner Fenster gegen die Kirche hin ein gespenstischer Lichtschein, dem in dem darunterliegenden Fenster des Kapitelhauses eine ähnliche Helle zu entsprechen, man könnte sagen zu antworten schien. Beide warfen ihren Schein auf die gegenüberliegende alte Mauer der Klosterkirche, und dort zeigte sich in hellem Rahmen, allerdings rasch wieder verschwindend, zweimal der schwarze riesengroße Schatten — horribile dictu — einer weiblichen Gestalt. Dann hätte ein scharfes Auge im zitternden Mondlicht — glücklicherweise war es erst acht Tage nach Neumond — das Herabschweben eines kleinen weißen Gegenstandes beobachten können, der an einem Bindfaden hängen mußte, so sicher und geradlinig war sein Weg, bis er von einer Geisterhand durch das untere Fenster eingezogen wurde. Nach einiger Zeit schwebte ein ähnlicher weißer Fleck oder Lappen von unten nach oben. Nun aber zeigten sich am oberen Fenster zwei dunkle Köpfe, und man konnte erregte Flüsterworte hören, wie: Langsam — langsam — jetzt — Vorsicht! — und ein großes weißes Paket schwebte hernieder und verschwand wie die früheren kleinen in derselben wieder pechschwarzen Fensteröffnung des Kapitelhauses.

Während dieses Vorgangs hatten in einem Nachbarhaus jenseits der Klostermauer zwei Hunde wie wütend gebellt, jedoch niemand aus dem Schlaf gerüttelt. Dagegen trat jetzt aus dem Schatten des Kirchenchors eine kleine Gestalt hervor, winkte ganz freundlich nach dem Hörsaalfenster hinauf und schlich dann der Klostermauer entlang dem Häuschen zu, in dem sich Möhrles, des Unterfamulus, Amtswohnung befand.

Bei der zweiten Durchsuchung des Klosters am folgenden Tag, die von der Frau Prälat und Professor Gaum mit Hilfe der beiden Famuli und einer Klostermagd während der Lektionen vorgenommen wurde, war das Interesse an der Sache selbst bereits etwas erlahmt. Es wandte sich mehr und mehr der ungewohnten Erscheinung eines häuslichen Zwists zwischen der Frau Prälat und ihrem Gemahl zu, der es ernstlich übel zu vermerken begann, daß sie mit solcher Hartnäckigkeit an dem Gedanken einer Schuld festhielt, welche die Promotion mit Gewalt auf sich geladen haben sollte. Natürlich war das Suchen abermals vergeblich, und der Eifer, mit dem nach den Lektionen die ganze Promotion aus eignem Antrieb eine dritte Haussuchung veranstaltete, der Triumph, mit dem der Prälat auf diesen Eifer aufmerksam machte, waren so ärgerlich, daß seine Gattin an heftigen Kopfschmerzen leidend früher als gewöhnlich zu Bett gehen mußte. Nach den Erschütterungen der letzten Tage schien endlich wieder eine besonders ruhige Nacht angebrochen zu sein.

„Das versteht sich per se," hatte Seeger nach dem Nachtessen zu seinem Freund Busch gesagt, „der sicherste Ort bleibt das Kolleg. Dort sucht uns kein Mensch und dabei bleibt's. Präzis elf Uhr. Sag's den andern, den Stöckle ausgenommen. Sein Gewissen könnte sonst wieder aufwachen. Diesen Gewissen ist nie zu trauen."

Der Nachmittag verlief in musterhafter Ordnung. Selbst

Professor Gaum fand nichts zu tadeln. Unauffällig steckte Seeger dem Unterfamulus im Vorübergehen ein zusammengefaltetes Papier in die Hand. Es enthielt vierundzwanzig Kreuzer und eine Notiz, die sich auf Bier und Tabak bezog.

Nachts gegen elf Uhr schlichen sich aus den drei Schlafsälen fünf kleine tief verhüllte Gestalten nach dem Hörsaal, ohne einen Laut auszutauschen. Dort zogen sie ihre Kutten aus und verhängten, im Dunkeln tappend, ebenso lautlos die Fenster auf der Südseite des Saals. Dann wurde das Haus festlich beleuchtet: eine Lampe brannte auf dem Katheder, zwei Talglichter auf den ersten Schulbänken. Und nun begann der Seiltelegraph nach unten zu spielen. Mit einer fast unerhörten Frechheit stand Möhrle in den Brennesseln des Obstgartens vor dem halboffenen Fenster des Kapitelhauses. Zuerst wurde ein Krug hinaufgezogen, der aber nur halbvoll ankam.

„Der verruchte Möhrle!“ schalt Seeger, als er dies entdeckte.

„Leben und leben lassen!“ bemerkte der immer nachdenkliche Pfitzenmeyer.

Dann kam die Gans, unverhüllt, nur an einem Schlegel befestigt, goldbraun, wenn auch etwas mit Kalk von der Klostermauer bestreut, und einen köstlichen Duft verbreitend.

Nun parlamentierte Seeger laut flüsternd mit dem unten stehenden Möhrle, der nach einigem Drängen noch zwei Bierkrüge heraufschickte, denen ein kostbares Päckchen Tabak folgte. Dann wurde ihm empfohlen, sich nach Hause zu begeben, nachdem er Fräulein Thusnelde den tiefgefühlten Dank der Festgenossen ausgesprochen und sie versichert habe, daß ihr hier oben fünf Herzen zu Füßen lägen. Nachdem man sich sodann nochmals überzeugt hatte, daß die Kutten genügend Schutz in der Richtung der Wohnung des Professors Bräunlin gewährten, die allein in Betracht kam, begann man sich häuslich einzurichten.

Es war ein köstliches Mitternachtsmahl bei aller Einfachheit in unwesentlichen Aeußerlichkeiten. Man speiste auf Papier und trank aus den Krügen. Der duftende Braten wurde mehr zerrissen als zerschnitten, aber der seltene Genuß erhöht durch die poesievolle Umgebung und das Gefühl, daß mit jedem Bissen die Beweise einer schweren Schuld, die alle insgeheim drückte, weniger wurden. So wenigstens erklärte man sich Buschs phänomenale Gefräßigkeit.

Sie tranken zunächst auf Thusneldens Wohl, die ihnen nicht ohne eigne Gefahr diesen Genuß bereitet hatte und die sie alle in nicht zu ferner Zukunft zu belohnen gelobten, wie noch keine deutsche Jungfrau belohnt worden war. Dann trug Fischer, der häufig Schillers „Räuber“ zitierte, ein Gedicht vor, in dem er darlegte, daß der Mann nur in der Gefahr sein wahres Glück erblicken dürfe, solange ihm die Götter nicht grenzenlose Freiheit gewährten. Pfitzenmeyer war im Begriff, der kapitolinischen Gänse zu gedenken, als ihm Berblinger, der anfänglich ziemlich still gewesen war, zuvorkam. Er führte in kurzer Rede aus: Wenn auch die Gans kein Adler sei und sich ihr Flug mit dem des Königs der gefiederten Welt nicht messen könne, so seien doch ihre Versuche, sich von der Erde zu erheben, dem Menschen ein Vorbild und berechtigten ihn, ein Hoch auf die Gans selbst in ihrem jetzigen, der Vergänglichkeit geweihten Zustand auszubringen. Sie lebe! — Hiergegen protestierte Busch, beschränkte sich aber im übrigen darauf, einen unverhältnismäßig großen Anteil des Mahls für sich zu beanspruchen, wozu er durch die für alle ausgestandene Todesangst berechtigt zu sein glaubte.

In diesem Augenblick ging langsam und feierlich die Türe auf und die ganze Gesellschaft verschwand wie durch Zauberschlag unter den Schulbänken. Aber es zeigte sich sofort, daß es nur Stöckle war, der im Nachthemd, Mund und Augen

weit aufreißend, die einsam brennende Lampe und die zwei Talglicher betrachtete und dazu lüstern in der Luft schnupperte. Sobald Busch dies gewahr wurde, brach er aus seinem Versteck hervor, packte Stöckle am Kopf und stieß ihm einen Knochen in den Mund.

„Friß oder stirb!" rief er dabei mit dröhnender Stimme.

Stöckle machte keinen Versuch, Widerstand zu leisten. In der Tat hatte ihn der Geruch und eine dunkle, nicht unangenehme Ahnung herbeigelockt. Er pustete ein wenig und kaute.

„So!" sagte Busch befriedigt. „Er hat geschluckt. Jetzt bist du einer der Unsern mit Leib und Seele. Jetzt kann dich dein Gewissen beißen, soviel dir's behagt. Zeig uns an, wenn du den Mut hast."

Der unglückliche Stöckle nahm Platz zwischen Fischer und Berblinger und aß für zwei, was ihm Busch vergeblich verwies. Das Bier ging auf die Neige. Vergebens telegraphierte Busch in den Garten hinunter nach weiterer Zufuhr; Möhrle war und blieb verschwunden, obgleich Seeger entrüstet versicherte, fünf Krüge bestellt zu haben. Ein kleiner Trost lag darin, daß er jetzt die silberbeschlagene Pfeife seines Papas, des Konsistorialrats, hervorzog und sie feierlich füllte. Nach Indianerart wanderte sie von Mund zu Mund und verfehlte nicht, die aufgeregten Geister einigermaßen zu beruhigen. Selbst Busch wurde nach wenigen Zügen sehr nachdenklich; Möhrle hatte für einen wirkungsvollen Knaster gesorgt.

Es war schön, unvergeßlich schön gewesen, doch es war zwecklos, die leeren Krüge und die weißen Knochen länger anzustarren. Pfitzenmeyer sammelte die letzteren, wobei ihm Stöckle beistand, packte sie in ein Papier und schleuderte dies mit kräftigem Schwung durchs Fenster über die Klostermauer. Das freudige Gebell der Hunde des dort ansässigen Klosterküfers bewies, daß von seiten der Gans keine Gefahr der Ent-

deckung mehr drohte. Jetzt wurden die Lichter gelöscht, die Kutten von den Fenstern entfernt. Man hörte noch leises Flüstern, das erschreckte Anstoßen eines Krugs, das vorsichtige Aechzen einer Türe. Dann schlug es Mitternacht im Städtchen draußen. Der Spuk war verschwunden. — —

Die erste Lektion am folgenden Morgen war dem hebräischen Alten Testament gewidmet. Man las unter der Leitung des Herrn Prälaten das Buch Hiob, so gut es ging. Der würdige Herr pflegte zuerst den Katheder zu besteigen und die vorangegangene Lektion kursorisch durchzunehmen und war eben im Begriff, dies auch heute zu tun, als er stillhielt. Sein Blick war auf einen kleinen weißen Gegenstand neben seinem Buch gefallen; seine Augen wurden starr. Ohne sie abzuwenden, holte er hastig seine Brille hervor und setzte sie auf. Plötzlich wurde er feuerrot und seine Stirne legte sich in senkrechte und horizontale Falten, so daß kleine Viereckchen entstanden, das sichere Zeichen eines nahenden furchtbaren Gewitters. Aber es kam nicht zum Ausbruch. Verhältnismäßig gefaßt nahm er den kleinen Gegenstand in die Hand und hielt ihn in die Höhe.

„Dies," sprach er langsam mit bebender Stimme, „dies ist dem Aussehen nach der Knochen eines Vogels, scheinbar einer — einer Gans; der sogenannte Springer. Wer ihn hierhergelegt hat, möge sich erheben."

Pause.

„Es scheint sich niemand zu erheben. Ich werde ihn meiner Frau zeigen."

Dann steckte er ihn zitternd in die Tasche seiner langen Weste und begann: „Hiob antwortete und sprach: ‚Wie lange plaget ihr doch meine Seele? Ihr habt mich nun zehnmal gehöhnet und schämet euch nicht, daß ihr mich also übertäubet!'"

Und in sechs jungen Herzen regte sich doch etwas wie Reue. Keiner aber erhob sich, nur Stöckle schlich hinaus und weinte bitterlich.

Der Prälat aber bewahrte den fraglichen Knochen eine Woche lang in der Westentasche. Er zeigte ihn jedermann, und jedermann war der Ansicht, daß es der Springer einer Gans sei. Und alle schüttelten den Kopf, mehr traurig als belustigt. Nur seine Frau hatte ihm ins Gesicht gelacht, unehelich, boshaft, und hatte schneidend hinzugefügt:

„Hab' ich dir's nicht gesagt? O, ihr Männer!"

---

11 Geister

„Ich hätte Sie nicht bemüht, Herr Professor, wenn Kollege Bräunlin nicht schon wieder erkrankt wäre," begann Prälat Kleß, sich ungewöhnlich langsam aus seinem hölzernen Sorgenstuhl erhebend.

„Bitte sehr; ich bin zurzeit Ordinarius. Da ist es nur meine Pflicht —" versetzte Gaum in seinem gereiztesten Ton.

„Ja, gewiß, natürlich!" fuhr sein Vorgesetzter begütigend fort. „Und die Sache ist so ernst, daß mir Ihre Energie, Ihr Scharfblick von der größten Bedeutung sind. Auch meiner Frau oder Gattin. Glauben Sie an Geister, ich meine Gespenster?"

„Im neunzehnten Jahrhundert!" rief der Professor entrüstet.

„Eigentlich hat das Jahrhundert damit nichts zu tun. Ueberdies sind wir erst seit einem Jahr so weit. Daß es in alten Klöstern spukt, ist eine von vielen zugegebene Tatsache. Auch die Alten führen Beispiele an, die man nicht schlechthin verwerfen sollte. Ich erinnere an Plutarch, an Saul und

Samuel. Und nun haben wir wieder einmal eine Geschichte, bei der man nicht weiß, was man denken soll."

„Gelegentlich soll das vorkommen."

„Ja, ja! — Aber da lesen Sie!"

Der Prälat reichte dem ungeduldigen Professor ein Amtsschreiben in Form eines großen Foliobogens, den dieser mehrmals von beiden Seiten betrachtete.

„Vom Hofrat Scholl!" sagte er endlich unmutig. „Was hat der uns wieder zu sagen?"

„Das frage ich auch. Aber lesen Sie, bitte; lesen Sie es vor. Es ist nur gut, daß sich mein Gehör zu bessern scheint; meine Augen werden mit jedem Tage schwächer."

Gaum trat ans Fenster, dessen Butzenscheiben viel zu wünschen ließen, und begann:

„Hochwürdigster Herr Prälat und sehr ehrenwerter Herr! Seiner Pflicht gedenkend gestattet sich Endsunterzeichneter ein Vorkommnis zur Kenntnis Eurer Hochwürden zu bringen, das meine Angehörigen ungebührlich beunruhigen und auch mich, wie Euer Hochwürden zugeben werden, befremden, ja in gesundheitsschädigender Weise ärgern mußte."

„Das fängt gut an," lachte der Professor gezwungen.

„Was hat dieser Scholl sich über unsre Klosterangelegenheiten zu ärgern?"

„Das frage ich auch. Er wird auf seine Eigenschaft als Klosterverwalter pochen. Aber weiter!"

„Gestern abend weigerte sich die Rosine, die wie bekannt schon seit fünf Jahren treu und redlich bei uns dient, sich auch keineswegs als eine unbeherzte Person erwies, mein Abendbier aus der Klosterbrauerei zu holen, wie solches seit Jahren regelmäßig und ohne Anstand geschehen. Nach der Ursache dieser Unbotmäßigkeit befragt, erklärte die Magd, daß sie in jüngster Zeit mehrmals heftig erschreckt worden, indem sie in der ver-

schlossenen Klosterkirche eine unnatürliche Helle bemerkt habe; insonderheit am dritten Fenster vom Chor gerechnet, gegen Mitternacht, woselbst seit einiger Zeit, angeblich seit 1798, ein Fensterflügel ausgebrochen und deshalb allerdings der Reparatur in hohem Grade bedürftig ist, wovon ich geziemend Notiz genommen. Durch dieses Fenster sei nun vorgestern gegen halb zehn Uhr nicht nur die erschreckende Helle hervorgetreten, sondern auch ein großer schwarzer Schatten, mit einer Mönchskutte angetan, zu erblicken gewesen, und während besagte Rosine denselben mit großem Zittern betrachtet, sei ein kleines rotes Licht hervorgetreten, habe sich gegen den Himmel erhoben und sei sodann in erklecklicher Höhe dem Blautopf zugeschwebt, woselbst es verschwand. Nachdem sie all dies bei klarem Verstand und aufs deutlichste bemerkt, habe sie sich kaum mehr auf den Beinen halten können, und sei es für ein Wunder anzusehen, daß sie den Bierkrug nicht zerschlagen nach Hause gebracht habe. Man mag nun über dieses Vorkommnis denken wie man will —"

„Wie bereits bemerkt, bin ich so weit mit dem Hofrat völlig einverstanden," unterbrach der Prälat den Leser, der in verächtlichem Tone fortfuhr:

„Wie man will. Dagegen steht außer Zweifel, daß sich unsre Rosine weigert, nächtlicherweile nach neun Uhr Bier zu holen, hierdurch eine unerträgliche Störung unsrer häuslichen Gepflogenheiten verursachend, weshalb ich mir erlaube, Eurer Hochwürden zu empfehlen, das fragliche Phänomen sowohl bezüglich der Helle und des Schattens als auch des rätselhaft schwebenden Lichtes sorgfältig zu untersuchen, da ich den Schlüssel zur Kirche zwar gegen meinen Willen, aber schon im Jahr 1792 an die hochwürdige Prälatur abzuliefern veranlaßt wurde.

„Auch möchte ich beifügen, daß das besagte bewegliche Licht noch von andern glaubwürdigen Personen bemerkt wurde und

von denselben für eine geisterhafte Erscheinung vulgo Spuk erklärt wird, wozu eine lächerliche Geschichte oder Erzählung beitragen mag, die seit etlichen Tagen in der Stadt kursieret und ebenfalls von der verehrlichen Klosterschule ausgegangen zu sein scheint.

„Ich verbleibe hiermit mit schuldiger Reverenz Eurer Hochwürden Diener. Hofrat Scholl, Herzoglich württembergischer Klosterverwalter."

„Nicht einmal ‚gehorsamst' sagt er, worauf die Prälatur Anspruch hat," bemerkte Gaum, indem er den Brief auf den Schreibtisch warf.

„Beruhigen wir uns. Wir werden in der Antwort hierauf Rücksicht zu nehmen wissen," entgegnete Kleß nicht ohne Schärfe. „Was die Sache selbst betrifft —"

„Ein Unsinn!" rief der Professor. „Ich halte das Ganze für eine Erfindung der Frau Hofrätin. Die Frau hat eine Phantasie — eine Phantasie! — — Fragen Sie einmal Ihre Frau Gemahlin."

„Ich weiß genau, was seine Absicht ist," seufzte der Prälat. „Da soll in irgendwelcher Weise wieder einmal die Promotion oder noch besser das Klosterregiment an der Geschichte schuld sein. Als ob wir für jede Helle verantwortlich gemacht werden könnten, die die Hofratsmagd nach neun Uhr abends zu bemerken glaubt!"

„Man ist sicher, daß die Kirche abgeschlossen ist?" fragte Gaum nachdenklich.

„Na — natürlich," versicherte Kleß entrüstet. „Meine Frau hat den Schlüssel selbst in Verwahrung."

„Das ist eine Beruhigung. Mit der Promotion, wie sie sich leider neuerdings anläßt, muß man alles in Erwägung ziehen."

„Ach Gott, ja; Sie haben recht!" stöhnte der Prälat.

„Seitdem probeweise die sogenannte Ausgangsfreiheit eingeführt ist, die uns das hohe Konsistorium aufgedrängt hat, scheint alles aus Rand und Band zu sein. Kein Wunder. Zweimal in der Woche die ganze Herde der Alumni ohne alle und jede Aufsicht laufen lassen, das kann ja zu nichts Gutem führen. Man kann es an jeder Schafherde beobachten. Warum machen sie die Probe nicht zuerst in Maulbronn? Mit Bräunlin, der immer krank ist, und meinen Nerven, die auch nicht von Eisen sind! Ich habe Zeller gebeten, ein Auge auf die jungen Leute zu haben. D e r! Der Oberfamulus will ihn und Berblinger beobachtet haben, wie sie im Wald vor einer Buche standen und mit Klosterkreide Zahlen und Figuren auf die Rinde malten."

Gaum nickte finster: „Auch Busch sei vorgestern wieder in Gerhausen an der Hintertüre des Roten Ochsen erwischt worden, aus dem Seeger gerade herausgekommen sei."

„Nein, nein! Von Seeger w i l l ich dies nicht glauben," fiel Kleß ein. „Aber leider, die Versuchung ist zu groß für junge Leute, zweimal die Woche ohne jede Aufsicht!"

„Dagegen sei Berblinger schon dreimal heimlich zu dem Buchbinder Schmok ins Haus gelaufen," fuhr Gaum unerbittlich fort, „und habe sich dort zu völlig unaufgeklärten Zwecken Kleister gekauft. Und der Fischer — all das berichtet mir der Oberfamulus Leuze, der übrigens eine Erhöhung seines Gehalts verlangt, wenn die Ausgangsfreiheit beibehalten werden sollte —"

„Was Gott verhüte!" rief der Prälat aus tiefster Seele.

„Der Fischer habe sich im Wald in der Nähe des fast unzugänglichen Fuchsfelsens eine Hütte, eine Art Wigwam, gebaut und liege dort stundenlang mit einem Notizbuch auf einer Moosbank."

„Vielleicht macht er lateinische Verse," bemerkte der Prälat aufatmend.

„Der und lateinische Verse!" rief Gaum. „Sehen Sie seine Hebdomadare an. Ein Greuel! Nein; es ist mir etwas zu Ohren gekommen, was ich vorläufig auch nicht glauben will. Der Mensch soll allerdings Gedichte machen, aber in gemeinem Deutsch. Eine Art Klopstockiaden, an Thusnelde gerichtet."

„Was? An die Gattin Hermanns des Cheruskers?"

„Das hoffte ich auch; aber dem sei nicht so. Nein, an die Nichte der Speismeisterin. Und nicht genug: er habe eine schriftliche Arbeit verfertigt, ein sogenanntes Märchen, so eine Art Spinnstubengeschichte, und dieses Machwerk derselben Thusnelde in aller Form gewidmet und zugesandt. Darauf spielt wohl der Hofrat an. Es laufe im Städtchen von Hand zu Hand und verdrehe den Weibern den Kopf. Ueberhaupt —"

„Allerdings — überhaupt —" Der Prälat nickte heftig mit dem Kopf. „Wenn ich nur den Speisemeister veranlassen könnte, diese Nichte zu entfernen. Kann sie nicht anderwärts auch kochen lernen, und sind unsre Alumni dazu hier, zu verspeisen, was diese leichtfertigen jungen Mädchen kochen? Nein, und abermals nein! Der Leuze sagte auch mir erst gestern, die halbe Promotion benutze die neuangeordnete Ausgangsfreiheit, dieser Mamsell Thusnelde nachzulaufen. Ich will doch versuchen, ob hier meine Frau nicht eingreifen kann. Es scheint mir mehr und mehr eine Weibergeschichte zu werden. Was aber die Helle in der Klosterkirche betrifft — — Herein!"

Eine lange, hagere Gestalt in einem blaugrauen Soldatenrock, der ihr viel zu klein war, einen Säbel an der Seite, einen Stock mit dicker schwarzroter Quaste unter dem Arm und einen mächtigen Dreispitz in der Hand, schob sich vorsichtig durch die halbgeöffnete Türe, gefolgt von einem kleinen Bäuer-

lein in Lederhosen und sehr roter Nase. Beide verbeugten sich mit vielem selbsterfundenen Anstand.

„Was ist's? Was wollt ihr?" rief der Prälat erstaunt, aber nicht unfreundlich.

„Eine Empfehlung vom Herrn Stadtschultheiß," begann der Lange, sich würdevoll aufrichtend, „und hier sei der Nachtwächter Köberle selbst."

„Ja, was soll denn der Nachtwächter Köberle?" fragte Kleß mit wachsender Verwunderung.

„Mit Verlaub, Euer Gnaden —" sagte der Kleine nach drei weiteren Bücklingen.

„Euer Hochwürden!" verbesserte der andre, indem er seinen Begleiter ärgerlich in die Rippen stieß.

„Mit Verlaub! Ich bin der städtische Nachtwächter," fuhr dieser fort. „Das Kloster geht mich von Amts wegen nichts an; aber ich kann nicht verhindern, daß ich die alte Kirche sehe, wenn ich hinten herum vom Klosterbräu nach der Bleich gehe, wie es meine Amtsvorschrift verlangt. Und da hab' ich jetzt schon zum drittenmal eine Helle gesehen, daß mir der Schreck in alle Glieder gefahren ist. Am dritten Fenster vom Chor gezählt war sie besonders stark. Und wie ich endlich stehen bleibe und nachdenke, ob ich mich drum zu kümmern habe oder nicht, kommt ein Flämmchen heraus und zieht gerade über mich weg, dem Blautopf zu. Ich dachte, ich müßte in den Boden sinken. Ganz leis kommt's daher und zieht gerade über mich weg — wie — wie ein Flämmchen und verschwindet. — Da erzählen die Leute von dem Ritter Bruno, der ein Mönch geworden ist und das Kloster dem Teufel verschreiben wollte — meiner Treu — da dacht' ich, es könnte am End' der Ritter Bruno sein."

„Dummheiten!" platzte Professor Gaum heraus, „ist Er verrückt?"

„Das sagte der Herr Bürgermeister auch," versetzte der Nachtwächter kleinlaut. „Aber es ist meine Amtspflicht, zu rapportieren, und ob es der Ritter Bruno ist oder der Teufel — ich wollt', der Herr Stadtschultheiß wollt' einen andern Nachtwächter für dort hinten herum bestellen. Mir wird's zu gruslig."

„Er hat wohl ein Glas zuviel gehabt, guter Freund," sagte Gaum etwas milder.

„Ohne das tu' ich's überhaupt nicht mehr," versetzte der Mann gekränkt. „Und der Herr Stadtschultheiß — na, Huber!"

Der Stadtbüttel nahm seine Amtshaltung wieder an.

„Der Herr Stadtschultheiß lassen schön bitten, die Herren Klosterherrn möchten die Güt' haben und das Vorgekommene selber untersuchen, sintemal die Gespenster Kirchensach' seien seit Menschengedenken. Er glaube zwar selber nur an die, die in der Bibel stehen, von Amts wegen; aber auf alle Fälle sollte dem Unfug gesteuert werden, so daß die Unruh im Städtchen nicht überhandnehme. Mit Verlaub, das sollen wir ausrichten."

Die zwei Abgesandten der städtischen Behörden verneigten sich wiederholt und stolperten rascher zur Türe hinaus, als sie hereingekommen waren.

„Nun, was sagen Sie jetzt?" fragte der Prälat nach einer langen Pause.

„Es scheint denn doch etwas an der Sache zu sein," versetzte Gaum, unbehaglich auf und ab gehend. „Geheuer ist es nicht. Aber wie gesagt —: im neunzehnten Jahrhundert! Ich weiß wahrhaftig selbst nicht, was ich davon denken soll."

„Sehen Sie!" rief Kleß fast freudig. „Genau was ich Ihnen vor einer halben Stunde schon gesagt habe!"

*

Mit Fischers Wigwam hatte es seine Richtigkeit. Die bewaldete Bergwand, die hinter dem Kloster aufsteigt, das „Gähhäldle", endet in mehrere Gruppen von Felszacken, grau und zerfressen, die drohend über dem Tal hängen. Sie haben ihre Namen. Am Fuß des Fuchsfelsens ist eine Höhlung, groß genug, einem Mann Schutz vor Unwetter zu gewähren. Vor derselben hatte Fischer aus Steinen und Moos eine Bank gebaut und das dichte Gebüsch über dieselbe gezogen, so daß das Hüttchen einem Vogelnest nicht unähnlich war. Zwischen den Zweigen hindurch sah man in der Tiefe die Spitze der Klosterkirche, den kahlen Rucken mit den kaum erkennbaren Resten der alten Burg, und in weiterer Ferne das Rusenschloß und die waldigen Berge, die das Tal gegen Ulm hin abzuschließen scheinen. Außer dem Erbauer dieser Einsiedelei und seinem Freund Berblinger kannten sie nur wenige Zöglinge, die Fischer nachgeschlichen waren, wenn er sich in den ersten Monaten der neueingeführten Ausgangsfreiheit allein in die Büsche geschlagen hatte.

Dort saßen beide wieder einmal und sahen schweigend über das grüne Tal mit seinem Felsenschmuck wie immer nach der Seite hin, wo es sich gegen die ferne Donauebene öffnet. Drunten im Städtchen, welches vom dichten Laubwerk verdeckt war, schlug die Kirchturmuhr.

„Schon halb zwei!" seufzte Fischer. „Aber erträglicher ist das Klosterleben doch, seitdem man uns am Mittwoch und Samstag auf ein Stündchen ohne Gängelband fliegen läßt."

„Mir kommt's härter vor," versetzte Berblinger. „Ich möchte hinaus — hinaus wie noch nie; besonders wenn die Sonne scheint wie heut und es halb zwei schlägt. — Bist du fertig mit deinem Hebdomadar?"

Fischer gab hierauf zunächst keine Antwort. Nach einer Pause sagte er:

„Ich hab' wieder ein Märchen im Kopf, das mir keine Ruhe läßt und mir über die ganze nächste Woche weghelfen wird. Auch übers Hebdomadar. Du weißt, der Seeger schwatzt immer von dem Schiller, wie der in der Karlsschule die Räuber gedichtet habe. O — die Räuber! Das brächte ich nie fertig und weiß es wohl. Aber Märchen spinnen, über alte Klostermauern wegfliegen in eine Welt, wo es von Gold und Edelsteinen, von Blumen und Vögeln nur so flimmert und wimmelt und Elfen und Wassernixen um mich tanzen, daß ich vergehen möchte vor Vergnügen, das kann ich hier oben in unserm Hüttchen. Das kann ich zur Not drunten auf der Schulbank, während uns Gaum den Unterschied von *ἄν* und *ἐάν* erklärt."

„Jawohl!" spottete Berblinger. „Herrlich, wenn er dich dann weckt mit seinen Nadelstichen: ‚Ei, ei, Fischer, wo ist man wieder? Sagen Sie kein Wort! Ich sehe es Ihnen an: Sie waren meilenweit von der Sache. Aus dem Karieren machen Sie sich nichts. Ich werde beantragen, Ihnen die Ausgangsfreiheit zu entziehen, Sie geistiger Schwinginsfeld. Vielleicht hilft das. Zeigen Sie mal Ihr Heft her! Ei, ei, Fischer, heißt das Nachschreiben!' Und dann liest er uns den Anfang deines Märchens vor, daß der Busch und die andern vor Lachen brüllen und nur der Stöckle die Ohren spitzt, als höre er ein neues Evangelium."

„Es gibt noch andre, die sie spitzen," sagte der Märchendichter nicht ohne Selbstgefälligkeit.

„Gib acht, man wird sie dir noch ausreißen, wenn der Professor Gaum Wind von der Geschichte bekommt," lachte Berblinger. „Seeger sagt, dein Heft gehe im Städtchen von Haus zu Haus. Die einen lachen, den andern gruselt's. Dir wird's schließlich gruseln, wenn alles an den Tag kommt."

„Mir wurst!" versetzte Fischer trotzig. „Was die Großen,

der Ovid, der Virgil, der Homer im großen getrieben haben, treiben die Kleinen im kleinen."

„Nur die Thusnelde sei unzufrieden, erklärt Busch der sie gestern gesprochen hat, der Frechling," fuhr Berblinger fort. „Es sei nicht genug Liebe drin; keine von der rechten Sorte. Sie wolle Märchen mit netten jungen Prinzen."

„Das kommt noch, später," versprach Fischer. „Dann will ich doch sehen, ob ich den Busch nicht aus dem Sattel hebe. Im schlimmsten Fall macht mich's selbst wieder auf ein paar Wochen glücklich trotz Gaum und Bräunlin und Kleß. Kann ich dafür, daß alle drei nichts davon verstehen, trotzdem sie Tag und Nacht die Nase in den Homer stecken."

„Hat eben jeder seine Art," meinte Berblinger altklug. „Mir scheint das alles auch nur Luft und Wind. Ist die Stimmung weg, ist auch das Glück dahin. Was nützt's?"

„Hat es keinen Nutzen, eine Woche lang glücklich und vergnügt gewesen zu sein mit nichts?"

„Nein, wenn die Woche vorüber ist."

„Ja, denn man vergißt sie nicht."

„O doch, denn man vergißt alles — alles. Frag den Gaum, wenn er auf dich zu sprechen kommt."

„Und dann wird's gedruckt. Bücher!" rief Fischer mit leuchtenden Augen. „Wer weiß, ob ich nicht noch ein berühmter Mann werde trotz aller Gaume?"

O Fischer! Fischer! Bücher!" brach Berblinger los. „Sind sie nicht unsre Qual von morgens bis in die späte Nacht? Nein, schaffen möcht' ich, aber nicht in Träumen. Fliegen will ich, aber nicht auf Zauberpferden und in Märchenparadiesen."

„Na, na, wie sonst? Ich weiß, du hast's hinter den Ohren, Berblinger, und traust deinem besten Freund nicht. Aber denk an mich! Die Klostermauern sind zu hoch und zu dick

für dich und deinen schwachen Schädel. Ich komme drüber weg mit einem Gedankensprung. — Was treibst du? Daß du in der Nacht herumschleichst, der Kuckuck weiß wo, habe ich längst gemerkt. Andre auch. Nur wissen wir noch nicht wohin; aber es ist nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen."

„Mußt du's wissen?" fragte Berblinger, unbehaglich Moos aus der Bank reißend. „Ich dichte."

„Du? Unsinn! Außer deinem Ikarusvers im Landexamen hast du noch nie zwei Zeilen zusammengebracht."

„Ich dichte eben anders als du; zeilenlos. Aber fliegen will ich gleich dir. Wart ein Weilchen. So leicht wie bei dir geht's nicht; dann ist aber auch etwas gedichtet, das sich sehen lassen kann. Das versteht ihr alle nicht. Ich träume zum Beispiel, ich sei ein ungeheuer nützlicher Mann geworden und habe die ganze Menschheit über sich selbst hinaus gehoben, so daß sie etwas andres geworden ist, als was sie bisher war: frei wie der Vogel in der Luft und glücklich in ihrer neuen Freiheit. Ich träume, das hätte ich fertig gebracht und wäre der erste, der in die neue Freiheit hinausflöge. Wäre das nicht etwas andres als deine Märchen?"

„Paß auf, daß dich der Gaum nicht auch weckt: ‚Ei, ei, Berblinger!'"

„Ist mir gleich! Du hast von Poeten gehört, die verhungert sind, weil sie kein Brot fanden oder keine Liebe, oder das nicht, was sie zum Leben und Lieben und Dichten brauchten. Nach Jahrhunderten streiten sich sieben Städte drum, wo diese Großen des Geistes geboren wurden. Hätten sie deshalb nicht dichten sollen? Das gehört dazu, wenn man Neues schaffen will. Ich habe keine Angst."

„Das merk' ich, Berblinger, aber das wird dir nichts helfen. Hast du dein Hebdomadar fertig? Morgen muß es abgeliefert werden."

„Laß mich in Ruh! Wir werden noch alle über unsre griechischen Hebdomadare lachen, Fischer!“

„Das tun die andern jetzt schon.“

„Laß sie. Die Menschen haben andres zu tun, als ewig und ewig den alten Moder umzuschaufeln. Nützlich sein, Neues schaffen, uns und andre über die Erde erheben: so hoffe ich noch leben und sterben zu dürfen, und dann, wenn ich dem Gaum begegne drüben im Jenseits oder in seinem Hades, will ich mit ihm rechten. Hier geht's nicht.“

„Bei Phöbos-Apollo, Berblinger, ich glaube, du dichtest wirklich.“

„Merkst du was? — Hallo, es schlägt dreiviertel! Wir müssen machen, daß wir ins Dorment kommen, ehe der Famel abschließt!“

Sie sprangen auf und in großen Sätzen den Berg hinunter. Wie die hochaufgerafften Kutten hinter ihnen her flatterten! Es war auch ein Fliegen mit Hindernissen.

*

In jenen Tagen prickelte es in allen Gliedern der Menschheit, als habe eine bisher nicht bekannte Art von Fieber den Riesenleib ergriffen. Man hatte mit schaudernder Neugier, dann mit Entsetzen den Verlauf der französischen Revolution verfolgt, und was sich in Frankreich in wahnsinnigen Zuckungen austobte, zitterte in den entlegensten Winkeln des morschen deutschen Reiches nach: Auflösung, Drang nach Freiheit und Neugestaltung, Rebellion. „Selbst unter den Frauen gärt es bedenklich,“ seufzte der Prälat, als die drei Herren nach einer peinlichen Beratung der vom Konsistorium zur Begutachtung vorgelegten Vorschläge aus dem Konventzimmer traten, die nichts geringeres bezweckten als eine „gründliche Umgestaltung“ der altbewährten, aber, wie Uebelgesinnte sie zu nennen wagten,

versumpften Klosterschulen. Er hatte nicht ganz unrecht und hätte sich am gleichen Abend noch davon überzeugen können, wenn er zu Hause geblieben wäre. — Dort saßen sie nämlich beisammen, auf die er sich erlaubt hatte ganz unverblümt anzuspielen, und machten keine Anstalt, aufzubrechen.

„Ich sehe wirklich nicht ein," rief die Frau Prälat Kleß, „wenn unsre Männer jeden Freitag in die Neue Post ziehen, als wär's eine Art Gottesdienst, warum wir nicht auch unsern Stammtisch haben sollten."

Die vier andern Damen nickten energisch.

„Und wenn die Herren der Schöpfung nicht nach Hause kommen, bis ihnen der Nachtwächter die Polizeistunde anzeigt, und der Stadtschultheiß kraft seines Amtes noch eine halbe Stunde zugegeben hat, so können wir auch einmal nach neun Uhr beisammenbleiben."

„Besonders wenn man noch so Wichtiges hören und besprechen muß," bemerkte Frau Professor Gaum, nervös mit ihren Stricknadeln klappernd.

„Haben Sie es hier?" wandte sich die Frau Prälat an Frau Pfarrer Scheibler.

Frau Pfarrer Scheibler war die Witwe des verstorbenen Pfarrers von Suppingen und wohnte seit dem Tod ihres Mannes in zwei netten Stübchen auf der „Bleich", hatte aber immerhin das Recht, sich den Spitzen der sehr exklusiven Klostergesellschaft anzuschließen. Etwas zweifelhafter war die Stellung der Frau Oberamtsarzt Hubrecht, doch konnte sie als Tochter des früheren Dekans von Kirchheim immerhin auf Ebenbürtigkeit Anspruch erheben und wurde als etwas schüchternes, anspruchsloses Wesen von der Prälatin protegiert und von den andern geduldet. Die Frau Hofrat Scholl kam nicht in Frage. Sie war der böse Feind und herrschte in ihrem eignen Kreis, auf den man gebührend herabsah. — Die Frau Prälat hatte

den Auserwählten heute abend etwas ganz Neues aufgewartet — saure Milch mit Zucker und Zimt —, jetzt strickten alle emsig und hochbefriedigt im Gefühl des gehabten und noch weit mehr des kommenden Genusses, der rein geistiger Natur zu sein versprach.

„Es war nicht leicht zu kriegen," sagte Frau Scheibler mit wichtiger Miene, und ich mußte auf mein Ehrenwort versprechen, es morgen wieder zurückzugeben. Ich hab's von der Frau Buchbinder Schnell, die hat's von der Hofrätin und die soll es direkt von der Speismeisterin bekommen haben. Aber es muß durch fünfzig Hände gegangen sein, dem Aussehen nach. Ohne Umschlag möcht' ich's nicht anrühren."

„Es ist einfach ein Skandal," rief Frau Professor Bräunlin, die der Prälatin an stürmischer Energie wenig nachgab, wenn sie erregt war, „und der junge Fischer soll es wirklich geschrieben haben. Ganz aus dem eignen Kopf. Ich hätt's ihm nicht zugetraut nach dem, was ich davon gehört habe. Scheinbar ein so ordentlicher Mensch!"

„Ich sag's ja: kein Verlaß mehr auf irgend etwas in diesem Tränental," seufzte Frau Professor Gaum. „Der Thusnelde soll er's förmlich gewidmet haben; das scheint mir das schlimmste an der Sache. So jung und schon solche Geschichten!"

„Nein, nein," rief die Pfarrerin. „Das schlimmste ist, wie er vom Kloster spricht, das er dem Gottseibeiuns verschreibt. Diese Frechheit! Das Kloster, von dem er sein Brot und seinen Tischwein hat, und alles was er weiß und kann."

„Na, hören wir's erst einmal," sprach die Prälatin, die den Damen gegenüber ihre ruhige Würde zu wahren wußte.

„Aber wer soll vorlesen?" fragte Frau Professor Gaum, als ob sie dies nicht schon längst mit ihrer Kollegin besprochen hätte.

„Das tust du natürlich,“ entschied diese. „Du liest so gefühlvoll vor.“

„Her damit,“ sagte die Prälatin und nahm der Frau Scheibler ein kleines Heft aus der Hand, das diese mit einer gewissen Aengstlichkeit aus ihrem Arbeitskörbchen hervorgezogen hatte. Dann legte sie es auf den Tisch, öffnete es, gab ihm mit der Linken einen Schlag und räusperte sich.

„Halten Sie noch!“ bat Frau Gaum etwas gekränkt. „Ich bin gerade am Abnehmen.“ Sie zählte halblaut fünfzig Maschen, während die andern sich zurecht rückten. Dann begann Frau Kleß:

„‚Der blaue Zauberstein. Ein Märchen von F. F. Widmung: An Thusnelde.‘

„Na, das fängt gut an!

„‚Du gibst den Duft der Rose, den Glanz dem Sonnenlicht,
Drum leg' ich dir zu Füßen, was meine Muse spricht.‘“

„Skandalös!“ wiederholte Frau Professor Bräunlin. „So jung und schon auf solchen Wegen. Wie wird's da einmal mit der Seelsorge gehen!“

„Vielleicht heiratet er sie,“ sagte Frau Oberamtsarzt Hubrecht, nach einer Entschuldigung suchend.

„Das wäre noch schöner! Das vorlaute Ding. Ich nenne sie einfach frech,“ erklärte Frau Bräunlin.

„Bitte fortfahren,“ bat Frau Gaum.

„Und nicht unterbrechen,“ setzte die Prälatin hinzu. „Wenn ihr nicht still seid, kann kein Mensch lesen. Verstanden?“

Sie warfen sich alle etwas ängstliche Blicke zu, denn sie merkten, daß es jetzt ernst wurde; aber sie schwiegen. Und nun begann das Vorlesen in hartem, einförmigem Ton, wie es sich für eine alte Chronik ziemt. Keine Bemerkung wurde mehr laut. Manchmal sank ein Strickstrumpf in den Schoß und wurde mit einem nervösen Ruck wieder aufgenommen; manch-

mal hörte das leise Geflüster der Nadeln ganz auf. Der junge Märchendichter hätte zufrieden sein können.

„Zur Zeit, als von Geislingen und Wiesensteig herüber die Helfensteiner auf der Alb und im Blautal Land und Leute erwarben und die Benediktiner im Kloster erbten und kauften, man wußte nicht wie, ging es mit den Grafen von Ruck abwärts. Die Ringmauern des Schlößchens begannen zu zerfallen, und sein Dach war so schadhaft, daß die vom Rusenschloß erklärten, sie könnten tagtäglich sehen, was sich der junge Graf zu Mittag kochte, und es sei nicht viel. Der junge Graf aber rührte sich kaum, dem Zerfall Einhalt zu tun, so daß man schon von Gerhausen her sehen konnte: mit denen von Ruck ging's zu Ende.

„Man hieß ihn den jungen Grafen, weil er noch kein Weib hatte, und auch das war nicht in der Ordnung. Aber er hatte sich sein Leben lang in der Welt umhergetrieben als Kriegsmann, hatte dem Kaiser gedient und dem König von Frankreich und sich dabei mit Christen und Heiden herumgeschlagen. Kam er gelegentlich nach Haus, so holte er Geld, so viel er zusammentreiben konnte, anstatt etwas zu bringen, blieb etliche Wochen jagend und trinkend auf dem Rucken, ärgerte sich über die Helfensteiner auf dem Rusenschloß, schimpfte auf die geistlichen Herren am Blautopf und zog mit drei, vier Knechten, die nicht viel besser waren als ihr Herr, wieder hinaus in die weite Welt. Ob er in jüngeren Jahren nie an ein Edelfräulein geraten, die ihn eines Besseren hätte belehren können, weiß man nicht; er selbst schien sich des nicht zu erinnern. Die Zeit ging hin, und er sah bald nicht viel besser aus als sein altes Schlößchen, so daß selbst seine nächsten Vettern, die von Tübingen, nichts mehr von ihm wissen wollten.

„Nun war er wieder einmal zu Hause, als auf der Fahrt nach Italien der Kaiser des Heiligen Römischen Reichs Deutscher

Nation in seiner Pfalz zu Ulm einkehrte. Da war großes Jubilieren in der getreuen Reichsstadt mit Pauken und Trompeten und allerlei Festspiel und Lustbarkeit. Auch der Graf von Ruck zögerte nicht, putzte Geschirr und Waffen, legte sein bestes Festkleid an und ritt an den Hof, wo er wohlbekannt und bei männiglich nicht übel gelitten war. Denn was man auch zu Hause gegen ihn sagen mochte, er war ein tapferer Reitersmann im Feld und diente dem Herrn redlich, der ihm Geld gab zu Spiel und Trunk. So ging's wieder hinaus, wie er's erwarb.

„Beim Prunkmahl im Rathaus zu Ulm, das die Bürgerschaft zu Ehren des Kaisers gab, schlug sein Stündlein. Daselbst erblickte er des Kaisers Schwesterkind, die schöne Irmgard, und ihm war, als habe er nie etwas Liebreizenderes im Leben gesehen. Er entbrannte in heißer Liebe zu der stolzen Maid, also daß er nicht wußte, wie ihm geschah, noch was er tat. Bei dem Turnier, das tags darauf nahe der Frauenklause zu Söflingen gehalten wurde, war er wie toll und streckte alle die jungen Ritter und feinen Herren in den Sand, die um den Ehrenkranz in der Prinzeß Irmgard Hand warben. Als sie ihm nun den Kranz reichen sollte nach Recht und Brauch, kniete er vor ihr nieder mit geschlossenem Visier und sah sie lächeln, daß es ihm durch Mark und Bein ging, so heiß und wohlig und weh. Der Kaiser aber sprach: ‚Herr Graf von Ruck, was schließt Ihr das Visier? Tut nach Ritterart, wenn Ihr aus holder Frauen Hand den Kranz empfahet.‘ Da öffnete er das Visier und sah sie an so heiß und minniglich, daß ihm das Blut aus den Augen sprang. Die stolze Jungfrau aber erschrak und wandte sich ab. Denn er war keines von den jungen Milchgesichtern, wie sie einer zarten Maid behagen, sondern ein Kriegsmann, dem das rauhe Leben seinen heißen Stempel auf Stirne und Wangen gedrückt hatte; ja es muß gesagt sein,

auch seine Nase hatte es gefärbt, und das war das schlimmste. Beim Tanz aber, der auf das Turnier folgte, übermannte ihn der Liebesgram in seinem Herzen. Sei es nun aus alter Gewohnheit, sei es um den ungewohnten Brand zu löschen, er trank einen Humpen Malvasier, den die Ulmer Stadtherren kredenzten, um den andern, bis er den Mut hatte, als freier Rittersmann und einziger Sproß des alten Geschlechts derer von Ruck vor des Kaisers Majestät zu treten und seiner Schwester Kind zu begehren. Da lachte der Kaiser laut auf und sprach: ‚Hab' ich Jungfraunherzen zu verleihen? Kommt wieder, edler Graf, mit der Busenschleife der stolzen Maid auf dem Mantel, so wollen wir davon reden.' Irmgard aber lächelte und sprach: ‚Viel lieber wollt' ich einen Strick aus meines Onkels Stall um seinen Hals sehen, als meine Busenschleife auf seinem Mantel.'

„Des andern Tags ritt er zurück ins Blautal, wie es schien, ein gebrochener Mann. Dort fand er das Dach seines Schlößchens noch weiter eingefallen, so daß man auch in der Küche nicht länger hausen konnte. So ritt er weiter bis zum Kloster und fragte daselbst, ob ihn die Mönche wohl als Laienbruder aufnehmen wollten. Er sei müde des Lebens und aller weltlichen Lüste. Der Abt aber sprach: ‚So Ihr bereit seid, ein arm, keusch und gottselig Leben zu führen, so mag es sein, denn wir haben nicht vergessen, daß vor langen Jahren Eure frommen Ahnen das Kloster erbaut und nicht übel beschenkt haben.'

„So wurde Graf Bruno von Ruck Mönch im Kloster zu Blaubeuren; aber das Feuer, das die stolze Irmgard in ihm entzündet hatte, glühte weiter und verbrannte ihm Herz und Nieren. Es half nichts, daß er hundertmal des Jahrs hinter dem Kloster Ruhe suchte und stundenlang die kühle blaue Flut betrachtete, wie sie wallte und wogte und dann klar und fried-

lich das Tal hinabzog, noch daß er den Kopf im kühlen, feuchten Moos begrub. Das wilde begehrliche Herz wollte nicht zur Ruhe kommen.

„‚Ich glaube es wohl,‘ sprach der Abt. ‚Feuchtes Moos hilft nichts. Auch finde ich Euch noch immer zu oft in des Kellermeisters Stübchen. Geht in unser Kirchlein und betet zum heiligen Johannes um Kühlung aus einem andern Quell. Seid Ihr des müde, so geht in die Bücherei und lest, wie in alter Zeit der heilige Augustinus das Feuer gedämpft hat, das Weltlust in ihm entzündet hatte. Dort findet Ihr wohl manch probates Rezeptlein, das Ihr mit Nutzen gebrauchen könntet.‘

„Dies tat der neue Mönch; aber er fand etwas andres. Er fand in einer uralten verstaubten Chronika, die er kaum zu lesen vermochte, die wundersame Geschichte von dem blauen Zauberstein, den sein frommer Ahn in der Hand gehalten und wie ein Tor in den Blautopf geworfen hatte. Nun saß er noch viel öfter an dem Ufer des Teichs und starrte in die blaue Tiefe. Hätte er den Stein, der den Träger unsichtbar machte, wie fein wollte er der stolzen Irmgard das Busenschleifchen entreißen und vor den Kaiser treten und sprechen: ‚Wohlan, Herr Kaiser, gewährt nach Euerm kaiserlichen Wort, was ich mit kecker Hand mir erworben!‘ Und wieder und wieder begrub er sein Gesicht im feuchten Moos. Es half aber alles nichts. Das Haus seiner Väter auf dem Rucken zerfiel mehr und mehr, er selbst wurde älter mit jedem Jahr, und sein Herz wollte nicht zur Ruhe kommen.

„So lag er eines Tags und horchte auf das Murmeln der blauen Wasser. Das Moos war feuchter als gewöhnlich, denn seine Tränen hatten es genetzt. ‚Das Leben verloren, die Liebe verloren,‘ stöhnte er in ohnmächtiger Wut. ‚Der Teufel hol's! Ich trag's nicht mehr!‘ Da fühlte er, daß jemand seine Schulter berührte. Es war wie ein Stich scharf und heiß. Er fuhr

in die Höhe, und hinter ihm saß ein nacktes Nixchen mit nassen grünen Haaren und einem Gesichtchen bleich und stolz, als ob Irmgard daraus heraussähe. Auch lächelte das unheimliche Ding, daß sich sein Herz zusammenkrampfte wie nie mehr seit dem Turnier zu Ulm.

„‚Du bist traurig, Klosterbrüderchen?‘ sprach das Nixchen zutraulich, aber sehr höflich, und zog schamhaft ein Farnkraut über seinen kleinen Leib.

„‚Hast du mich gehört?‘ fragte Bruno, den nichts mehr erschreckte. ‚Ich bin so traurig, daß ich mich dem Teufel ergeben könnte.‘

„‚Das macht die Liebe,‘ erklärte das Nixchen. ‚Aber es ist nicht nötig, daß du dich unserm Herrn verschreibst. Du bist ihm nicht allzuviel wert, und deine Zeit kommt so wie so. Ich weiß, du sehnst dich nach dem blauen Zauberstein da unten, und ich weiß warum. Du siehst, wie sein Spiegeln das Wasser färbt. Was gibst du uns dafür?‘

„‚Was kann ich geben? Leib und Leben! Alles, was ich hab'.‘

„‚Was hast du? Nichts!‘ sagte das Nixchen ärgerlich. ‚Dein Hab und Gut ist vertan, dein Leben samt deiner Seele ist nicht viel wert. Und doch weiß ich dir einen Rat, aber du mußt wollen, wollen können.‘

„‚Ob ich will!‘ knirschte der Rittersmann in der Kutte.

„‚So hör und gib wohl acht!‘

„Nun wurde des Nixchens Stimme wie das Flüstern des Winds im Moos, aber ernst und feierlich, und die Sonne, die durch das Geäst drei runde goldgrüne Flecken auf die Moosdecke geworfen hatte, verlor ihren Schein. Das Nixchen aber sprach:

„‚Hinter dem Hochaltar in der Klosterkirche findest du eine schwarze Platte im Boden. Lösche das rote Kreuz aus, das

du auf ihr gemalt siehst. Es geht mit einer Schale reinen Wassers aus diesem Teich. Dann kannst du die Platte ohne Mühe heben und siehst eine Höhlung, die bis mitten unter den Altar reicht. Fürchte dich nicht, wenn du im hintersten Grund eine rote Glut erblickst. Dort liegt eine Rolle alten Pergaments. Sprich kein Wort; ergreife sie. Es ist die Urkunde der Gründung und ersten Schenkung des Klosters, gezeichnet von deinem Ahn Sigiboto, dem Grafen von Ruck, und Hugo und Anselm, den Grafen von Tübingen, im Jahre des Heils 1055. Auf der Rückseite aber findest du mit blutroter Tinte geschrieben, daß einmal im Laufe der Zeiten ein Nachkomme derer von Ruck das Recht haben soll, die Schenkung zurückzufordern und das Gotteshaus zu weihen wem er will. Das tue!‘

„‚Aber wem,‘ fragte der Mönch, ‚soll es geweiht werden?‘

„Das Nixchen lächelte boshaft, ohne zu antworten; dagegen fuhr es fort:

„‚Mit dem ehrwürdigen Dokument in der Hand verläßt du durch das Seitenpförtchen in der Kapelle der heiligen Ursula die Kirche, ohne dich umzusehen. Du magst dein letztes Paternoster beten; es kann nichts schaden. Genau an dieser Stelle, wo wir liegen, trittst du in das Wasser.‘

„‚Aber die Ufer fallen jäh in die Tiefe,‘ sagte der Mönch bedenklich.

„‚Du sinkst. Aber das Wasser wird dir sein wie Luft, kühl und erfrischend, solange du das Pergament in der Hand hältst. Du sinkst und sinkst, bis du in blauem Dämmerlicht den Grund erreichst, wo der heilige Quell, Welle auf Welle, aus dem Gestein sprudelt. Dort liegt der blaue Stein. Du läßt das Pergament fallen, das gurgelnd in der Spalte verschwinden wird, und ergreifst den Stein. Dann schießt du in die Höhe wie ein Pfeil, vom Bogen geschnellt, aber weder ein Nix noch ein Mensch wird dich sehen, bis du am Ufer, ja, bis

du in deiner Zelle angelangt bist und den kostbaren Zauberstein auf deinem Betschemel niederlegst. Dann aber tue, was dein Herz begehrt.‘

„‚Herrlich, herrlich!‘ rief der ritterliche Mönch, der schon sein Glück in Händen zu halten glaubte. ‚Wem aber muß ich das Kloster weihen?‘

„‚Ach, ich vergaß!‘ versetzte das Nixchen wieder ganz munter. ‚Das schreibst du mit einem Tröpfchen Blut — du hast ja noch Blut genug — auf die Rückseite der Urkunde, ehe du die Kirche verläßt. Am besten ist's, du tust's auf der Altarplatte. Nur zwei Worte — wir verstehen es dann schon — und deinen Namen.‘

„‚Und die zwei Worte?‘ flüsterte Bruno fast atemlos.

„‚Dem Teufel!‘ hauchte das Nixchen und verschwand.“

„Diese Frechheit!“ unterbrach hier die Prälatin selbst die Vorlesung, indem sie dem Manuskript einen zweiten derben Schlag versetzte.

„Ein unverschämter Bursche!“ zürnte Frau Professor Bräunlin.

„Man sollte es nicht für möglich halten!“ seufzte Frau Professor Gaum. „So jung und schon solche Ideen. Dem Teufel! Wenn ich das meinem Mann erzähle — er wird es einfach nicht glauben.“

„Versteht ihr eigentlich, was der Racker sagen will?“ fragte die Frau Prälat, rot vor Zorn. „Daß das ganze Kloster sozusagen des Teufels sei!“

„Aber halten Sie die Geschichte für eine reine Erfindung?“ fragte die Frau Oberamtsarzt schüchtern. „Man kann sich ja gar nicht vorstellen, daß so etwas in dem Gehirn eines Klosterschülers wachsen kann.“

„Sie meinen doch nicht etwa, daß etwas Wahres an der Sache ist?“ fragte die Prälatin, die funkelnden Augen starr

auf Frau Hubrecht richtend, die sehnlichst wünschte, nichts gesagt zu haben.

„Ich meinte nur — ich dachte —“ stotterte sie. „Es gibt ja sogenannte Sagen —“

„Aber bitte, lesen Sie doch weiter!“ flüsterte Frau Professor Gaum. „Man muß doch wissen, wie es weiterging. Eine brennende Liebe entschuldigt viel.“

„Nicht ich,“ versetzte die Frau Prälat, das Heft über den Tisch werfend. „Brennend oder nicht: ich hab's satt! ‚Dem Teufel!‘ Lese wer will!“

Frau Gaum griff nach dem Manuskript und las mit leiser, bebender Stimme:

„Der Mönch folgte dem Rat des teuflischen Nixchens nicht sogleich. Sein guter Engel, so schwach er war, kämpfte sieben Wochen lang mit den Mächten der Finsternis. In der siebenten schlich Bruno dreimal hinter den Hochaltar und betrachtete die schwarze Platte mit dem roten Kreuz. Dann war ihm, als sei sein Wille gebrochen. Er sah Tag und Nacht nur noch das bleiche, stolze Gesicht Irmgards in bläulichem Dämmerschein. In der Johannisnacht schlich er mit einem Krug unter der Kutte nach dem Blautopf. Der Prior begegnete ihm, merkte etwas und seufzte: ‚Schon wieder!‘ Aber der Krug war nur mit Wasser gefüllt. Das ‚Seetor‘ in der Klostermauer und das Pförtchen in der Ostwand der Ursulakapelle standen offen. Bruno merkte wohl, daß es der Satan war, der ihm jetzt alles so bequem als möglich machte; es war kein Halten mehr. Der Mond schien durch die Chorfenster fast mit Tageshelle. Er kniete vor der schwarzen Platte nieder und wusch sie mit dem Zipfel seiner Kutte. Sie hob sich wie von selbst aus den Fugen, sobald das Kreuz verschwunden war. Da war auch die Höhlung und im Grund in roter Glut lag das Pergament. Er nahm es mit bebender Hand und breitete es auf der Altar-

platte aus. Er hatte sich beim Ausheben der Platte die Hand geritzt. Das Blut floß langsam an seinen Schwörfingern herab, und wieder dachte er, wie bequem es ihm der Satan mache.

„Nun trat er hinaus in die wunderklare Sommernacht. Die Sterne flimmerten über dem Wald, Leuchtkäfer flogen durchs Gebüsch. Eine unheimliche Helle ging von dem Pergament aus, seitdem er es beschrieben hatte, als wäre es hundertjähriges faules Holz. Als er in den tiefen Schatten der Bäume kam, die den Teich umgeben, fing es an, ein trübes rotes Licht auszustrahlen. Nun trat er ans Ufer, festen Schritts; doch zitterte die Hand, in der er das Dokument hielt. ‚Irmgard, Irmgard!‘ flüsterten seine Lippen brünstig, statt Gott und den heiligen Johannes um Beistand anzurufen. Damit trat er auf das Wasser und versank.

„Man hat nie mehr etwas von ihm gehört oder gesehen. Ob er drunten starb, ob er unsichtbar, den blauen Stein in der Hand, durch den Rest seines verfluchten Lebens ging, was ja wohl möglich wäre, weiß bis zum heutigen Tag niemand. Die Mönche fanden die schwarze Platte und das offene Loch hinter ihrem Hochaltar, aber natürlich nichts mehr von der Stiftungsurkunde, die mit dem letzten Grafen von Ruck verschwunden blieb. Auch bleibt fraglich, ob der Vater aller Lügen seitdem einen größeren Einfluß über das fromme Kloster gewonnen hat oder nicht. Die Mönche bemerkten keinen Unterschied, überhaupt nichts Auffallendes nach dem Verschwinden Brunos. Sie wußten ja überhaupt nicht, was in jener Nacht geschehen war, und vergaßen den verschollenen Laienbruder um so leichter, als sein Schlößchen, oder vielmehr was von dem zerfallenden Bau übrig war, ohne alle Schwierigkeiten an das Kloster fiel. Es war keine große Erbschaft.

„Eins nur ist sicher: in der Johannisnacht und häufig um die Weihnachts- und Osterzeit kann man zwischen neun und

ein Uhr nachts ein rotes Flämmchen sehen, das an der Nordseite der Kirche nächst der Kapelle der heiligen Ursula aufsteigt und langsam durch die Luft nach dem Blautopf hinzieht. Dort verschwindet es im Gebüsch. Ob die arme Seele des Ritters Bruno noch immer dem Teufel die Stiftungsurkunde des Klosters zutragen muß, ob sie noch immer mit dem Seufzer ‚Irmgard‘ in den blauen Wassern versinkt? Wer fragt danach im Jahrhundert der Aufklärung?“

Frau Professor Gaum hatte nur noch flüsternd gelesen. Eines der zwei Talglichter war niedergebrannt und erloschen. Sämtliche Strickstrümpfe lagen müßig im Schoß ihrer sonst so fleißigen Besitzerinnen. Ein fühlbares Gruseln ging durch das stille Zimmer.

„Ja, die Liebe!“ seufzte endlich Frau Pfarrer Scheibler. „Als ich meinen seligen Christian kennen lernte —“

„Aber was weiß der Junge von Liebe?“ unterbrach sie Frau Professor Bräunlin mit neu erwachender Entrüstung. „Es ist ja ein Skandal! Und gar die Thusnelde! Sie ist noch nicht sechzehn!“

„Potztausend alle Welt!“ rief die Prälatin mit scharfer Stimme. „Es ist schon zehn Uhr vorbei. Macht, daß ihr fortkommt. Die Männer können jeden Augenblick zurückkommen.“

Frau Pfarrer Scheibler erbleichte.

„Ich muß an der Kirche vorbei; fast an dem Türchen in der Ursulakapelle, das — durch das — — Geht niemand von Ihnen mit mir, wenigstens bis ich an der Kirche vorbei bin?“

Tiefe Stille. Endlich sagte die Frau Prälat:

„Es ist wahr. Man kann Sie nicht allein gehen lassen nach dieser Geschichte.“

„Aber wie kommt man wieder zurück?“ fragte Frau Professor Bräunlin, und abermals trat tiefe Stille ein.

„Na, also!“ sagte die Frau Prälat entschlossen und ging ins Nebenzimmer, um ihren Hut zu holen.

Alle verabschiedeten sich etwas rascher als üblich, der Männer wegen. Dann im Hof unten sahen sie noch der Prälatin und der Pfarrerin nach, die im Schatten des Klosterhoftors verschwunden waren. „Wenn die Prälatin dabei ist, wird es schon gehen,“ sagte zuletzt Frau Professor Gaum, um sich und die andern zu beruhigen. — — —

Von der Prälatin erfuhr man leider nicht, wie es gegangen ist. Daß die Frauen ein grausiges Abenteuer erlebt haben mußten, war nur zu gewiß. Frau Pfarrer Scheibler zitterte, sooft man darauf zu sprechen kam, und wußte auch nicht viel mehr zu sagen, denn sie wurde ohnmächtig und mußte mit Hilfe des Prälaten und des Nachtwächters Köberle ins Kloster zurückgebracht werden, wo sie nun doch die Nacht zubrachte. Was sie wußte, war das: „Als wir um die Klostermauer bogen und die Nordseite der Kirche voll im Gesicht hatten, stieg plötzlich zwischen dem dritten und vierten Fenster vom Chor gerechnet ein rotes Flämmchen an der Kirchwand in die Höhe. Das Ding war schauerlich anzusehen, wie ein dicker runder Kopf ohne Gesicht, und darunter, wo etwa das Herz sein sollte, das Flämmchen und sonst nichts. Es erhob sich ziemlich rasch Dann war's, als ob es sich besänne, und plötzlich nahm es seinen Weg langsam gerade über unsre Köpfe weg, dem Blautopf zu. Man sah es so deutlich, wie ich meine Hand sehe, wenn ich sie über den Kopf halte. Es war ungefähr so groß wie ein Krauthäuptle und kam aus der Kirche; das kann ich beschwören. Schon wie es an der Mauer aufstieg, fühlte ich mich so schwach, daß ich mich an der Frau Prälat halten mußte; und glaubt mir, sie mag's gestehen oder nicht, sie zitterte auch wie Espenlaub. Wie es aber gerade über uns stand, da verging mir Hören und Sehen. Ich werde mich wohl auf den

Boden gesetzt haben, denn mein Rock war noch am andern Tag über und über staubig, namentlich hinten. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Sofa in Prälats schöner Stube. Die Prälatin und er und der Nachtwächter Köberle standen um mich herum, und der Herr Prälat rief einmal über das andre ganz unhöflich: ‚O ihr Weiber! ihr Weiber!‘“

12 Ein Ende mit Schrecken

Noch acht Wochen! Die Jungen durften sich nichts merken lassen, wenn sie nicht wegen mangelnden Dekorums karieren wollten, aber trotzdem ging eine sichtliche Erregung, ein Gefühl nahender Befreiung durch das Kloster. In weniger als zwei Monaten mußte die Promotion Blaubeuren verlassen, um in die höhere Klosterschule Bebenhausen überzusiedeln. Man wußte es zwar von älteren Brüdern und Vettern, daß der dortige Prälat ein ganz andrer Herr war als der gute, ängstliche Kleß, der sich selbst nur durch den Schein der Härte aufrecht erhielt, auch daß sich die Wälder um Bebenhausen mit dem herrlichen Blautal nicht messen konnten, allein für die Jugend genügt die Aussicht auf Wechsel, um die Hoffnung in allen Farben schillern zu lassen. So freute sich die junge Schar, wenn auch nur heimlich, und man hatte auf dem Dorment schon lange nicht mehr so viele fröhliche Gesichter, im Kreuzgang und Klosterhof so viele munter plaudernde Gruppen gesehen als in den Tagen des zweiten Spätsommers, den sie in Blaubeuren verlebten.

Berblinger machte eine Ausnahme. Er schien verschlossener als je und ging wie träumend unter den andern umher. Im Hörsaal hing er halb schlafend über seiner hebräischen Grammatik oder seiner griechischen Chrestomathie, und nicht bloß der grimmige

Gaum hatte ihn in letzter Zeit mit einer donnernden Philippika über die unausbleiblichen Folgen unverbesserlicher Zerstreutheit aufzurütteln. An seinem Arbeitspult in der Erkerstube — die Museen hatten ihre Namen — malte er unerklärliche Figuren auf den Rand seiner Schreibhefte, die er erschreckt wieder herauszuradieren versuchte, oder bedeckte die Pultdeckel mit dem Anscheine nach bedeutungslosen Zahlen. Selbst seinem Freund Fischer, der ihn für krank hielt, wurde es zu bunt. Bleich genug war er, und Fischer wußte, daß er nachts stundenlang sein Bett verließ und sich wie ein Gespenst auf dem Dorment umhertreiben mußte. Da ihn aber Berblinger erregt und fast ängstlich gebeten hatte, ihn in Ruhe zu lassen, es werde schon besser werden, ließ er sich den eignen Schlaf durch die Sorge um den Freund nicht länger rauben und schlief wie die übrigen acht Zöglinge in der „Glockenkammer“ den gesunden Schlaf der Jugend, den jener besser hätte brauchen können als er.

So ruhten sie trotz des hellen Mondlichts, das sich durch die niederen Fenster über die zehn schmalen Betten ergoß, als sich Berblinger wieder einmal aufrichtete und lauschte. Es drohte keine Gefahr. Sie schnarchten, die einen laut, die andern leise, und die zwei ihm Nächstliegenden, die er absichtlich vorsichtig anstieß, schliefen lautlos, aber fest wie Murmeltiere. Rasch kleidete er sich an und schlich auf den Zehenspitzen nach der Türe. Sie knarrte laut, und er hielt einen Augenblick still. All das geschah, als ob er es schon zehnmal getan hätte, ohne Aufregung, geschäftsmäßig. Nur einer der Schläfer brummte etwas von unmenschlich frühem Aufstehen und drehte sich mürrisch der Wand zu. Berblinger schloß jetzt die Türe hinter sich und ging leise, aber entschlossen nach dem hinteren Ende des finsteren, holzgewölbten Ganges, wo derselbe, scharf nach links abbiegend, der Klosterkirche entlang läuft.

Dort stand er vor einem altertümlichen Seitentörchen still, unter dessen Spitzbogen in Stein gehauen und trotz der Dunkelheit erkennbar die heilige Veronika ihm das Schweißtuch des Erlösers entgegenhielt. Die Türe war aus Eichenholz, schwarz vom Alter, zwei rostzerfressene Riegel hatten längst keinen Halt mehr im Gemäuer, ein wunderliches Schloß schien seit ein paar Jahrhunderten unberührt geblieben zu sein. Der Junge zog einen gekrümmten Nagel aus der Kutte, steckte ihn ins Schlüsselloch und drückte und drehte ihn eine Zeitlang hin und her, ohne Ungeduld, als wäre er seiner Sache sicher. Nun schnappte etwas, so laut, daß es im Gang ein Echo wachrief und er wieder lauschend stehen blieb. Die Stille wurde nicht weiter gestört, das Türchen aber zeigte eine schwarze, klaffende Spalte und drehte sich langsam und lautlos in seinen Angeln, als wäre es erst kürzlich geölt worden.

Am Ende eines kurzen engen Ganges fiel aus drei kleinen gotischen Fensteröffnungen ein matter Schein in das tiefe Dunkel, das ihn umgab. Er trat rasch vor eines dieser Fensterchen und sah in das Kirchenschiff hinab, das durch die großen Chorfenster vom Mond fast taghell erleuchtet war.

Er befand sich in jenem eigentümlichen, erkerartigen Ausbau, der in den meisten Klosterkirchen der alten Zeit zu finden ist und dazu diente, dem Abt die durch die Regeln gebotene Anwesenheit bei den Messen zu gestatten, ohne daß er sich selbst in das Gotteshaus hinunter zu bemühen brauchte. Mit der Reformationszeit war die Blaubeurer Klosterkirche außer Gebrauch gesetzt worden und an ihre Stelle die Kirche des Städtchens getreten. Auch war bekanntlich in den folgenden Jahrhunderten der Sinn für die Schönheiten der mittelalterlichen Kirchenbauten geschwunden. So waren auch hier Syrlins zierliche Chorstühle tief mit Staub bedeckt und dem Zerfall nahe, der später wieder berühmt gewordene Hochaltar unter Brettern und Balken eines

alten Baugerüstes begraben, die Orgel von der eigentümlichen Empore im Querschiff verschwunden. Dieses Querschiff, das nach Norden hin die Kapelle der heiligen Ursula enthalten hatte und mit seinem südlichen Flügel in den eigentlichen Klosterbau einschneidet, trennt die Kirche in zwei Teile: den östlichen Chor und das westlich sich anschließende geräumigere Schiff mit seinen nach innen springenden Pfeilern, das heutzutag in eine Turnhalle umgestaltet ist. Seit Jahren hatte die Frau Prälat und, in beständigem Kampf mit ihr, der Klosterverwalter Hofrat Scholl von diesem stattlichen Raum Besitz ergriffen, während sich um die Chorseite niemand zu kümmern schien. In jenem brachte der Hofrat alte Fässer, die Kutsche des Prälaten und zwei zerbrochene Schlitten, ja selbst etliche Pflüge und Eggen unter, die in früheren Zeiten vom Kloster gebraucht worden waren. Die Frau Prälat benutzte die verweltlichte Halle, um an Regentagen Wäsche zu trocknen und im Sommer über Nacht Betten aufzubewahren, die während des Tags vor ihrer Wohnung gesonnt wurden. Von der früheren Heiligkeit des Orts war nichts mehr zu verspüren, so daß in dieser Hinsicht Verblinger kein Sakrilegium beging, als er eine Waschleine, die auf dem Altan versteckt gelegen hatte, am Steinwerk befestigte, sich durch das Fensterchen drängte und mit der Gewandtheit eines Jungen, der sich auf bösen Wegen befindet, an dem Strick auf den Boden der Kirche hinabglitt.

Er hatte offenbar Großes vor und ging mit einer Sicherheit und Bestimmtheit zu Werk, die ihm niemand zugetraut hätte, der ihn über seinen lateinischen Argumenten und griechischen Hebdomadarien hatte seufzen sehen. Zunächst schob er etliche schwere Bretter, die gegen die Rückseite des Hochaltars gelehnt waren, auf die Seite. Unter denselben lagen drei kleine zerdrückte Papierkugeln, die er mit dem Fuße wegstieß, um eine mehr als mannslange Masse ähnlichen Papiers hervorzuziehen,

welche er sorgfältig ausbreitete. Sie hatte die Form eines plattgedrückten Schlauchs oder Sacks. Mit großer Vorsicht trug er den rätselhaften Gegenstand nach der Empore am andern Ende des Chors, von deren Geländer ein Bindfaden herabhing, den er wohl bei früherer Gelegenheit angebracht hatte. Ein paar gefährlich wackelnde Böcke, die Maurern gedient haben mochten, ermöglichten es ihm, das herabhängende Ende der Schnur zu erreichen und den Papierschlauch daran aufzuhängen, so daß sein unteres Ende etwa einen Meter vom Boden entfernt war. An diesem Ende befand sich ein rundes Loch, durch das er mit dem Arm und schließlich mit dem ganzen Oberkörper in das Innere des Papiermantels schlüpfen konnte und denselben nach allen Seiten ausbauschte. Das wunderliche Ding nahm mehr und mehr die Form einer unregelmäßigen Kugel oder eines riesigen Kopfes an, der auf zwei Beinen stand. Wer es in diesem Augenblick inmitten des gespenstig erhellten Kirchenchors gesehen hätte, wäre nicht ohne einen gelinden Schrecken davongekommen. Einem späteren Geschlecht wäre es allerdings kaum zweifelhaft gewesen, daß es sich um einen Ballon handelte, der auf seine Füllung wartete.

Berblinger schlüpfte jetzt heraus und betrachtete sein Werk mit einem Gefühl von Stolz und Erwartung, das seinen Augen einen seltenen Glanz gab und das Rot auf seine bleichen Wangen trieb.

Von der Mitte der Papierhülle hingen Bindfäden bis zur Erde herab. Sie wurden an Stiften befestigt, die in einem auf dem Boden liegenden runden Brett staken, auf das er jetzt mehrere Backsteine legte. All diese Gegenstände brachte er hinter dem Hochaltar hervor, wo er ein förmliches Magazin angelegt zu haben schien. Der Rand der Oeffnung am unteren Ende des Schlauchs war durch eine kreisförmig zusammengebundene Weidengerte verstärkt, von der ebenfalls Bindfäden herabhingen. An diese befestigte er jetzt den blechernen Deckel eines Topfs,

und zwar so, daß dessen hohle Seite nach oben gekehrt war. Auch dies schien ihn lebhaft zu befriedigen. Mit leichten, leisen Schritten eilte er wieder hinter den Altar und kehrte mit einem Steinkrug zurück, aus dem er in den als Schale dienenden Deckel eine stark riechende Flüssigkeit goß. Es war roher Zwetschgenbranntwein, den er durch Buschs Vermittlung von einer gutherzigen Wirtin in Sonderbuch erhalten hatte, die sich nicht wenig über die Entartung der künftigen Seelsorger des Landes entrüstete: „Bier — ja! so viel sie wollten und bezahlen konnten, aber Schnaps!" — Und nun ging es ans Feuerschlagen, und auch das gelang, obgleich nicht ohne Mühe. Ein kleines Flämmchen glimmte zwischen seinen Fingern, und einen Augenblick später brannte eine große blaue Flamme ruhig unter dem Ballon, vor dem er sich, um sie besser beobachten zu können, auf die Knie warf. Man hätte vermuten können, ein Feueranbeter sei in die alte Klosterkirche geraten.

Es war der fünfte und der weitaus größte Ballon, den er heimlich zusammengeklebt hatte. Sie waren stetig gewachsen, und alle hatten bisher im Augenblick ihres Aufstiegs den Weg durch das zerbrochene Fenster genommen, das die Ursache eines lebhaften Luftzugs in dieser Richtung war. Bei den vorangegangenen Versuchen war es ihm nur darum zu tun, die von der verdünnten heißen Luft getragenen Kugeln emporsteigen und dann fliegen zu sehen. Diesmal sollte ihre Tragfähigkeit geprüft werden, denn auch er wollte schließlich, wenn einmal die Klostermauern hinter ihm lagen, Ballons bauen, die ihn selbst über alle Berge trügen, auch wenn er irgendwo auf der Alb Landpfarrer geworden wäre. Dann erst recht! Von oben herunter, wie ein Engel vom Himmel, gedachte er seinen Mitmenschen zu erklären, daß eine neue Zeit angebrochen sei und daß sie alle in Zukunft frei vom Erdenstaub durch die Lüfte fliegen könnten, wenn sie nur wollten.

Jetzt setzte er sich auf einen der bresthaften Böcke und sah mit leuchtenden Augen, wie sich die Hülle langsam dehnte, als wäre es ein lebendiges Ding, wie hier eine Beule, dort eine Falte verschwand und das Ganze mehr und mehr eine hübsche kugelige Gestalt annahm. Das hatte er seinem geliebten Lehrer Zeller zu danken, der ihm gezeigt hatte, wie sich die Form der einzelnen Papierstreifen, aus denen die Ballonhülle bestand, berechnen ließe. Selbst an Professor Gaum dachte er zum erstenmal mit Vergnügen. Dieser hatte ihnen erst gestern gesagt, daß der Philosoph Zeno die Kugel für die vollkommenste Gestalt im Universum erkläre und daß sich deshalb die höchsten und vollkommensten Geister auf andern Welten zweifellos in Kugelform materialisierten. War nicht auch seine Geistesarbeit im Begriff, mehr und mehr eine Kugelform anzunehmen?

Von Zeit zu Zeit speiste er das Feuer unter dem Ballon mit ein paar Löffeln frischen Branntweins, das dann hoch aufflammte und den Ballon in leises Schwanken versetzte. Bereits hing derselbe nicht mehr an dem ihn von oben haltenden Bindfaden, welcher ganz schlaff geworden war, sondern umgekehrt an den sechs Schnüren, die ihn mit dem belasteten Brett am Boden verbanden.

‚Wie er fett geworden ist,‘ dachte der junge Erfinder, leise lachend, ‚und dabei sieht es aus, als ob er atmete wie ein lebendes Wesen. Aber das alles ist nur ein Anfang. Wenn ich einmal die Klostermauern hinter mir habe, sollen ganz andre Dinge gebaut werden. Was ich jetzt mit Müh und Not und in hundert Aengsten zusammenbringe, ist, was der berühmte Montgolfier längst vor mir gemacht hat. Schweben, vom Wind getragen werden, wohin es dem Wind beliebt, das kann jede Feder, jeder Strohhalm, jedes Wölkchen. Ohne Zweifel muß man von einem Ding wie ein Ballon getragen werden, dann aber gilt es zu fliegen, nicht wo der Wind, sondern wo der

Wille hinweist. Das soll mein Ziel sein! Dann erst hat die Sache Bedeutung für die Menschen, die wollenden, freien!‘

Nun aber war es Zeit. Der Ballon schwebte; seine Hülle fühlte sich fast heiß an. Berblinger stieg auf den Bock, auf dem er gesessen hatte, und schnitt den Bindfaden durch, der schlapp von der Decke hing. Dann rückte er das Brett mit den Ziegelsteinen nach der Mitte des Chors. Der Ballon schwankte hin und her, wie wenn er sich von seinen Fesseln befreien wollte. Er schwebte nun mitten im Mondlicht, das durch die südlichen Chorfenster hereinfiel. Mattblau, aber groß und unruhig brannte die Flamme, die ihm Leben gab. Es war herrlich und doch ein wenig grausig anzusehen. Der Junge zitterte jetzt ein wenig und sein Herz schlug fast hörbar.

Nun nahm er einen Backstein von dem Brett und jetzt den zweiten. Mit dem dritten hob sich der Ballon lautlos, langsam, feierlich — mannshoch — zweimal mannshoch. Berblinger stand da, andächtig nach oben starrend, als ob ein Wunder vor ihm aufstiege. Er vergaß nach dem Bindfaden zu greifen, an dem er ihn zurückziehen wollte. Das Ende der Schnur hing schon hoch über seinem Kopf, als ihm dies einfiel.

Und nun, in mehr als halber Höhe des Chors, machte der Ballon eine seitliche Bewegung und zog, ohne anzustoßen, über die Empore weg nach dem westlichen Schiff der Kirche. Bebend vor Aufregung lief Berblinger unter der Empore durch, trat die morsche Türe ein, die den Chor von dem Schiff trennte, und bemerkte emporsehend, wie der Ballon plötzlich wieder zu steigen begann und sein blaues Flämmchen wie ein großes Irrlicht schon die Sparren des Dachstuhls erhellte.

Jetzt stieß er an und neigte sich, wie nach einem Ausweg suchend, bald nach links, bald nach rechts. Starr, mit dem Gefühl, daß er träume, sah dies Berblinger. Und jetzt — ein

jäher Schreck! — stürzte blaues Feuer wie Wasser von oben herunter und droben schlug eine große rote Flamme in die Höhe, aus der Fetzen von Feuer nach allen Seiten hinausschossen.

Gleichzeitig wurden außerhalb der Kirche Stimmen laut: Feuer! Feuer! — wütendes Rütteln am Hauptportal, dann dumpfe Schläge und das krachende Einbrechen eines Torflügels.

Berblinger sank auf die Knie, schloß die Augen und drückte sein Gesicht auf die Steinplatten. Die ganze Welt schien ihm in Flammen zu stehen. Er wußte für den Augenblick nicht mehr, was er tat, noch was ihm geschah.

*

„Sebastian!“ hatte eine halbe Stunde zuvor aus dem Schlafzimmer der Prälatur eine energische und keineswegs ruhebedürftige Altstimme gerufen; aber der Ruf verhallte, ohne irgendwelches Zeichen der Erwiderung zu wecken. Im Gegenteil: der Prälat beugte sich nur noch tiefer über das dickleibige Manuskript, in dem er sein Lebenswerk sah: „Die Synonyma der lateinischen Prosaiker in doppelter alphabetischer Anordnung mit erklärenden Bemerkungen bezüglich der Sinnesunterschiede besagter Synonyma.“ Dabei stellte er sich, obgleich er wußte, daß ihn niemand beobachtete, als ob er nichts gehört hätte.

„Sebastian! Zehn Uhr!“ rief es wieder, lauter, ärgerlicher.

Das Werk war vollendet. Er war im Begriff, die letzte Feile an die in tadellosem Latein verfaßte Widmung an Seine Erlauchteste Hoheit den Kurfürsten Friedrich I. von Württemberg zu legen. Selbst diese feierliche nächtliche Stunde, in der er gewissermaßen in Gegenwart seines Allerhöchsten gnädigsten Herrn stand, sollte nicht ganz ungestört sein eigen sein. Er legte die Feder weg und lauschte. War es wirklich ernst?

„Sebastian, wenn du nicht gleich kommst, komme ich!" tönte es jetzt aus dem Schlafgemach, aber im selben Augenblick schmetterte auch der dünne Klang einer zersprungenen Glocke durch das ganze Haus.

„Siehst du!" antwortete endlich der Gemahl im Ton eines unschuldig Verurteilten. „Siehst du, wie gut es ist, daß ich noch auf bin. Aber wer um Gottes willen kann das sein?"

Er öffnete einen Fensterflügel und rief mit ärgerlicher Stimme:

„Wer ist unten? — He, wer läutet denn noch so spät?" und damit begann ein unverständliches längeres Parlamentieren mit einer erregten, zweifellos weiblichen Stimme. Wohlanständig bekleidet, aber allerdings in einem Negligé eigenster Bauart, trat jetzt die Frau Prälat unter die Türe ihrer Kemenate.

„Na, wer ist denn drunten?" fragte sie ungeduldig.

„Des Hofrats Rosine!" erklärte der Prälat, den Kopf hereinziehend, um ihn sofort wieder hinauszustrecken.

„Aber was ist denn los?" fragte seine Frau mit wachsender Dringlichkeit.

„Sei still! Es sei wieder hell — drüben!" versetzte der Gemahl, diesmal nach außen sprechend.

„Dann laß mich hin!" Damit griff sie nach den herabhängenden Gürtelbändern seines Schlafrocks und zog ihn vom Fenster zurück, wie ein gutes Ackerpferd, das man am Feldende wendet. Ebenso gehorchte er.

Nun nahm die Besprechung eine scharfe Wendung und war laut genug, um von jedermann verstanden zu werden. Auch war es jetzt von unten eine männliche Stimme, die eingriff.

„Bitte, öffnen Sie! Ich muß den Herrn Prälat sprechen," sagte die Stimme unhöflich.

„Aber es geht schon gegen elf Uhr."

„Es ist fünf Minuten nach zehn, und ich muß den Herrn Prälat sprechen;" dies mit sehr scharfer Betonung von „muß" und „Herrn".

„Er schläft schon!" rief die Prälatin nach außen und sodann leiser nach innen: „Es ist der Hofrat. Du schläfst schon."

Dem Hofrat gegenüber war nach altem Herkommen jede Kriegslist erlaubt.

„Bitte, ihn zu wecken," tönte es zurück. „Ich muß ihn sprechen und zwar sogleich, amtlich."

„Hat man je etwas dergleichen erlebt?" fragte die Prälatin mit zornerstickter Stimme und stampfte auf den Drücker, der die Haustüre öffnete. „Ich hoffe, du wirst ihn lehren, was er der Prälatur schuldig ist, Sebastian. Ich bitte mir aus, daß du es ihm so sagst, daß er es nicht mißverstehen kann."

Aber schon klopfte es an der Zimmertüre. Die Frau Prälat machte eine Bewegung, als ob sie das Schlachtfeld räumen wollte, erinnerte sich jedoch noch rechtzeitig ihres natürlichen Mutes und beschloß, dem Gegner zu trotzen, obgleich nur mangelhaft bewehrt. Es war in der Tat der Hofrat und Klosterverwalter Scholl in eigner Person und hinter ihm Rosine, mit einer großen Stallaterne. Er war sichtlich sehr aufgeregt.

„Herr Prälat," begann er schon auf der Schwelle, „ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es in Ihrer alten Kirche wieder — hm — spukt."

„Es wäre gut," versetzte die Prälatin, „wenn Sie Ihre Hühner besser im Auge behielten, als Dinge, die uns betreffen. Sie haben mir gestern wieder den Salat abgefressen."

Der Hofrat hatte die Rücksichtslosigkeit, dies völlig zu überhören. Er fuhr fort:

„Rosine, unsre hier anwesende Magd, bemerkte die unerklärliche Helle schon vor einer halben Stunde, und soeben kommt

auch der Nachtwächter Köberle mit einer ähnlichen Meldung. Ich würde die Angelegenheit längst untersucht haben, wenn sich nicht die Schlüssel zur Kirche seit 1792 in Ihren Händen befänden, Herr Prälat. Ich dringe aber nunmehr darauf, kraft meines Amtes als Klosterverwalter, daß die Angelegenheit untersucht wird."

„Da ist nichts zu untersuchen," antwortete die Frau Prälat. „Ich habe selbst heute nach dem Sonnen meine Betten hineinlegen lassen. Es ist alles in Ordnung. Das muß ich doch wissen — Herr — Herr Hofrat!"

„Ich bitte Sie dringend, der unheimlichen Sache auf den Grund zu gehen," drängte Herr Scholl hartnäckig. „Meine Frau leidet an Schlaflosigkeit, seitdem uns diese Spukgeschichte beunruhigt. Sie können sich denken, wie unangenehm dies ist."

„Ja, muß ich denn?" fragte der Prälat. „Wo sind die Schlüssel? Aber es ist ja schon weit über zehn Uhr, wenn ich recht weiß."

„Gut!" sagte die Prälatin entschlossen. „Mir liegt selbst daran, daß die Frau Hofrätin besser schläft. Wartet einen Augenblick. Ich muß doch wohl etwas anziehen." — —

Vor der Haustüre fanden sie bereits drei weitere Leute: den Nachtwächter Köberle, den Oberfamulus Leuze und den Stadtschultheißen, der zufällig nach einem Extraschoppen in der Rappenmühle auf dem Heimweg begriffen war.

„Es war heute heller als jemals," sagte er unruhig. „Ich glaube nicht daran, natürlich; aber es war zweifellos heller als vor acht Tagen, trotz des Mondlichts. Mehr bläulich."

„Ich habe die Schlüssel. Vorwärts!" befahl die Prälatin.

In der Tat, die zwei Kirchenfenster rechts und links vom Seitengiebel des Hauptschiffs, die von Rechts wegen pechschwarz hätten sein sollen, zeigten einen lichten, blaugrünen Schimmer,

und dies, bemerkte der Schultheiß flüsternd, soweit es sein Bierbaß gestattete, war die Südwestseite der Kirche und nicht der Chor, wo der eigentliche Spuk hause. Die Frau Prälatin schritt jedoch entschlossen voran, ohne ein Wort zu sprechen, dem Kirchenportal zu. Etwas zögernd folgte die übrige Gesellschaft, an die sich jetzt auch der Klosterschneider und der Stadtbüttel angeschlossen hatten. Der Unterfamulus Möhrle, nach dem der Prälat mehrmals rief, war, wie Leuze vermutete, noch in der Rappenmühle beim Bier.

„Hab' ich recht?" fragte Rosine den Schneider, nach den Fenstern deutend. „Ich gehe keinen Schritt weiter."

„Du bist halt eine alte Gans!" erwiderte dieser grob, blieb aber selbst stehen und lehnte sich gegen die Gartenmauer, die bis an das Portal den grasbewachsenen Weg entlang läuft.

Und nun geschah etwas, von dem man noch nach Jahrzehnten in Kloster und Stadt zu erzählen wußte. Die Prälatin schrie auf: „Jesus Christus!" und griff nach dem Arm ihres Mannes. Aus den beiden Giebelfenstern der Kirche wehte eine blutrote Glut, als ob der Dachstuhl in Flammen stände, und hinter der Kirche schrie jemand — es war der Unterfamulus Möhrle — „Feuerjo, Feuerjo!" als ob er am Spieße stäke.

Nur für einen Augenblick hatte die Prälatin die Fassung verloren; dann stürzte sie vorwärts und ihr Mann — es sei zu seiner Ehre gesagt — ihr nach. Auch der Hofrat bewies, daß er ein Mann war, und alle drei rissen sich wechselweise den Schlüssel aus den Händen und bemühten sich minutenlang, ihn in ein falsches Schlüsselloch zu stecken, dessen rätselhaftes Dasein schon oft besprochen worden war. Mittlerweile schrie Möhrle hinter der Kirche noch immer Feuer! Feuer! schien sich aber nicht von der Stelle zu rühren. Der Schneider war auf den Boden gesunken und wehrte sich gegen Rosine, die ihn auf die Beine stellen wollte, und die düstere rote Glut fuhr fort, aus

den beiden Fenstern in die Nacht hinauszustrahlen. Jetzt antwortete auch im Städtchen ein Feuerjo! dem Gebrüll hinter der Kirche und ein grauenhaftes Blasen auf einem vorsintflutlichen Horn heulte durch das Tal. Nun kamen zwei, drei weitere Leute gelaufen, voran im Hemd der Klosterküfer, ein baumstarker Mann mit braunrotem Gesicht, der übrigens in seinem Element zu sein schien. Mit einem Blick sah er die drei Spitzen der Klostergesellschaft sich vergebens am Kirchenschloß abarbeiten, riß einen neben dem Portal stehenden Waschpfosten aus dem Boden und rannte mit ihm, ihn wie einen Speer gebrauchend, gegen das Tor. Dreimal donnerten die dumpfen Schläge durch die Nacht und weckten ein unheimliches Doppelecho vom Fuchsfelsen und vom Rucken herüber. Dann stürzte ein Torflügel krachend nach innen.

Alle blickten nachdringend mit gierigem Entsetzen in das Innere der Kirche. Oben im Gebälk des Dachfirstes brannte eine unheimliche weiße Gestalt, die sich wie in Höllenqualen hin und her wand, und sandte flatternde Feuerfetzen nach unten. Es war wie die umgedrehte Hölle, erklärte Rosine nachträglich. In der Mitte des Schiffes kniete ein kleiner Mann, den man an der schwarzen Kutte als einen Klosterschüler erkannte, was dem Prälaten seine Würde und seinen ganzen Mut wieder gab. Die Prälatin aber schrie zum zweitenmal laut auf und stürzte vorwärts: „O, meine Betten! meine Betten!“ Rasch entschlossen ergriff sie ein am Boden liegendes Brett und schlug auf die Flämmchen, die bereits da und dort recht ansehnliche Löcher in den weißen Zeug von Kissen und Decken gebrannt hatten und die Kirche mit dem fürchterlichen Geruch von verbrannten Federn erfüllten. Auch draußen wurde es lebendiger. „Wasser! Feuer! Wasser!“ schrie es durcheinander, und jetzt hörte man wildes Gerassel. Mit unerhörter Geistesgegenwart und ganz ohne Weisung der zuständigen Behörde — es war damals eben

doch noch Initiative im Volke — hatte der Ortsbüttel vier Bürger gesammelt und die neue Stadtspritze persönlich herangefahren. Allerdings, als sich das Freiwilligenkorps mit fieberhaftem Eifer daran machte, die Maschine in Bewegung zu setzen, wurde entdeckt, daß das Mundstück des Spritzenschlauchs abgeschraubt und nirgends zu finden war. In einem dicken Strahl quoll das Wasser der nahen Blau aus dem Rohr, konnte aber mit aller Anstrengung nur fünf Zoll hoch getrieben werden. Zum Glück war der Höhepunkt der Gefahr vorüber und die jetzt herbeiströmende Menge, deren mangelhafte Bekleidung selbst aus Herrn Professor Gaum eine komische Figur gemacht hatte, sah nur noch den Dachstuhl der Kirche in schwärzlichen Rauch gehüllt, die glimmenden Löcher in den Betten der Frau Prälat und Berblinger, den der Oberfamulus Leuze mit eisernem Griff am Arm hielt und dem Prälaten zuführte.

„Was soll mit dem Verbrecher geschehen?“ fragte er dumpf.

„Es geht schon gegen zwölf Uhr,“ sagte Kleß mit bebender Stimme. „Die äußerste Gefahr scheint überwunden zu sein. Heute ist Gott sei Dank nichts mehr zu machen. Führen Sie den entmenschten Jüngling, diesen zweiten Herostratos, direkt ins Karzer und sehen Sie, daß gut abgeschlossen wird. — Ei, ei! hier kommt endlich der Unterfamulus. Möhrle, geh Er mit und seh' Er auch, daß gut abgeschlossen wird. Sie dürfen ganz beruhigt sein, Herr Hofrat, der Kasus wird gründlich untersucht werden. Wünsche wohl zu ruhen. Komm, Maria, es geht stark auf zwölf Uhr.“

*

Die Untersuchung gestaltete sich überaus schwierig und zeitraubend, obgleich Berblinger, wie der Prälat betonte, schon bei seiner ersten vorläufigen Vernehmung vor dem Lehrerkonvent

nicht nur aufrichtige Reue, sondern auch sichtlich das Bestreben an den Tag legte, durch ein rückhaltloses Geständnis seine Lage zu verbessern. So wenigstens erklärte sich Professor Gaum diese Bereitwilligkeit des Inkulpaten. Allein dieses Geständnis, an sich voll von Unerklärlichkeiten, brachte so viele Nebenumstände ans Tageslicht, die für sich die schwersten Vergehen gegen die Klosterordnung vermuten ließen, und die Motive, die der Alumnus Berblinger für seine fortgesetzten, mit unerhörter, man kann sagen, diabolischer Hinterlist ausgeführten Uebertretungen angab, waren gänzlich unglaubwürdig. Auch drohte der Sache durch den Fall Fischer eine weitere höchst unliebsame Verwicklung. So mußten nicht weniger als dreizehn Sitzungen des Konvents abgehalten werden und es vergingen trotz der angestrengtesten Arbeit, die den Prälaten sowohl als Professor Bräunlin vorübergehend aufs Krankenlager warf, drei Wochen, ehe das Protokoll, betreffend die durch den Alumnus Berblinger hervorgerufene, am 6. August 1802 drohende Feuersbrunst in der alten Klosterkirche zu Blaubeuren, dem hohen Consistorio eingesandt werden konnte, wie solches in dem besagten Protokoll, Anhang 5, des näheren mitgeteilt und begründet wird. —

Während dieser Zeit wurde Berblinger selbstverständlich unter strenger Klausur gehalten, obgleich an ein Entweichen des Alumni nicht ernstlich gedacht werden konnte, und da für den erwähnten Zweck keine andre passende Lokalität aufzutreiben war, blieb er zunächst drei Wochen lang ein ständiger Insasse des Karzers. Zwar machte Hilfslehrer Zeller darauf aufmerksam, daß es immerhin gegen das übliche Verfahren und gewissermaßen gegen die Billigkeit verstoße, den noch nicht verurteilten Alumnus mit Inkarzerierung sozusagen im voraus zu bestrafen. Allein der Fall war so außerordentlich, daß auch außerordentliche Maßregeln angewendet und gebilligt werden konnten, namentlich solange die erkleckliche Sachbeschädigung an den

Betten der Frau Prälat noch nicht endgültig festgestellt werden konnte. So wanderte Berblinger während dieser drei Wochen vom Karzer in das Konventzimmer und von diesem ins Karzer zurück, und fand einen geringen Trost darin, daß er die erst vor kurzem neu getünchten Wände zum Staunen späterer Geschlechter mit einer Steuervorrichtung seines Ballons bemalen und mit diesbezüglichen Berechnungen bedecken konnte. Denn es wurden ihm schon am dritten Tag auf besondere Verwendung Zellers zwei Bleistifte, und auf gemeinsamen Vorschlag von Bräunlin und Gaum ein Neues Testament, eine griechische Chrestomathie und Ciceros Schrift De officiis zum Selbststudium zugestanden.

Zunächst aber mußte die Anmaßung der weltlichen Behörden, hinter denen, wie sich bald zeigte, der Hofrat Scholl stak, energisch zurückgewiesen werden. Dieselben suchten den Fall auf Grund der nicht zu leugnenden Sachbeschädigung an dem Bettzeug der Frau Prälat vor ihr Tribunal zu ziehen, obgleich sonst, vornehmlich an dem Dachstuhl der Kirche, ein nachweislicher Schaden nicht angerichtet worden war. Zum Glück ging man in diesem Punkte konform mit der Auffassung der Frau Prälat, die sich standhaft weigerte, als Klägerin aufzutreten, nachdem sie gehört, daß die Frau Hofrätin dies „bei ihrem Charakter“ für selbstverständlich erklärt hatte. Dagegen entstanden in andrer Richtung große und wiederholte Schwierigkeiten, da die Frau Prälat auf Grund ihrer Betten den Anspruch erhob, zum mindesten als Zeuge den Sitzungen des Konvents beiwohnen und die Untersuchung im einzelnen verfolgen zu dürfen. Selbst der Prälat sah hierin eine noch nie dagewesene Neuerung. „Principiis obsta!“ sagte er zu seiner Frau des öfteren und mit ungewohnter Energie. „Papperlapapp!“ entgegnete die Gattin in leichtfertigem Ton; „Obst ist keins da, es handelt sich um meine Betten.“ Das Lehrer=

kollegium blieb jedoch fest, und diese Differenz war hauptsächlich die Ursache, die den Prälaten aufs Krankenlager warf, so daß die Sitzungen des Konvents eine Woche lang unterbrochen werden mußten und der unglückliche Berblinger um so viel länger einem zweifelhaften, aber jedenfalls vernichtenden Schicksalsschlag entgegensah.

Der Junge selbst machte in der Hauptsache die wenigsten Schwierigkeiten. Er erklärte offen, daß er die Versuche des Luftschiffers Montgolfier, von denen er schon vor seiner Klosterzeit unterrichtet gewesen sei und die sogar im Landexamen zur Sprache gekommen, habe nachprüfen wollen. Der Hilfslehrer Zeller, der sich überhaupt bei dieser Gelegenheit zum Erstaunen der übrigen Herren etwas vorlaut benahm, obgleich ihm nur eine beratende Stimme im Konvent zugestanden werden konnte, erklärte unbefragt, daß sich hierin ein löblicher Zug der Forschung ausspreche. „Aber auf einem Gebiet," unterbrach ihn Professor Gaum scharf, „das der Alumnus zu betreten keine Berechtigung hatte, das eines künftigen Seelsorgers sogar als unwürdig zu bezeichnen ist." Des weiteren gab Berblinger zu, daß er seit längerer Zeit den Raum der alten Klosterkirche ins Auge gefaßt und einen Nagel krummgebogen habe, um durch das Cäcilientörchen in dieselbe einzudringen. Das alte Waschseil, mit Hilfe dessen er von dem Altan auf den Fußboden der Kirche und auch wieder zurück gelangt sei, habe er im Klosterhof gefunden, das Seidenpapier für seinen Ballon aus Ulm mitgebracht, Kleister und andre Utensilien während der Ausgangsfreiheit von Handwerkern im Städtchen entweder erbettelt oder gekauft. Es sei ihm dies dadurch ermöglicht worden, daß sein Gönner und früherer Lehrer, der Magister Krummacher zu Ulm, ihm während der Ferien einen Ulmer Gulden zu verehren pflege.

So weit war der Kasus klar. Große Schwierigkeiten da-

gegen bereitete es, festzustellen, auf welche Weise der Inkulpat in den Besitz des feuergefährlichen Spiritus gelangt war, da er hierüber alle näheren Angaben verweigerte. Zweimal, nach ernstlicher Mahnung und Androhung der strengsten Maßregelung, mußte er unverrichteter Dinge ins Karzer zurückgeführt werden. Obgleich nun die Verhandlungen unter dem Siegel allseitiger tiefster Verschwiegenheit geführt wurden, scheint dies vermutlich durch Frau Professor Gaum der Promotion bekannt geworden zu sein, denn der Alumnus Busch meldete sich am folgenden Tag freiwillig beim Professor ordinarius Bräunlin und bekannte, leider ohne Kundgebung gebührender Reue, den fraglichen Spiritus in Sonderbuch gekauft und dem Berblinger geschenkt zu haben. Selbstverständlich wurden ihm sofort zwölf Stunden Karzer bei Wasser und Brot zuerkannt, da aber das Karzer von Berblinger dauernd in Anspruch genommen war, mußte die ordnungsgemäße Bestrafung des Busch auf unbestimmte Zeit verschoben werden. Er karierte wenigstens bis zur Erledigung der Karzerstrafe, was dem vollblütigen Burschen gesundheitlich sehr zuträglich war.

Es kam nun auch zutage, daß Berblinger vor der Feuersbrunst sechs kleinere Versuchsballons angefertigt und zu verschiedenen Zeiten, aber natürlich immer nächtlicherweile hatte fliegen lassen und hierdurch die bekannte peinliche Erregung in Stadt und Land hervorgerufen hatte. Professor Gaum machte darauf aufmerksam, daß dieselbe nicht minder durch eine schriftliche Arbeit des Alumni Fischer geschürt worden sei, die außerhalb des Klosters eine ungehörige Verbreitung gefunden habe und schon deshalb nicht minder strafbar sei als die unsinnige Ballongeschichte. Ein Zusammenhang zwischen beiden gleich schweren Vergehen, von denen das eine auf materiellem, das andre mehr auf geistigem Gebiete sich abgespielt habe, sei mehr als wahrscheinlich. Er beantrage deshalb, den Alumnus Fischer

sofort zu vernehmen und beide Angelegenheiten gleichzeitig zu verfolgen.

Dies geschah. Abwechselnd standen jetzt Fischer und Berblinger vor dem hohen Konvent und versicherten vergeblich, daß jeder unabhängig vom andern auf den Weg des Verbrechens geraten war und daß beide Wege nach sehr verschiedenen Richtungen in die Irre führten. Dies wurde teilweise anerkannt. Während nun aber Professor Gaum den Fischer für den Schuldigeren hielt, den Bräunlin mit seiner Jugend und dergleichen zu entschuldigen versuchte, fand der letztere nicht Worte genug, das dunkle Treiben Berblingers zu verdammen, ganz abgesehen, fügte er bei, von den Betten der Frau Prälat. Was ihn besonders empöre, sei die Unwahrhaftigkeit des Inkulpaten Berblinger. Denn es sei doch ganz undenkbar, daß der junge Mensch selbst geglaubt habe, Papierkugeln mittels berauschender Getränke zum Fliegen bringen zu können, da doch allgemein bekannt sei, daß der Alkohol vielmehr in umgekehrter Richtung wirke. —

Doch dürfen auch die Lichtblicke, die in das Dunkel fielen, in dem der arme Berblinger wochenlang schmachtete, nicht unerwähnt bleiben. Schon seit dem zehnten Tag der Untersuchung wurde von unbekannter Seite täglich ein Körbchen köstlichen Frühobstes in sein Verlies gesandt. Möhrle stellte es schweigend auf das Tischchen, das man ihm seit dem dritten Tag gestattet hatte, war aber zu einer Erklärung nicht zu bewegen. Zuerst dachte der Gefangene an Fischers und Buschs Thusnelde. Später erfuhr er, daß die Frau Professor Gaum hinter dem Rücken ihres Mannes die heimliche Wohltäterin war und daß dies mit der vollen Zustimmung der Frau Prälat geschah, ja daß diese täglich zwei Tafelbirnen aus dem eignen Garten dazu beitrug. Noch einmal sei in dieser wahrheitsgetreuen Erzählung unglaublicher Ereignisse an das Wort unsers großen Schiller erinnert: Ehret die Frauen!

Für diese mildere Auffassung des Falles trat allerdings auch Fräulein Thusnelde aufs lebhafteste ein, welche den Spitzen der Klostergesellschaft gegenüber eine etwas andre Stellung einnahm, seitdem man entdeckt hatte, daß sie besser als irgend jemand die eingebrannten Löcher in den Kissenüberzügen der Frau Prälat zu „wifeln" verstand. Dieser Umschlag berührte sogar das rauhe Gemüt Buschs, der beschloß, wenn auch nicht sogleich, so doch mit dem Umzug der Promotion nach Bebenhausen ein neues Leben zu beginnen, um sich Thusneldens würdiger zu machen. So zeigte sich auch hier, daß aus einer Untat, die der allgemeinen Verdammung sicher ist, noch Gutes entspringen kann.

Endlich war das Protokoll aufgestellt und ins reine geschrieben. Alles vermochten seine achtundfünfzig Folioseiten allerdings nicht aufzuklären, doch gaben sie dem hohen Consistorio genügend Anhaltspunkte, einen allgemeinen Einblick in das unerhörte Vorkommnis zu gewinnen und das übrigens nicht zweifelhafte Urteil über den Schuldigen zu sprechen. Der Bescheid kam denn auch zum Erstaunen des Prälaten schon nach vierzehn Tagen, und zwar war er zum erstenmal — auch ein Zeichen der Zeit, bei dem sich das Erstaunen sämtlicher Lehrer in Entsetzen verwandelte — in deutscher Sprache abgefaßt. Tröstlich war, daß keiner dem Schriftstücke den Einfluß der Klassizität in Geist und Form abzusprechen vermochte. Es bestand zwar nur aus achtzehn Paragraphen gegenüber den zweiundvierzig der Anklageschrift; dennoch würden es die Grenzen des vorliegenden Werkes nicht gestatten, dieses klassische Dokument in extenso mitzuteilen. Möge als Beweis, wie wenig Prälat Kleß Ursache hatte, sich über den hereinbrechenden Geist der Neuzeit zu beklagen, wenigstens sein letzter und für Berblingers Los entscheidender Paragraph hier eine Stelle finden.

„§ 18. Nachdem in obigem, vornehmlich in den §§ 2 bis 4, 9 und 12 bis 17 hinlänglich dargetan, daß eine die alte Klosterkirche zu Blaubeuren gefährdende Feuersbrunst stattgefunden, solche wertvolles Eigentum Privater (i. e. des Herrn Prälaten Kleß und dessen Ehegattin Maria geborene Köstlin) sowie des Fiskus (Schwärzen und vermutlich teilweises Verkohlen mehrerer Balken im Dachstuhl besagter Kirche) beschädigt respektive zerstört und unbrauchbar gemacht hat, sowie daß die Entstehung dieser Feuersbrunst keineswegs als zweifelhaft bezeichnet werden kann, sondern im Gegenteil auf schier unerklärliche Manipulationen des Alumni Berblinger zurückgeführt werden muß, und derselbe, vorausgesetzt, daß sein Geisteszustand als normal oder wenigstens annähernd normal zu betrachten wäre, er somit für seine Handlungen auch moralisch verantwortlich zu machen ist; nachdem ferner feststeht, daß sich derselbe Berblinger im Anschluß hieran eine Reihe schwerer Vergehen gegen die Klosterordnung, ja gegen wohlweislich in Kraft stehende Landesgesetze, wie die Anfertigung und Benutzung eines krummgebogenen Nagels zum Oeffnen einer amtlich verschlossenen Türe, das Verlassen des Schlafsaals und das Umhertreiben auf dem Dorment zu unerlaubten Stunden, das Entwenden und der unerlaubte Gebrauch eines angeblich gefundenen Waschseils, das unzulässige Betreten eines außer Gebrauch gesetzten Gotteshauses, der heimliche Besitz beträchtlicher Mengen von Seidenpapier, Kleister und Bindfaden, über deren Erwerb das Protokoll leider nicht den genügenden Aufschluß erteilt, der verbotene Erwerb, Besitz und Gebrauch von Spirituosen zu völlig unerklärlichen Zwecken (angeblich zur Verdünnung von Luft!) und endlich der kombinierte Gebrauch dieser sämtlichen Gegenstände und Machenschaften teils, wie anzunehmen, um Schrecken und berechtigte Furcht in der ruhigen, wenn auch abergläubischen Bevölkerung außerhalb des Klosters zu erwecken, teils schließlich um den mehrerwähnten

Brand im Dachstuhl der Klosterkirche zu verursachen, hat zuschulden kommen lassen, ist der dieser Vergehen überführte und im allgemeinen geständige Alumnus Berblinger aus Ulm respektive Ochsenwang für unwürdig zu betrachten, künftighin als Seelsorger der Landeskirche zu dienen, noch die Vorteile der hierfür instituierten Erziehung zu genießen, und wird die Prälatur von Blaubeuren unter Ausdruck des Befremdens darüber, daß sich solches in der ihr unterstehenden Klosterschule ereignen konnte, ohne zuvor entdeckt, sistiert und, soweit der Unfug stattgehabt, gebührend bestraft worden zu sein, wodurch wenigstens das öffentliche Aergernis eines von einem Studiosus der Gottesgelehrsamkeit angestifteten Kirchendachstuhlbrandes vermieden worden wäre, instruiert und angewiesen, den Berblinger ohne Zeitverlust aus dem Klosterverband auszuweisen und zu entfernen sowie von solcher Rejectio seinen Angehörigen in Kürze Mitteilung zu machen."

Am Tag nach Empfang dieses Konsistorialerlasses wurde derselbe in dem rasch zusammenberufenen Konvent verlesen, nachdem ihn Professor Gaum besseren Verständnisses wegen teilweise ins Lateinische übersetzt hatte. Hierauf wurde Berblinger durch den Oberfamulus vorgeführt und ihm vom Prälaten in bewegten Worten die Entscheidung der zuständigen Oberbehörde mitgeteilt. Nicht ohne Zeichen menschlichen Mitgefühls empfahl er ihn auf seinem künftigen dunkeln Lebensweg dem Schutz des Höchsten, vor dem er reumütig sein Vergehen bekennen und Besserung geloben möge. Den hohen Beruf, für den er bestimmt gewesen sei, habe er sich durch seine unglaublichen Verirrungen ein für allemal verscherzt. Möge er in Demut versuchen, einen andern Weg durchs Leben zu finden, auf dem es ihm mit Gottes Hilfe gelingen dürfte, den Seinen und seinen Vorgesetzten weniger Aerger und Sorge zu machen. Er sei aus dem Karzer entlassen und könne den Abend benutzen, seine

Habseligkeiten zusammenzupacken. Am folgenden Morgen, nach dem Präzieren, dem er noch beiwohnen dürfe, könne er sich in Gegenwart des Professors ordinarii von seinen Kommilitonen verabschieden, worauf der Oberfamulus Leuze das Dorment öffnen und ihn vor das Klostertor setzen werde.

So geschah's.

Doch auch der Hilfslehrer Zeller fand sich am andern Morgen am Klostertor ein, reichte ihm die Hand und schenkte ihm seinen eignen Euklid und einen Kronentaler zum Andenken. „Lassen Sie die Flügel nicht ganz hängen, Berblinger," sagte er weich. „Auf der andern Seite der Klostermauern ist auch noch eine Welt. Aber lassen Sie das Fliegen vorläufig sein. Für einen modernen Ikarus sind Sie zeitlebens zu jung."

Damit ließ er den Jungen neben seinem Waschkistchen stehen und ging mit tief gesenktem Kopf in den Klosterhof zurück. „Lassen Sie die Flügel nicht ganz hängen," hätte er zu sich selbst sagen können, ohne den Trost zu haben, den er Berblinger gegeben hatte.

*

Es war ein prachtvoller Spätsommermorgen. Berblinger durchstreifte zum letztenmal — zum erstenmal frei wie ein Vogel — das grüne, sonnige Tal. Er freute sich des stillen Glanzes der Natur und vergaß im ungewohnten Gefühl der Freiheit minutenlang den Druck, den ihm seine jüngsten Erlebnisse aufs Herz gelegt hatten. Es blieb ihm nichts übrig, als noch heute nach Ulm zurückzukehren und dort bei Onkel und Mutter sein Schicksal zu erwarten; aber er hatte Zeit. Es war Mittwoch, einer der zwei Wochentage der neuen Ausgangsfreiheit. Die Klosterschüler mußten nach Mittag aus ihrer Klause herauskommen, und von einem wenigstens, der ihm in diesen Tagen der Trübsal treu geblieben war, wollte er ohne

Ueberwachung des Ordinarius Abschied nehmen. Es war früh genug, sich um zwei Uhr auf den Weg nach Ulm zu machen.

Er umkreiste noch einmal den Blautopf und sah tief hinab in das geheimnisvolle Blau des unergründlichen, stillbewegten Wassers. Dann erkletterte er die Felsenzinnen des Rusenschlosses und blickte ins Tal: auf den Rucken mit seinem kleinen Trümmerhaufen, der nahe daran war, ganz zu verschwinden, auf die weißschimmernden Bleichwiesen, auf das trauliche Städtchen und auf Kloster und Klosterkirche, bei deren Anblick sich sein Herz zusammenkrampfte. Nein; es war schön, aber zu peinlich. Er mußte und wollte gehen.

Denn das alles war nicht der einzige Kummer, der ihn drückte. Am Abend zuvor hatte ihm der Prälat zwei Briefe eingehändigt, die während seiner Karzerzeit eingelaufen, ihm aber — „wie billig", meinte der Prälat — nicht ausgehändigt worden waren, um den Gang der Untersuchung nicht zu stören. Beide kamen von seinem alten Gönner, dem Pestilenziarius, und waren kurz genug. Der erste berichtete, daß seine Mutter ernstlicher erkrankt sei, der zweite, daß auch der Sanitätsrat Bühler Bedenken äußere, da die schleichende Krankheit, die sie schon seit Monaten quäle, eine immer ernstere Form annehme. Ihr Trost, nächst der Hoffnung auf Ruhe und Frieden im Grab und auf eine selige Auferstehung, sei ihr Brechtle, von dem sie seit etlichen Tagen unablässig spreche. Werde es schlimmer, so solle er Nachricht erhalten. Am besten wäre es, wenn er jetzt schon den Herrn Prälaten bitten würde, ihm sodann ohne Verzug die Abreise nach Ulm zu gestatten. Vorläufig und auch in der Zukunft möge er alles tun, was in seinen Kräften stehe, die Hoffnungen zu erfüllen, die seine sterbende Mutter auf ihn setze. — Das erschien dem Jungen das Bitterste, was ihm diese Tage bringen konnten. Gerade jetzt!

Doch die Sonne schien wieder, heiter und ruhig, und überflutete jeden Winkel des Tals mit ihrem goldenen Licht. Vielleicht war es nicht so schlimm. Nein, es konnte nicht so schlimm sein! Der alte Magister war immer voller Sorge, wenn es sich um seine Mutter handelte. Der Jugendmut regte sich wieder.

Im Städtchen kaufte er sich ein Stück Brot und eine Wurst. Er war ja nicht bettelarm, dank dem Kronentaler seines Gönners Zeller, wie er es sonst wohl gewesen wäre. Doch blieb er nicht im Schwarzen Adler, obgleich er ihn jetzt ohne Gefahr hätte besuchen können, sondern wanderte dem nahen Walde zu und stieg wieder am Berghang hinauf. Erst am Fuß des Fuchsfelsens machte er Halt, schlüpfte in Fischers Hüttchen und begann sein Mittagsmahl zu verzehren. Auch drunten im Kloster läutete das wohlbekannte Glöckchen zum Essen. Wie wunderlich, es so in der Ferne zu hören und zu wissen, daß es einen nichts mehr anging. Dann lag wieder tiefe Mittagstille über dem ganzen Tal.

Er hatte nicht lange zu warten. Es raschelte schon seit fünf Minuten unter ihm im Gebüsch, und jetzt bogen sich die nächsten Zweige auseinander. Es war Fischer.

„Ich hab' mir's gedacht," sagte er, indem er sich keuchend auf die Moosbank warf. „Du konntest nicht verschwinden, ohne noch einmal deinen Freunden Lebewohl zu sagen."

„Wenigstens dir, Fischer!"

„Drunten hinter dem Schwarzen Adler steht Busch und die halbe Promotion. Komm!"

„Laß sie stehen! Mir liegt an niemand als an dir. Müssen wir scheiden?"

„So scheint's," versetzte Fischer, „und kaum reicht's, uns die Hand zu geben. Vor dem Essen haben sie mich vor dem Konvent gehabt. Der Prälat ist krank infolge einer Nase, die ihm das Konsistorium gegeben habe, sagte Möhrle; aber Gaum

hat mich angedonnert für drei. Ich mußte einen Revers unterschreiben und überdies bei meiner Seele Seligkeit versprechen, daß, solange ich die Beneficii der Klosterschulen zu Blaubeuren und Bebenhausen sowie des Stifts zu Tübingen genieße, ich mir nicht wieder einfallen lasse, ein Märchen, eine Sage oder irgendwelches Gebilde der verirrten Phantasie zu ersinnen, zu erzählen oder gar niederzuschreiben, sei es in deutscher oder irgendwelcher andern Sprache. Im Uebertretungsfall habe ich der sofortigen Rejektion gewärtig zu sein."

„Und du hast unterschrieben?" fragte Berblinger.

„Natürlich. Was blieb mir übrig? Hab' ich nicht Weib und Kind, sagen sie in Geschichtenbüchern, wenn sie in derartigen Nöten sind. Habe ich nicht Vater und Mutter und sieben ungezogene Geschwister? Wenn mir nun doch noch eins einfällt, ich meine ein Märchen, so werde ich den Ordinarius fragen, wie es totzuschlagen oder was sonst damit anzufangen sei. Vorläufig soll mir nach Verbüßung einer Karzerstrafe von vierundzwanzig Stunden, die ich Punkt zwei Uhr anzutreten habe, in Gnaden verziehen sein. Das Lokal steht ja jedermann wieder offen, seitdem du es geräumt hast. Nach mir kommt Busch dran mit sechs Stunden wegen des Spiritushandels. Jeder nach Verdienst und Gaben."

„Du kannst lachen!" seufzte Berblinger.

„Nicht allzu laut, seitdem sie dich davongejagt haben. Du wirst mir fehlen. Wir haben uns verstanden. Ich vermute fast, wir haben beide gedichtet, jeder in seiner Art, ich mit Feder, Tinte und Papier, du mit Spiritus und Kleister. So teilen wir nun auch fast dasselbe Los. Dich hat's härter gepackt. Warum mußtest du dich auch bis in den alten Kirchendachstuhl versteigen?"

Berblinger sah düster vor sich hin.

„Ich wollte, der Empfang in Ulm wäre vorüber," sagte er nach einer Pause.

„Sei froh, daß er kommt," versetzte Fischer. „Du wirst ein freier Mann. Ich wandere direkt von hier ins schwarze Loch, und der Himmel weiß, wo wir uns wiedersehen."

„Excelsior! bleibt mein Wahlspruch," sagte der andre, sich aufraffend, halb im Scherz, halb in bitterem Ernst. „Im Himmel vielleicht! — Willst du ein Stück von meiner Wurst zum Abschied?"

„Horch, es schlägt!"

„Dreiviertel!"

Fischer sprang auf, fiel seinem Freund in einer jener ungefügen Anwandlungen, die den Flegeljahren eigen sind, um den Hals, schluchzte ein paar Worte, die kein Mensch verstehen konnte, und war verschwunden. Langsam folgte Berblinger. Er wollte den andern hinter dem Schwarzen Adler nicht mehr begegnen. Es lag zuviel Schweres auf ihm; am schwersten die zwei Briefe in seiner Brusttasche.

In der Tat waren die jungen Leute bereits abgezogen, als er sich dem Wirtshaus näherte. Dafür erwartete ihn eine andre Ueberraschung. Unter der Türe des Schwarzen Adlers stand ein kleines Männchen, das ihm ebenso erstaunt entgegensah. Es war der Pestilenziarius von Ulm, aber kleiner, wie es ihm vorkam, als früher und mit röteren Augen.

Sie stürzten sich nicht entgegen. Der Junge erblaßte, der Magister schien zu zittern, als sie sich erkannten.

„Wissen Sie es schon?" stammelte Berblinger.

„Weißt du's schon?" fragte Krummacher mit leiser, bebender Stimme.

„Was? — O Herr Krummacher!" —

„Sie ist hinübergegangen. ‚Mein Brechtle' war ihr letztes Wort."

Berblinger mußte sich an der Futterkrippe halten, neben der er zufällig stand.

Beide schwiegen lange, dann sagte Krummacher:

„Komm!"

Sie schritten ohne ein Wort zu sprechen zum Städtchen hinaus und wanderten der Landstraße entlang gegen Ulm. Hinter dem Rucken stand ein großer Apfelbaum am Weg, den Klosterschülern gar wohl bekannt, dessen Zweige fast bis zum Boden herabhingen. Dort setzten sich beide an den Rain, der unter dem Baum weg lief. Jetzt zum erstenmal schluchzte Berblinger laut auf und fragte, wie alles so schrecklich schnell gekommen sei. — Es war nicht so schnell gekommen, aber man hatte seit fünf Wochen von Brechtle nichts gehört, und ein Brief, der das Aeußerste befürchten ließ, mußte seit vorgestern auf der Prälatur liegen, wenn ihn der Postbote nicht verloren hatte.

Dann erzählte der Junge in stockenden Sätzen, was ihm seit fünf Wochen widerfahren war, und meinte zum Schluß, bitterlich weinend, in all dem Jammer habe er nur einen Trost, daß seine gute Mutter all das nicht mehr erfahren könne.

„Wer weiß!" sagte der Magister und faltete seine zitternden Hände über dem linken Knie.

So saßen sie, der Alte und der Junge, eine volle Stunde unter dem Apfelbaum und weinten zusammen und verstanden nicht, weshalb das Leben so bitter war. Dann setzten sie ihren drei Stunden langen Weg fort, nach Schwabenart fast ohne ein Wort zu sprechen, bis sie an einem Kreuzweg angelangt waren, der, rechts der Blau folgend, nach der Donau hinunter, links nach dem Neuen Tor von Ulm führt. Dort stand der Magister still, als ob er sich plötzlich für den Abendstern interessierte, und sagte halblaut zu Berblinger: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt" — dann schritt er rasch auf Ulm zu, dessen Münster in seinem halbfertigen Ausbau sich

schwer und massig gegen den Abendhimmel abhob, und überließ es dem Jungen, den Vers zu beenden.

Der tat es.

*

Aber er hätte füglich auch einen letzten Blick nach rückwärts werfen dürfen, denn er schied für immer aus dem lieblichen Blautal und hatte mit dem Klosterschulleben abgeschlossen. Seine Jugendfreunde aus jenen Jahren fanden fast alle in den Gleisen, welche zwei Jahrhunderte festgelegt hatten, ihr ruhiges Lebensziel. Seeger wurde Oberkonsistorialrat, denn wie er noch in alten Tagen „mit Elias“ sprach: „Ich bin nicht besser als meine Väter,“ Busch ein wackrer Landpfarrer, der von seinen Bauern hoch verehrt wurde, denn er verstand mehr von Obst-, Bienen- und Viehzucht als sie alle zusammen und sorgte für ihr Seelenheil mit großer Herzensgüte und machte Thusnelde zur gesetztesten und kinderreichsten Pfarrfrau des Landes. Pfitzenmeyer wurde ein berühmter Schulmann, lieferte jährlich allein sechs bis zehn Schlachtopfer für das Landexamen, von denen fünfundsiebzig Prozent „durchkamen“, und war deshalb viel gesucht und hoch verehrt von Vätern aller Stände. Nur der fromme, gewissenhafte Stöckle versank in den Tiefen deutscher Philosophie, geriet in seiner Ehrlichkeit auf ein Nebengleis und starb als rabiater Freidenker und Redakteur des Amts- und Intelligenzblatts von Heilbronn. Fischer starb hochbetagt als würdiger Prälat am Münster zu Ulm, ein rührendes Märchen vom Christuskindlein auf den Lippen. Von Berblinger aber werden wir noch mehr zu hören bekommen, als uns lieb sein mag.

Ein Wort von allgemeinerer Bedeutung verlangt die Billigkeit. Um das Jahr 1800 hatten, wie so vieles in Deutschland, die Klosterschulen Württembergs ihren Tiefstand erreicht, und trotzdem gingen aus denselben eine Anzahl wackerer, gelehrter

Männer hervor, die dem Lande Ehre machten. Man arbeitete in den folgenden Jahrzehnten eifrig an ihrer Hebung und einer zeitgemäßen Umgestaltung veralteter Einrichtungen. Mit welchem Erfolg, beweisen die teilweise weltberühmt gewordenen Männer, Theologen, Philosophen, Philologen und Pädagogen, die ihre Jugendeindrücke und ihre Schulung den vier württembergischen „Klöstern" verdanken. Ob der gesunde Kern des Stamms, aus dem diese Leute hervorgingen, ob das trotz aller kleinen Eigenheiten und Mängel kluge System der Erziehung den größeren Anteil an diesen Erfolgen hat, wird sich schwer entscheiden lassen. Eins bleibt sicher: daß die schwäbischen Klosterschulen die Dankbarkeit ihrer Zöglinge, ob sie im Jugendübermut dahinstürmten, ob sie in weißem Haar auf ein nützliches und gutes Leben zurückblickten, verdient und sich bewahrt haben.

Dritter Teil

Schneiderlehrling

13 Herunter

Während in der Klosterschule zu Blaubeuren wie an hundert andern Orten im vielstudierenden Vaterland die hoffnungsvolle Jugend ihre lateinischen „Argumente“ über Hannibal und ihre griechischen „Hebdomadarien“ über Philipp von Makedonien ausarbeitete und Lehrer und Erzieher dieselben mit deutscher Gewissenhaftigkeit korrigierten, brach das Heilige Römische Reich Deutscher Nation krachend in Stücke. Wären die Ferien nicht gewesen, die so störend in den Erziehungsplan der Anstalt eingriffen, die Jungen hätten nichts davon gehört, daß die Revolution mit blutigen Fäusten an alle Königsschlösser Europas pochte und die alten ehrwürdigen Bauten im Grund erzitterten, nichts davon gewußt, daß ein wohlmeinender achtzehnjähriger Erzherzog von Oesterreich, dem man klugerweise das Schicksal des Reichs anvertraut hatte, in der Schlacht von Hohenlinden aufs arme junge Haupt geschlagen wurde, daß der kleine Korse, der von Aegypten aus die ganze Welt mit seinem Ruhm erfüllt hatte, den deutschen Rhein zur Grenze Frankreichs machte und im Frieden von Luneville bestimmte, wie im Innern des Reichs Ersatz dafür geschaffen werden mußte, was seinen Fürsten auf dem linken Rheinufer geraubt worden war.

Fünfundfünfzig kleine weltliche Herrschaften, Hochstifte und Abteien, Bistümer und Kurfürstentümer wurden zerschlagen und mit den Scherben belohnt, wer sich der neuen Ordnung der Dinge am willigsten fügte. Auch die alten freien Reichsstädte,

zweiundvierzig an der Zahl, mit ihren Gebieten von oft beträchtlicher Ausdehnung fielen dem großen Zerstörungswerk zum Opfer. Wozu Reichsstädte, seitdem vom Reich nur noch der Name vorhanden war und nichts mehr zu tun übrigblieb, als die Trümmer vergangener Herrlichkeit aus dem Wege zu räumen? Es war zweifellos peinlich für den letzten Reichstag zu Regensburg, am eignen Begräbnis mitzuarbeiten, um so mehr, als die Herren Wochen brauchten, um festzustellen, in welcher Reihenfolge ihre Stühle gesetzt werden sollten, um ihrer repräsentativen Stellung gerecht zu werden. Noch einmal durfte der Zopf der alten Zeit eine seiner kläglichen Orgien feiern, ernannte schließlich eine „Reichsdeputation" und überließ es den Nächstbeteiligten, sich um die ausgerissenen Federn des verendenden deutschen Adlers zu reißen. Sie taten es redlich und schamlos, und kaum regte sich da und dort ein leises Gefühl für die Schmach, in dem Deutschtum und Deutsche für immer unterzugehen drohten.

Es war vielleicht am besten, daß die Jungen von all dem nur so viel hörten und sahen, als jeder aus den Ferien ins Kloster zurückbrachte; Berblinger zum Beispiel, daß man jetzt mit allem Fleiß an der Schleifung der Festungswerke von Ulm arbeite und nicht genug staunen könne über die Kasematten, die Gänge und Keller, die man in alter Zeit angelegt hatte, um die Stadt Ulm gegen Freund und Feind halten zu können. Mit dreitausend Bauern, die der Magistrat in der Umgegend requiriert habe, mache die Sache muntere Fortschritte, obgleich die letzten Franzosen unter General Piolaine, dem höflichen Spitzbuben, dem man noch die liebenswürdige Art, wie er die Stadt zu schröpfen pflegte, schriftlich habe bescheinigen müssen, schon seit einem Jahr abgezogen seien. Zwar waren die Herren in Regensburg noch nicht ganz einig, aber überall sprach man schon davon, daß es mit Ulm zu Ende gehe und daß es bayrisch werden müsse.

Dies kam schneller, als die Reichsdeputation arbeitete. Vierzehn Tage vor der unfreiwilligen Rückkehr Berblingers in seine alte Heimat, am 1. September 1802, waren die neuen Herren in Ulm eingerückt: Chevau-legers und Infanterie, je ein Regiment, mit etlichen Kanonen. Es ging leichter als bei dem bayrischen Ueberfall vor genau hundert Jahren, bei dem es immerhin etliche blutige Köpfe gesetzt hatte. Diesmal zogen sie mit fliegenden Fahnen und lustig spielender Musik über die Donaubrücke durchs weit offene Herbeltor nach dem Rathaus. Von Widerstand war keine Rede; an einen feierlichen Protest dachten nur ein paar Querköpfe hinter ihren Stammtischen oder ein bartloser Gymnasist, der kürzlich in alten Geschichtsbüchern von der Macht und dem Glanz der Reichsstädte gelesen hatte. Die gesetzteren Bürger waren es satt, der Spielball jeder Laune des Schicksals zu sein, das über ihre Köpfe weg mit Nationen spielte, und die trinklustigen Bayern, die das Ulmer Bier damals noch nicht verachteten, verstanden es, diese Stimmung auszunutzen. Schon drei Tage nach ihrem Einzug, ehe sie in den Quartieren halbwegs warm geworden waren, zeigten sie an, daß das Offizierkorps gewillt sei, am 21. September einen festlichen Ball zu veranstalten, um ihre neuen Landsleute, Brüder und Schwestern, vor allem die Schwestern, noch mehr als bisher kennen und lieben zu lernen.

Der Rat und Zunftmeister Schwarzmann war über all dem in fieberhafter Tätigkeit und keineswegs in guter Stimmung. Sollte man denn nie zur Ruhe kommen? Natürlich, es war nichts mehr mit den alten Patriziern, denen von Schad, Besserer, Neubronner und wie sie alle hießen. Seitdem die Stadt von allen Seiten ausgesaugt wurde, war auch das Brünnlein versiegt, an dem sie sich erquickt hatten. Daneben hatten sie an seinem Tisch reichlich gegessen und aus seinen Wiener und ungarischen Fässern getrunken, so viel der Mann

halten mochte. Vor dem Sitzungssaal des Kleinen Rats sollte dagegen der Zunftmeister hübsch Halt machen — und für die Elitebälle der alten Geschlechter war auch der reiche Schwarzmann noch nicht reich genug. Nun war alles im Fluß, wenn nicht am Umstürzen, und niemand wußte, was noch daraus werden sollte. „Freye Reichsstadt," wo kein Reich mehr war, was sollte das heißen? Und wo war die Freiheit, wenn Geld und Verdienst immer wieder auf die Gunst der Betteljunker warten mußten? Die neue Zeit regte sich auch in Ulm mit Macht. Wenn man nur wüßte, wie lange jetzt die Bayern bleiben sollten!

So seufzte Schwarzmann, einer der wenigen, die in diesen Kriegszeiten dank seiner Schifferschlauheit, die sich den Anschein biderber Ehrlichkeit zu geben wußte, nicht eigentlich gelitten hatten. Seine zwanzig Zillen schwammen noch immer auf der Donau und beförderten Leute und Kriegsmaterial bald für die Kaiserlichen, bald für die Franzosen, und nicht zum wenigsten für die Bayern. Denn es war ein unaufhörliches Vorrücken und Retirieren, solange der große Korse in Italien und in Aegypten beschäftigt war. Nun fragte man wieder nach Schnecken drunten in Wien, und der regelrechte, friedliche Handel schien sich beleben zu wollen. Der erste Zunftmeister der Schiffer hatte das Recht, den neuen Herren zu zeigen, daß er der reiche Schwarzmann war, und daraus konnte sich manches entwickeln. Ungeschickt, daß gerade gestern seine Schwester, das arme Ding, begraben werden mußte. Aber es waren noch acht Tage bis zum Ball. In diesen tollen Zeiten konnte niemand Aergernis daran nehmen, daß seine Mädel sich wieder zeigten. Es war doch nur ihre Tante gewesen, und man kannte die arme Frau ja kaum mehr. Aerger hatte er genug mit dieser und andern Geschichten gehabt.

Zum Beispiel auch mit dem Schneider Bockelhardt, der mit verlegenem Grinsen an dem Frack herumzupfte und -strich,

den er dem Rat heute zum drittenmal anprobierte. Die Bockelhardt waren seit Menschengedenken die Leibschneider der Schwarzmann gewesen. Sie hatten schon unter dem „ganz Alten" vor fünfzig Jahren das größte Geschäft in der Stadt gehabt, denn sie waren die einzigen Meister, die mit fünf Gesellen anstatt mit nur drei arbeiten und zwei statt nur einen Lehrjungen einstellen durften; dies laut Beschluß des Kleinen Rats vom 3. November 1608. Damals wurde nämlich ein Bockelhardt gehängt infolge seines allerdings mittels der Folter erzielten reumütigen Geständnisses, daß er der Mörder seiner Geliebten, einer gewissen Jungfer Barbara Krönlin, sei. Kaum war aber zur Zufriedenheit des hohen Rats und der gesamten Bürgerschaft diese Angelegenheit erledigt, so ergab sich, daß man den falschen Bockelhardt gehängt hatte. Der richtige Mörder, ein entfernter Verwandter der Ulmer Bockelhardts, befand sich wohl und munter in Nürnberg und hatte dort Dienste als Landsknecht genommen, weshalb die Nürnberger in gewohnter unnachbarlicher Weise nicht daran dachten, ihn der Ulmer Gerechtigkeit auszuliefern. Sie begnügten sich im Gegenteil damit, dem Bösewicht das Versprechen abzunehmen, sein abscheuliches Verbrechen nicht wiederholen zu wollen. Der Ulmer Magistrat aber fühlte, daß er nicht nur dem Gehängten, sondern der ganzen Familie Bockelhardt unrecht getan hatte, und beschloß als Sühne ihr für ewige Zeiten zu gestatten, zwei Gesellen und einen Lehrling mehr einzustellen, als die übrigen Meister zu tun berechtigt waren. Diese protestierten zwar wiederholt, aber es half sie nichts, und so wurden die fünf Gesellen der Bockelhardt anerkanntes Recht. Mit dem „jungen Bockelhardt", der übrigens jetzt sechzig Jahre alt war, ging jedoch die Ewigkeit dieses Privilegiums schon zu Ende. Er hatte in seiner Jugend locker gelebt und das Geld und die Kundschaft seines Vaters verloren, ehe er zur Besinnung

kam. Jetzt war er so weit; aber ein schlapper, griesgrämlicher Mensch, wenn er nicht drei Schoppen Bier und einen Schnaps im Leibe hatte, dem Kunden nur aus alter Gewohnheit treu blieben, die seit einigen Menschenaltern bei den Bockelhardt hatten arbeiten lassen. So kam es auch, daß er jetzt an dem Staatskleid neuester Mode herumzupfte, in dem sich der Rat Schwarzmann ärgerlich hin und her drehte.

„Es hilft nichts, Bockelhardt,“ sagte dieser, indem er versuchte, in einem kleinen Wandspiegel so viel als möglich von seinem breiten Rücken zu sehen. „Es hilft nichts! Ich habe Euch zehnmal gesagt und sag's noch einmal: einen Frack will ich haben wie der Altbürgermeister Besserer, und wenn Ihr mir den nicht liefern könnt, so fliegt er zum Fenster hinaus und der alte Pfuscher, der ihn gemacht hat, die Treppe hinunter. Verstanden?“

„Ich bitt' untertänigst, Herr Rat,“ antwortete der Schneider, „der Frack ist gearbeitet genau wie der vom Herrn Altbürgermeister —“

„Dummes Zeugs!“ brauste Schwarzmann auf, „ich will Euch eine Schiffsladung Schnecken umsonst liefern, wenn die Schöße nicht drei Zoll kürzer sind als Besserers — und dann — wie das hinaufstrupft! Seht einmal den Bauch an!“

„Ja, Herr Rat, an dem ist der Schneider nicht schuld,“ versetzte Bockelhardt mit einem grimmigen Lächeln.

„Malefizkerl!“ erwiderte der erregte Kunde und hob beide Arme gen Himmel. „Habt Ihr's gehört, wie's gekracht hat? Die Arme will ich wenigstens aufheben können. Rühren muß ich mich auch in einem Staatsfrack, das werdet Ihr zugeben. Seht einmal die Falten. Wie das spannt! Donnerwetter, Bockelhardt, packt Euer Gelump zusammen und geht zum Teufel.“

„Dafür sollt Ihr mir bezahlen!“ grollte der Schneider, dem die Geduld auszugehen begann. „Die Aermel will ich

meinethalben wieder lostrennen, obgleich man in einem Staatskleid nicht mit Flößerstangen hantiert. Zieht ihn aus, Herr Rat. Ihr findet doch keinen Schneider in Ulm, der Ihnen einen besseren Frack macht. Umsonst bin ich nicht in Paris gewesen, das kann ich Ihnen schon sagen, und wenn Sie auf dem bayrischen Offiziersball tanzen wollen, bleibt Ihnen nichts übrig als Geduld und meine Wenigkeit. Bitte, ausziehen!"

Der Rat, der den Schneidermeister doch nicht ganz rappelköpfig machen wollte, denn der Mann hatte seinen Einfluß in gewissen Wählerkreisen, gehorchte murrend. Der Schneider legte das Kleidungsstück auf den Tisch, zog eine Schere aus der Tasche und begann die Aermelnaht aufzutrennen. Schwarzmann setzte sich und sah ihm zu. Der Sturm, der vor einer Minute zwischen Schiffer und Schneider auszubrechen drohte, legte sich. Sie begannen Stadtneuigkeiten zu besprechen und kamen auf die gestrige Beerdigung der Frau Berblinger.

„Eine große Leich' war's nicht," sagte der Schneider.

„Sollt' es auch nicht sein," versetzte der Schiffer ingrimmig. „Ihre alten Freunde sind tot oder verzogen, und neue hat sie nicht gemacht."

„So geht's leichter, wenn man fortmuß," meinte der Schneider.

„Ihr Bub, der Brechtle, war schließlich ihr einziger Gedanke," fuhr der Rat fort. „Der grämt sich rechtschaffen, wie es scheint, und mir kann's recht sein. Die Dummheit mit dem alten Berblinger, dem Schulmeister, war nicht mehr gutzumachen. Besser, sie ging. Der Pestilenziarius hat den Jungen von Blaubeuren hereingeholt, obgleich er besser draußen geblieben wäre. Der Bursch muß lernen."

„Soll wohl Pfarrherr werden?" fragte Bockelhardt.

„Soll nichts kosten vor allen Dingen, denn der Bub hat nichts. Das Gute haben die Klöster jedenfalls. Der Pesti-

lenziarius meint, er mache Fortschritte, und wenn die Schwarzmann einmal einen Prälaten in die Verwandtschaft kriegen, kann man sich's gefallen lassen. Besser als das verrückte Zeug, das sein Vater getrieben hat. Lernen muß der Schlingel, und dafür sorgen sie in den Klöstern. Er sieht bleich aus, aber ich halte das für ein gutes Zeichen. — Na, was gibt's?"

Eine Magd legte einen Brief mit einem großen Amtssiegel auf den Tisch.

„Vom Blaubeurer Boten!" sagte sie und verschwand wieder.

„Na, da bin ich doch begierig," sagte der Rat. „Wenn man vom Wolf spricht, steht er vor der Tür. Ich hoffe, daß er ein ordentliches Zeugnis mitbringt, der Schlingel, sonst — Machet mir die Aermellöcher jetzt nur nicht zu weit, Meister!"

Er betrachtete den Brief von beiden Seiten, brach dann langsam und vorsichtig das Amtssiegel und begann zu studieren, erst kaum hörbar, dann halblaut und schließlich mit zorniger Stimme vorlesend.

„‚Die herzoglich württembergische Prälatur der Klosterschule zu Blaubeuren in Sachen des weiland Alumni Berblinger aus Ulm.'

„Weiland Alumni! Was der Kuckuck soll das heißen?" unterbrach er sich selbst. „Na, es wird sich wohl aufklären.

„‚Die herzoglich württembergische Prälatur der Klosterschule zu Blaubeuren benachrichtigt den hochwohlgeborenen und ehrenwerten Rat und wohlgeborenen Zunftmeister Herrn Schwarzmann zu Ulm als den gesetzlichen Vormund des weiland Alumni Berblinger, daß der erwähnte Ludwig Albrecht Berblinger von Ulm respektive Ochsenwang laut Beschluß eines hohen Consistorii wegen, wie gehofft wird, fahrlässiger Brandstiftung und zahlreicher zweifellos böswilliger Vergehen gegen die Klosterordnung hiermit am heutigen 11. September 1802 der Beneficii der Klosterschule verlustig erklärt und aus deren Verband ent-

lassen und ausgestoßen ist, mit dem Befehl, solche Rejectio unverzüglich dem Herrn Vormund selbsten zur Kenntnis zu bringen und sich dessen Verfügungen gehorsamst zu unterstellen.

„‚Im Namen des erkrankten Herrn Prälaten Kleß der Professor ordinarius Magister Gaum.‘“

Der Rat hielt den Brief auf Armslänge von sich ab, fuhr mit seinem roten Taschentuch über die Stirne und sagte:

„Donnerkeil, Schneider! — Donnerkeil! Habt Ihr den gelahrten Herrn verstanden? — Herein!“

Es hatte nämlich schon zweimal geklopft, erst leis und schüchtern, jetzt aber lauter. Mit ähnlicher Vorsicht wurde jetzt die Tür geöffnet, unter der in seinem verschossenen blauen Gymnasialmäntelchen, aus dem er in allen Richtungen hinausgewachsen war, der kleine Berblinger auftauchte. Die erregten Züge seines Onkels wurden starr, seine Stirne furchte sich in senkrechten Riegeln, die kleinen Augen in dem großen roten Gesicht nahmen eine unnatürliche Kreisform an, wie Stiersaugen, und glotzten, als ob keine Spur einer menschlichen Seele mehr dahintersäße. Es wurde tatsächlich schwül in der Stube. Der Schneider beugte sich tiefer über seinen Frack und zupfte eifriger Fäden aus dem halbabgetrennten Aermel.

Brechtle — er fühlte bis in die Zehen hinab, daß er wieder Brechtle geworden war — raffte sich zusammen, lief, als gälte es einen Sprung in eiskaltes Wasser, auf seinen Onkel zu und wollte ihm die Hand küssen. Zornig entriß sie ihm dieser und warf ihm den Brief aus Blaubeuren an den Kopf.

„Lump, was soll das heißen?“

Brechtle hob das Papier auf.

Vorlesen!“ schrie der Onkel.

Brechtle las.

„Und sonst hast du nichts zu sagen, verdammter Lausbub, du!“ schrie der Rat und griff nach Brechtles blondem Lockenkopf. Dies jedoch gab dem Jungen seine Geistesgegenwart wieder. Mit einer blitzschnellen Verbeugung war er aus dem Bereich der geballten Faust und stand hinter dem Schneider, der nun auch Versuche machte, sich in Sicherheit zu bringen, denn mit dem Herrn Rat war nicht zu spaßen, wenn ihn der Zorn übermannte. Erzählte man sich doch mit einigem Stolz — die Ulmer waren unberechenbar in ihrem patriotischen Empfinden —, daß er einen Kollegen der Zunftmeister, den Günzburger Schiffer, beim Steinhäule in die Donau geworfen, ihn allerdings dann auch wieder herausgezogen und um Entschuldigung gebeten habe. Zweimal umkreisten Onkel und Neffe den Schneider, den der Junge als Schild zu verwerten wußte, während dieser den erhobenen Frack als Schutzwaffe benutzte. Keuchend vor Wut gab endlich der Onkel die unwürdige Verfolgung auf, nachdem er dem unschuldigen Staatskleid einen Faustschlag versetzt hatte, daß die Frackschöße hoch emporflogen, und warf sich in den Großvaterstuhl, über den er bei der zweiten Umkreisung des Schneiders beinahe zu Boden gestürzt wäre.

„Erklären, Lausbub!“ stöhnte er. Doch hörte der Erfahrene am Tonfall der Anrede, daß der erste Zornausbruch vorüber war, und Brechtle begann in sicherer Entfernung die Geschichte seiner Missetaten. Er kam nicht weit. Wie ein austobendes Gewitter brach das Donnerwetter von Zeit zu Zeit wieder los, schwächer nach jedem Schlag, schließlich dumpfgrollend, als sei es nun wirklich im Abziehen. Der Junge war noch nicht bei seinem großen Ballon angekommen, und schon interessierte den Onkel die Geschichte nicht mehr. Es war ja alles der reinste Blödsinn. Ein andrer Gedanke begann in ihm zu arbeiten.

„Aber was jetzt? Herrgott von Regensburg — was jetzt?“ brach er wieder los. „Sag, was ich mit deines Vaters Sohn anfangen soll? Hausknecht werden — Stiefelputzer im Baumstark? Na, was denkst du dazu, Schlingel, verfluchter?“

Brechtle hing den Kopf. Wenn jetzt sein Onkel auf ihn losgeschlagen hätte, er hätte keinen Sprung mehr getan. Aber auch der Rat hatte diese Form der Auseinandersetzung aufgegeben, die an einem toten Punkt angelangt zu sein schien.

„Wenn's jetzt mit dem Prälaten in der Familie nichts ist, Herr Rat,“ sagte der Schneider nach einer peinlichen Pause, indem er seine Lippen zusammenzog, als ob er pfeifen wollte, „na, dann muß der junge Herr halt was lernen.“

„Da glaubt man,“ grollte Schwarzmann vor sich hin, „man habe den Burschen mit Müh und Not versorgt, hat ihn dreimal nach Stuttgart geschickt, hofft Ehre mit ihm einzulegen, denkt, er könne gar noch gutmachen, was sein Vater, der hergelaufene Schulmeister, versündigt hat, und nun kommt er heim — wie ein begossener Pudel — wie — wie — —“

Das Gewitter schien noch einmal ausbrechen zu wollen. Brechtle wurde desperat.

„Onkel! Onkel!“ schrie er auf, „lassen Sie mich Schiffer werden. Ich will arbeiten wie ein Knecht; ich will schaffen, wenn ich zehnmal ersaufe.“

Schwarzmann lachte hellauf.

„Du und Schiffer! Seht ihn einmal an, Bockelhardt. Das Marzipanfigürchen und ein Donauschiffer!“

„Lassen Sie mich Schiffer werden!“ wiederholte Berblinger leidenschaftlich. „Ich bin stärker, als Sie glauben. Ich will wachsen. Und ich will fort, hinaus! Ich will Sie keinen Heller mehr kosten und mit Wasser und Brot die Donau hinunterfahren. Lassen Sie mich Schiffer werden!“

„Schiffer!“ höhnte der Rat und lachte aufs neue; Verblinger fühlte es stechender als sein Fluchen. „Zum Fischen wollt’ es vielleicht noch reichen, wenn dich nicht der erste Gründling ins Wasser zöge. Man könnte das ganze Kerlchen in einen einzigen Wasserstiefel stecken, niemand würd’ es merken; und das will Schiffer werden! Na, Bockelhardt, könnt Ihr nicht mitlachen?“

Er starrte den Schneider zornig an. Dann ging ein böses Lächeln über sein Gesicht, und plötzlich ruhiger werdend, fuhr er fort:

„Ihr habt recht, Meister. Etwas lernen muß der Bub. Einen zweiten Pestilenziarius möcht’ ich nicht ums Haus herum sehen. Wißt Ihr was: nehmt ihn in die Lehr’. Schneider soll er werden!“

Brechtle fiel auf die Knie. Der Onkel schien es nicht zu sehen. Auch Bockelhardt warf ihm einen boshaften Blick zu.

„Schiffer! Um Gottes Barmherzigkeit willen, lassen Sie mich Schiffer werden!“ wimmerte der Kleine.

„Ich nehme den Frack, wie er ist,“ sagte der Rat entschlossen, „und Ihr nehmt den Buben.“

„Ich will’s tun um das Uebliche, nach Zunftgebrauch,“ versetzte Bockelhardt. „Zurzeit hab’ ich nur einen Lehrjungen, und der ist nichts wert. Ich will’s versuchen. Er ist wohl ein bißchen alt zum Jungen.“

„Er wiegt keinen Vierzehnjährigen auf,“ meinte der Rat, „und er ist dümmer als ein Zehnjähriger, sonst hätten sie ihn in Blaubeuren nicht zum Teufel gejagt.“

„Na, ich will’s versuchen, weil Sie es sind,“ wiederholte der Schneider, „ums Uebliche, nach Zunftgebrauch.“

„Abgemacht! Den Aermel könnt Ihr wieder annähen; ich muß mich halt nach der Decke strecken. Das wirst du nebenher auch noch lernen, Jung, elendiger!“ — Dies warf er

dem noch immer knienden Brechtle hin. „Steh auf; küß dem Meister die Hand. So ist's Zunftgebrauch, Herr Studiosus des ehrsamen Schneiderhandwerks."

„Es ist so ehrbar als ein andres!" sagte Bockelhardt, sich aufrichtend und seinen Bocksbart streichend.

„Na, laßt's gut sein und macht es ihm nicht zu leicht," begütigte der Rat. „Es wird schon einige Arbeit kosten, bis Ihr ihm all das dumme Zeug aus der Haut geklopft habt, das sie ihm im Kloster hineingepfropft haben. Aber ich will zugeben: ein Ellenmaß ist so gut als ein Schifferhaken, richtig angewendet. Wann soll's losgehen, Meister? Je bälder je lieber, denk' ich. Ich will ihn nicht mehr im Haus sehen."

„Bei mir gibt's Platz," sagte Bockelhardt. „Mit einem Korb voll Fleck' macht ihm die Gret sein Nest in zwei Minuten zurecht. Er kann's heute abend probieren, wie ihm ein Lehrbubenbett zusagt."

„Abgemacht, abgemacht!" rief der Rat ganz vergnügt, während sich seine senkrecht gefurchte Stirnhaut wieder wagerecht fältelte.

„Er könnte mir gleich den Frack heimtragen," schlug Bockelhardt vor, froh, den schwer zu befriedigenden Kunden wieder in so guter Laune zu sehen.

„Na — laßt das!" erwiderte dieser. „Ich möchte nicht, daß meiner Schwester Bub als Schneiderlehrling aus dem Haus ginge."

„Schifferknecht oder Schneiderjunge, ist eins so gut wie das andre," sagte Bockelhardt, sich wieder in die Brust werfend.

„Meinetwegen!" lachte der Rat, zu befriedigt mit dem so rasch gefundenen Ausweg, um dem Schneidermeister den Unterschied klarmachen zu wollen. „Heut abend also kommt der Bub. Und du —" die Stirne faltete sich wieder wagerecht — „du gehst mir aus dem Gesicht und läßt dich drei Jahre lang

nicht mehr blicken! Sonst, beim Strudel von Grein, kommst du nicht mit heilen Knochen davon. Adjes, ihr beiden, Schneidermeister und Schneiderbub!"

*

Auf der dunkeln Haustreppe drückte sich Berblinger in einen Winkel und ließ Bockelhardt an sich vorübergehen, der, das zusammengelegte Staatskleid unter dem Arm, mit hochaufgerichtetem Kopf und keck vorstehendem Spitzbart das Haus verließ. Er war mit sich zufrieden. Der Frack war endlich untergebracht, und ein Lehrjunge, der den Rat Schwarzmann zum Onkel hatte, war auch nicht zu verachten. Er wollte dem Bürschchen schon zeigen, was Handwerksbrauch war, daß selbst der Obermeister der Schifferzunft Respekt kriegen sollte.

Als die Haustür hinter ihm ins Schloß fiel, schlich auch Brechtle die Treppe hinunter und stieß am Fuß derselben auf den Magister Krummacher.

„Ich wollte eben zu dem Herrn Onkel hinauf, um ihn vorzubereiten," sagte er, den Kleinen prüfend und wehmütig ansehend, „damit's nicht gar zu toll wird, wenn das Donnerwetter losbricht."

„Ist schon losgebrochen," flüsterte Brechtle bitter.

„Ich wollt' es gestern tun, aber es war mir nicht möglich. Ich war zu traurig."

„Ich bin es heute," seufzte der Junge, mit dem Schluchzen kämpfend.

„Das ist nicht recht," sagte der Pestilenziarius sanft. „Wir haben gestern deine liebe gute Mutter begraben. Etwas Traurigeres kann es nicht geben."

„Und heute will der Onkel mich begraben," stöhnte der Kleine, „Leib und Seele, und — und ich bin noch so jung."

„Was soll das heißen, Brechtle?"

„Schneiderlehrling soll ich werden.“

„Komm!“ sagte der Pestilenziarius, „seitdem die Bastei amAuseck geschleift ist, kann man dort stundenlang sitzen, ohne daß uns ein Mensch stört.“

Kein weiteres Wort wurde gesprochen. Sie gingen die Herbelgasse hinauf und durch ein Gewirr von Gassen und Gäßchen über die Blau nach dem hochgelegenen Trümmerhaufen, der noch vor kurzem eine der Hauptbasteien der Stadt gebildet hatte. Der eigentümliche Name hing ursprünglich mit Lugen, Lauschen zusammen und hatte nichts mit der Nachtseite der Insektenwelt zu tun. Ein Stückchen Alt-Ulmer Humors, der sich bis zum heutigen Tag einer gewissen Ungeniertheit erfreut, trieb hier sein Spiel und hat es verschuldet, daß der Hügel in unsern verfeinerten Tagen in „Wilhelmshöhe“ umgetauft werden mußte. Die Bastei war selbst in ihrer Zerstörung einer der lieblichsten Punkte der alten Reichsstadt. Krummacher setzte sich auf einen aus Ziegelsteinen und Mörtel zusammengebackenen Block, einen Rest der mächtigen Stützmauern, der sich geweigert hatte, in die Donau hinabzustürzen, die am Fuß des steilen Abhangs vorüberrauschte. Zur Linken, hart am Flußufer, zog sich die noch unzerstörte Stadtmauer gegen die Donaubrücke hinab, überragt von einem Gewirr von schiefen Giebeln und wunderbar verkrümmten Dachfirsten, die den Eindruck machten, als ob die Häuser von Ulm nicht gebaut würden, sondern wild wüchsen wie die Eichen im Stadtwald. Drei stattliche Türme, der gefährlich schief hängende Metzgerturm, der Turm des Herbel- und der des Gänsetors sahen herausfordernd über die Donau weg, während die Befestigung des Brückenkopfs auf dem rechten Donauufer noch immer ein trotzig mittelalterliches Bild darbot. In nächster Nähe am jenseitigen Ufer lagen drei neue Zillen im Strom, bereit, ihre Fahrt nach dem Osten anzutreten; hinter ihnen auf der geräumigen Schiffswerft waren fünf der

einfachen, fast floßartigen Flachboote im Bau begriffen, und ein lustiges Hämmern schallte von dem weißgelben Schiffbauplatz herüber. Weiter hinauf nach rechts, wo die muntere Iller in die ruhigere Donau mündet, verlor sich der Fluß in dichtem Buschwerk, an das sich, die Flanken des Kuhbergs bedeckend, Obstgärten anschlossen, deren Grün im Rot und Gelb der reifenden Birnen und Aepfel versank. Einiges hatte die Kriegsfurie doch verschont, und die Natur wehrte sich mit Macht gegen die Zerstörungswut der Menschen. Geradeaus, gegen Süden, lag eine weite freie Ebene, das Donauried, hinter dem sanfte, teilweise bewaldete Höhen anstiegen, die da und dort ein fernes Dorf, ein blinkendes Schlößchen belebte, und heute wie an manchem schönen Herbstabend winkten die Alpen von der Zugspitze bis zum Glärnisch herüber, unter denen die prächtige Säntisgruppe bereits in ihrem ersten Herbstschnee flimmerte.

Brechtle — er war ja wieder Brechtle wie vor etlichen Jahren — folgte dem Strom mit nassen Augen. Dort unten, jenseits der Brücke, lag der Schwahl, die Donauinsel, wo die Schiffe ihre Ladung einnahmen, die nach Oesterreich und Ungarn bestimmt waren. Dort unten glänzte auf grüner Bergeshöhe die weiße Kirche von Elchingen. Alles in allem ein offenes, freies, fröhliches Bild, das schon manchem jungen Ulmer das Herz weitete und ihn hinauszog in die blaue Ferne.

„Nein, er will nicht!“ klagte der Junge, der sich neben Krummacher auf den Boden geworfen hatte, fast schluchzend. „Er könnte so gut, und ich wollte so gern, aber er will nicht! Schifferknecht werden ist nicht zuviel verlangt. Schaffen in Wasser und Wind wollt' ich tausendmal lieber, aber er will nicht. Schneider soll ich werden!“

Krummacher wartete, bis der Junge etwas ruhiger geworden war. Dann sagte er sanft:

„Siehst du jetzt, wohin das Luftschiffen führt?“

„Nichts seh' ich, Schneider soll ich werden!"

„Siehst du einen Ausweg, Brechtle? Etwas, das wir tun könnten, dir dies zu ersparen?"

„Nichts seh' ich, Schneider soll ich werden!"

„Brechtle, auch ich sehe nichts, und dabei bleibt nichts andres übrig, als du wirst Schneider. Wenn es Gottes Wille ist, was willst du machen? Er braucht auch Schneider in seiner Welt, und es gibt Schlimmeres in diesem Erdenjammer."

„Was?" fuhr Berblinger auf, als ob er wieder zornig werden könnte.

„Zum Beispiel," fuhr der Pestilenziarius in dem ruhigen, tröstenden Ton fort, den er angeschlagen hatte, „zum Beispiel, wenn man sein ganzes Leben verträumt mit einer Sehnsucht im Herzen und zu guter Letzt an einem offenen Grab steht, in dem auch die Sehnsucht begraben wird."

Der Junge starrte ihn verständnislos an.

„Von all dem bleibst nur du übrig, Brechtle. Ich will dich nicht verlassen. Versprich mir nur eins. — Du mußt Lehrjunge werden. Tausende müssen's. Und du wirst ein braver Schneider werden?"

„Nie!" schrie der Junge auf.

„Dann wirst du ein Schneider werden ohne Eigenschaftswort. Gib dich drein. Um deiner Mutter willen sei vernünftig und versprech mir eins: besuche den Münstertürmer nicht, drei Jahre lang."

„Weshalb?"

„Denk, wohin dich das Fliegen geführt hat. Bei dem Türmer hat's dich gepackt mit all den schlimmen Gedanken, die der Böse dort oben in die Luft rührt. Denk an die Stunde, die du heute hier auf der alten Stadtmauer verweinst, und gib mir die Hand. Ich habe mir nie verziehen, daß ich dich dort hinaufgeführt habe. Nun versprich mir's.

Drei Jahre lang. Dann magst du tun, was du nicht lassen kannst.“

„Aber ich halt's nicht aus. Schneider, Schneider!“ jammerte Brechtle.

„Um deiner Mutter willen!“

Brechtle gab ihm die Hand, die Krummacher lang in der seinen hielt.

„Nun sei kein Kind,“ sagte er endlich in heiterem Ton, „du bist keins mehr. Bilde dir nicht ein, daß Frösche besser seien als Schnecken. Der eine hüpft, der andre kriecht, jeder tut das Seine, so gut er kann, und schließlich schmecken beide den Herren aller Kreatur, je nach ihrem Geschmack, dem einen dieser, dem andern jener. Es gibt wohl Esel, die sich einbilden, der Mensch habe vor andern Geschöpfen ein besonderes Recht und Privilegium, glücklich zu sein. Niemand hat das, und je bälder du dies einsiehst, um so besser für dich. Renne nicht mit deinem schwachen Kopf durch jede Wand. Beiß die Zähne zusammen und ergib dich; darin liegt mehr Heldenmut, als wenn du noch so trotzig an den Mond hinaufheulst. So viel habe ich vom Leben gelernt. Lern's auch.“

„Ich — ich will's versuchen,“ sagte Berblinger, über den eine weiche, wehmütige Stimmung gekommen war, welche die Erlebnisse der letzten Tage wohl entschuldigen mochten.

„Halt aus! Nur drei Jahre lang,“ fuhr Krummacher ganz vergnügt fort. „Was sind drei Jahre, wenn du es deiner guten Mutter versprichst, die ihre Stunden jetzt nach Ewigkeiten zählt. Dann kannst du wieder fliegen, soviel du willst: die Donau hinunter, nach Süd und Nord. Ein gefiedert Schneiderlein mag weiter kommen als ein gerupfter Pfarrer.“

„Ich will's versuchen!“ wiederholte der Junge lächelnd und trocknete seine Tränen. Der arme Kerl war noch zu jung

für die Bitterkeit des Lebens, das ihn plötzlich so hart angefaßt hatte, und verstand sie nicht.

„Und du wirst deinen Lohn empfangen,“ sprach der Pestilenziarius zuversichtlich und setzte dann ganz leise hinzu: „Glaube und hoffe, wenn auch das Lieben begraben sein muß.“

Sie sahen noch die Sonne untergehen, prächtig in roter Glut, daß der ganze Himmel samt der Donau in Flammen zu stehen schien. Dann begleitete Krummacher seinen Pflegling nach der Taubengasse hinter dem Marktplatz. Dort stand eingezwängt zwischen zwei größeren ein schmales hohes Haus mit krummem Giebel, aus dem wie der Arm eines begehrlichen Galgens ein Balken hervorragte, an dem sich ein Flaschenzug zum Holzaufziehen schaukelte, denn es war mit einem Male windig und herbstlich kalt geworden. Das schmale Haustor, mit rohgemeißeltem gotischen Stabwerk verziert, stammte sichtlich aus alten Zeiten; aber schon damals hatten die Bauleute auf zwei Wappenschilde, die an den Kämpfern des gedrückten Spitzbogens angebracht waren, links eine Schere, rechts einen Ziegenbock eingehauen. Ueber dem Klopfer hing eine Tafel mit der Inschrift: Bockelhardt, Schneidermeister, und auf der Türschwelle stand eine kleine Holzkiste.

Berblinger stieß einen Freudenschrei aus. Es war sein Waschkistchen, das am Klosterhoftor von Blaubeuren stehen geblieben war und das er im Elend der letzten Tage fast vergessen hatte. Niemand anders als der gute Zeller konnte es ihm nachgeschickt haben. Auf dem Deckel stand die Adresse seines Onkels, und von dessen Haus war es unverzüglich nach des Schneiders Wohnung gewandert; ein Beweis, daß er in der Herbelgasse nichts mehr zu suchen hatte.

Und doch war es ein Freudenschrei, mit dem er sein Eigentum begrüßte. Jetzt hatte er wenigstens seinen Euklid wieder und ein altes Physikbuch, das ihm Zeller geschenkt, und

die acht Pläne, ein Luftschiff zu steuern, die er im Hörsaal zu Blaubeuren ausgesonnen und unter dem Schutz seiner großen griechischen Chrestomathie auf Papierstückchen verschiedenster Form und Größe aufgezeichnet hatte. Wollte er sie doch alle seinem Freund Lombard beim nächsten Besuche vorzeigen!

Für den Augenblick war vergessen, was er vor kaum einer Stunde versprochen hatte.

Glücklicher Augenblick, glückliches Vergessen!

---

14 Aller Anfang ist schwer

Das war ein Anfang! Hu!! Auf dem Dachboden!

Brechtle drehte die Kurbel der rostigen Winde, daß ihm der Schweiß auf der Stirn stand, obgleich ein kalter Herbstwind den Regen durch die offene Giebelluke von Zeit zu Zeit bis zu ihm herüberwarf. Blasen, reif zum Aufspringen, hatte er schon seit einer Stunde an beiden Händen. Der mit Holz gefüllte Korb, der langsam an der Außenwand des hohen, schmalen Hauses emporstieg, war schwerer als je. Gretle, das arme Ding, das ihn unten auf der Gasse zu füllen hatte, konnte ja nicht anders, denn die schrille Stimme der Meisterin hatte eben wieder aus dem Fenster heraus gescholten, daß man das faule Paar an den Ohren aufziehen würde, wenn sie bis zehn Uhr nicht fertig wären. Die Rathausuhr hatte aber schon das erste Viertel geschlagen und der Holzhaufen, der die enge Gasse versperrte, wollte noch nicht kleiner werden.

Der Korb, in schwindelnder Höhe bedrohlich schwankend, tauchte jetzt vor dem Giebelfenster auf. Nickel, der ältere Lehrjunge, hatte dem sehnlichst erwarteten Nachfolger die Behandlung der Winde mit überlegenem Lächeln erklärt und ihn zum Schluß gutmütig ermahnt: „So! mach keine Dummheiten,

Studentle, wenn du die Arme nicht brechen willst. Du könntest sie noch brauchen, denn jetzt bist du der Allerweltsbub, Gott sei Dank!“

Brechtle hatte die Sache rasch begriffen. Er warf die Klinke ein, die den Rücklauf der Winde verhindert, schwang den Korb herein, hackte ihn vom Seil los und stürzte ihn um. Auch einige Uebung hatte er sich schon erworben. Dann wurde der Korb wieder angehängt, hinausgeschwungen und die Klinke ausgehoben. Wie toll drehte sich jetzt die Kurbel von selbst, während der Korb wieder nach unten wanderte, wo die kleine Magd, unterstützt von dem überaus eifrigen vierjährigen Zwillingspaar, das gleichzeitig ihrer Obhut anvertraut war, mit dem Füllen des zweiten Korbes gerade fertig geworden war. Brechtle sah hinab, ärgerte sich, daß sie drunten so fleißig waren, und seufzte, als die klare Stimme der kleinen Magd zum zweitenmal „Auf!“ rief. Man hatte ja kaum Zeit, ein wenig aufzuatmen. Dann aber begann die Arbeit an der krächzenden Winde aufs neue, mühevoll, langweilig. Allerdings konnte er fünf Minuten lang alles mögliche dabei denken, um sich die Zeit zu vertreiben. Die letzten zwölf Stunden gaben ihm Stoff genug dazu.

Da war der Abschied vom Pestilenziarius unter der Haustüre. Warum hatte ihm der gute Mann die Hand auf den Kopf gelegt und ihn dann geküßt, als ob sie sich im Leben nie wieder sehen sollten? Er gehe auf vier Wochen nach Geislingen zu einem Vetter, der dort Beinschnitzer sei, hatte er wohl gesagt. Er könne es nicht mitansehen, wie die Bayern die alte lutherische Reichsstadt in den Sack steckten. Brechtle brauche sich nicht nach ihm umzusehen, bis er selbst nachfrage. Dann war er rascher als gewöhnlich das Taubengäßchen hinabgegangen, und der Junge fühlte, daß er jetzt allein war in der Welt; mutterseelenallein mit seinem Waschkistchen.

Stolpernd in pechschwarzer Dunkelheit suchte er sich die schmale, ausgetretene Treppe hinauf, bis er am Boden durch eine Spalte einen grellen Streifen Licht sah. Er klopfte, zuerst an der Wand, dann an einer Türe. Eine schneidende Stimme rief: Herein! und er trat in eine niedere, überhitzte Stube, in deren von einer blechernen Ampel spärlich erhellten Dämmerung er sich kaum zurechtgefunden hätte, wäre er nicht unmittelbar aus der Nacht des Stiegenhauses herausgetreten. Es war ein langgestrecktes Zimmer, das die ganze Tiefe des Hauses einnahm, so daß sich an beiden Enden Fenster befanden. Durch eine mit Schnitzereien geschmückte schwarze Holzsäule, die einen Querbalken der Decke stützte, war es in zwei Teile geteilt, die sichtlich verschiedenen Zwecken dienten. Entlang der ganzen Fensterwand der hinteren, in Dunkel gehüllten Zimmerhälfte lief ein breites, tischartiges Gestell, während sich an beiden Längsseiten schmale Tische hinzogen. In der Mitte der Längswand, der Türe gegenüber, stand ein gewaltiger Kachelofen, der zugleich als Kochherd dienen mochte. Die zweite, vordere Hälfte der Stube schien der Wohnraum der Familie zu sein. Hier stand in einer Ecke ein großer altertümlicher Tisch, an zwei Seiten von an der Wand befestigten Bänken umgeben. Den größeren Teil der gegenüberliegenden Wand nahm das einzige schmucke und wertvolle Zimmergeräte ein, das die Familie besaß: ein schwarzbrauner, prachtvoll geschnitzter Schrank im Renaissancestil, in dessen Ornamente Symbole und Werkzeuge des Schneiderhandwerks kunstvoll eingeflochten waren. Es war der letzte Rest aus der Glanzzeit der Bockelhardt, wenn man von einem allzu abgenutzten Großvaterstuhl absah, der am Mauerpfeiler zwischen den beiden Fenstern stand.

Die Familie schien das Abendessen zu erwarten. Zwei Plätze am Tisch waren jedoch nicht besetzt. Meister Bockelhardt fehlte, und seine Frau war damit beschäftigt, eine dampfende

Schüssel Haferbrei aus dem Kachelofen zu ziehen, als Berblinger eintrat. Erwartungsvoll, die Holzlöffel in der Hand, saßen drei männliche und ein weibliches Wesen schweigend vor ihren irdenen Tellern: in würdiger Haltung der Altgeselle, ein schwerer, fetter Mann, der wohl fünfzig Jahre zählen mochte und sein kahles Haupt grämlich hin und her wiegte, neben ihm ein blutjunger Bursche mit rosigem, stets lachendem Gesicht — oder war es nur ein ungewöhnlich großer Mund, der ihm diesen freundlichen Ausdruck gab? —, ihnen gegenüber ein halberwachsenes Mädchen mit großen blauen Augen und zerzausten blonden Haaren, in einem Rock, der ihr viel zu groß war, damit beschäftigt, ein Kind von zweifelhaftem Geschlecht auf ihrem Schoß und ein zweites auf dem neben ihr stehenden Stuhl zu halten, die beide verzweifelte Anstrengungen machten, sich völlige, lebensgefährliche Bewegungsfreiheit zu sichern. Am unteren Ende des Tisches endlich saß ein großer, eckiger Junge, der in Berblingers Alter sein mochte und mit seinem Löffel bald dem einen, bald dem andern der Kleinen einen regelrechten Fechterhieb beizubringen suchte, was beide mit zornigem Angstgeschrei erwiderten.

„Was soll's, Bub?“ fragte die Meisterin in keineswegs einladendem Ton. „Einen neuen Schulmantel? Der Meister ist nicht zu Haus.“

„Ich möchte — ich soll — ich soll hier schlafen,“ stotterte Berblinger.

Die Meisterin starrte ihn an; der lachende Geselle lachte laut, die beiden Kleinen hörten plötzlich auf zu schreien, und alle drehten die Köpfe wie auf Kommando nach der Türe.

„Das müßte ich doch selbst erst wissen,“ sagte die Meisterin scharf. „Er ist bei seinem Abendschoppen und kommt erst um neun Uhr heim, leider Gottes.“

„So will ich so lange warten,“ versetzte Berblinger.

„Seht einmal, der Bub!“ rief die Meisterin erstaunt. „Na, meinetwegen. Dort hinten steht ein Stuhl. Setz dich.“

Brechtle setzte sich in den Winkel hinter dem großen Schrank und konnte von dort aus, fast ohne gesehen zu werden, die Gesellschaft betrachten, die sich über den Haferbrei hermachte, ohne sich des weiteren um ihn zu kümmern. Niemand sprach ein Wort. Der Altgeselle grunzte zuweilen, der junge lachte manchmal, worauf die Meisterin beide gleich zornig ansah. Die Kleinen versuchten von Zeit zu Zeit in ein Geschrei auszubrechen, das aber sofort in einem Löffel Brei erstickte, und der Junge am unteren Tischende begnügte sich schließlich damit, seinen Teller so rein als möglich auszukratzen und gierige Blicke nach der fast leeren Schüssel zu werfen.

Berblinger beobachtete all dies mit klopfendem Herzen. Er wußte noch nicht, was er aus jeder der einzelnen Figuren machen sollte: der noch jungen, aber schon recht verärgert dreinsehenden Meisterin mit der schrillen Stimme, dem vierschrötigen Altgesellen, der den Löffel mit seinem Taschentuch abwischte, ehe er ihn in den Brei steckte, und sich sichtlich auf seine Weltkenntnis und seine Lebensart etwas einbildete, dem gierigen, eckigen, halbverhungerten Lehrling mit einem Wolfsgesicht, ebenso bereit, mit den Zähnen um sich zu hauen, als mit eingezogenem Schwanz heulend davonzulaufen. Selbst das lachende Gesicht des zweiten Gesellen, in dessen großem Mund der Löffel bis ans Stielende verschwand, konnte den Geist grämlicher Unbehaglichkeit nicht bannen, der über dem trüb erleuchteten Bilde zu hängen schien.

Die Schüssel war leer. Das Mädchen, das elf bis zwölf Jahre alt sein mochte, stand auf und sprach mit gleichgültiger Stimme ein altgewohntes kurzes Dankgebet, währenddessen sich die drei männlichen Tischgenossen ebenfalls erhoben und, ohne ein Wort zu sagen, der Türe zu gingen.

Sie schien in diesem Augenblick von selbst aufzugehen. Bockelhardt trat ein.

„Schon!" rief seine Frau erstaunt, mit einem zornigen Blick auf die Schwarzwälderuhr, unter der Berblinger saß. Zorn war sichtlich die Grundstimmung ihrer Seele.

Bockelhardt schien größer zu sein als bei Tag und hatte noch die Miene, mit der er aus dem Schwarzmannschen Hause getreten war; wenn möglich war sie sogar selbstbewußter, weltbesiegender. Auch hatte er noch den Frack unter dem Arm, den er jetzt mit einer kühnen Bewegung in den hinteren Teil der Stube schleuderte.

„Ist er da, Theres?" fragte er, ohne irgend jemand zu grüßen.

Die Frau antwortete nur mit einer Handbewegung, indem sie nach der Wanduhr wies. Berblinger stand auf.

„Komm nur hervor und zeig dich!" lachte Bockelhardt nicht unfreundlich. „Endlich hab' ich wieder einmal einen Extraschoppen getrunken, dir zur Ehr'. Ist schon verdammt lang nicht mehr vorgekommen. Aber einen von Schwarzmanns in die Lehr' zu kriegen, das verträgt's, wenn er auch zehnmal Berblinger hieße. Siehst du sein Gymnasialmäntele, Weib? Respekt vor deinem Mann! Wir haben jetzt einen Studierten im Haus, freilich nicht größer als einen Fingerhut; aber wir werden ihn schon ausbügeln."

Der Meister war in der besten Laune, deren er fähig war, und erzählte in abgerissenen Sätzen, wie das alles gekommen war, wie er endlich den vermaledeiten Frack losgeworden und den Buben dafür eingetauscht habe und wie eben bei einem Schoppen Söflinger alles mit dem Oberzunftmeister Knöppel besprochen worden sei. Danach sollte das Studentle morgen um zehn Uhr aufgedungen und als ehrsamer Schneiderlehrling eingestellt werden, was mehr wert sei, als wenn er allen

Blödsinn der Welt ausstudiert hätte. Denn Kleider machen Leute, und selbst ein Prälat sei ohne sie ein erbärmlich Ding, beim Licht betrachtet. Das habe sogar einer der hochgelehrten Professoren in Blaubeuren eingesehen, der in Ulm arbeiten lasse, und zwar bei einem gewissen Bockelhardt, dem größten, wenn auch verkanntesten Schneider des neuen Jahrhunderts. Ein Mann von seltenem Verstand, der Professor!

Dabei fing Bockelhardt im hinteren Teil der Stube zu tanzen an, worauf seine Frau etwas von Bockssprüngen murmelte und Gretle mit den Kindern sehr energisch zur Türe hinausschob.

Vorderhand aber, fuhr der Meister fort, müsse man dem Jungen ein Nest zurichten. Die Gret möge sich tummeln. Hinter dem Holzstoß in der Gesellenkammer sei noch Platz genug für einen Spatzen wie den Berblinger. Sei kein Strohsack mehr da, so seien alte Flecke genug vorhanden, aus denen man ein Bett machen könne, gut genug für den Kurfürsten von Bayern. Ob das Bürschle beim Haferbrei mitgegessen habe?

„Nein," sagte die Meisterin; „was weiß ich, wo du deine Lehrjungen aufgabelst. Hergelaufene Studentchen brauche ich nicht zu füttern."

„Na, dann auch gut," sagte Bockelhardt beruhigt und begann wieder zu tänzeln. „Je bälder er sich sein üppiges Klosterleben abgewöhnt, um so besser. Mit dem Haferbrei kann er auch morgen früh anfangen. Er schmeckt dann um so besser."

„Wie heißt der Bub?" fragte die Meisterin.

„Was gaffst?" wandte sich der Meister an das Mädchen, das wieder unter der Türe stand und Brechtle neugierig betrachtete. „Willst machen, daß dem Studentle sein Bett gemacht wird. Rechtsumkehrt, marsch! — Wie er heißt? Brechtle heißen sie ihn bei Schwarzmanns. — Wie?" —

„Albrecht heiß' ich," sagte der Junge kleinlaut.

„Feiner Name, Albrecht," nickte Bockelhardt, stehen bleibend. Dann wandte er sich an den Altgesellen: „Na, Joseph, das überlass' ich dir, ihm den auszuklopfen. Albrecht! Feiner Name für einen Schneidersjungen. Die ehrsame Zunft kann noch stolz auf dich werden mit der Zeit. Vorläufig, beim heiligen Ziegenbock, bleibt nichts übrig, als ihn dir auszuklopfen. Brechtle tut's für die Lehrzeit auch nicht; klingt zu sehr nach dem Mutterschweinchen. Na, das Richtige wird sich finden. Macht jetzt, daß ihr ins Nest kommt, die ganze Bagage. Morgen um vier Uhr ist auch wieder ein Tag."

Enderle, der heitere Gesell, der des Meisters Witze grinsend angehört hatte, nahm Brechtle am Arm und zog den leise Widerstrebenden gewaltsam zur Türe hinaus. Er wußte aus Erfahrung, daß bei derartigen Veranlassungen ein plötzlicher Umschlag der Stimmung des Meisters in Aussicht stand und es dann rätlicher war, dies aus sicherer Entfernung zu beobachten. Sie stiegen zwei Stockwerke höher, wo sich in einer Dachkammer inmitten beträchtlicher Vorräte von Brennholz zwei gebrechliche Bettstellen und ein auf dem Boden aufgebautes Bett vorfand, auf das sich bereits Nickel, der Lehrjunge, geworfen hatte und die Beine, eine Art Lufttanz aufführend, in einem Paroxysmus von Vergnügen gen Himmel streckte.

„Na, was soll das heißen?" brummte der Altgeselle, packte mit einem raschen Griff eines der zappelnden Beine, riß den Lederschuh vom Fuß und gab ihm einen klatschenden Schlag auf die nackte Fußsohle.

„Au!" schrie Nickel, den Fuß zärtlich ins Gesicht drückend — Schneider können das — „Soll ich nicht auch einmal fidel sein, wie der Meister? Juvivallera! Von heut an bin ich nicht mehr der Jüngste. Jetzt hab' ich einen, an den ich's

weitergeben kann, was ihr mir gebt. Dazu ein Studentle! Juvivalleralleralera!“

Darüber kam die kleine Magd hinter dem Holzstoß hervor.

„Macht's nicht zu toll mit ihm,“ sagte sie, „oder ich schrei' um Hilf'. Dein Bett ist dort hinten, Brechtle. Schlaf wohl und träum was Gutes. Das alte Haus kann's brauchen.“ Damit verschwand sie durch die Falltüre, von der aus eine steile Treppe nach unten führte.

Hinter dem Holzstoß unter dem schräg abfallenden Dach fand Berblinger denn auch eine Art Lager, ähnlich dem, das sich ein Rehbock im Wald zurechtmacht, wenn es Winter werden will. Allein Natur und Jugend verlangten jetzt ihr Recht mit Gewalt. Er warf sich halbentkleidet auf die Lumpen, die den Boden bedeckten, drückte den Kopf auf ein mit Stroh gefülltes Säckchen, zog eine zerrissene Pferdedecke über die Ohren und glaubte, den schweren Tag mit einer schlaflosen Nacht beschließen zu müssen. Nach fünf Minuten jedoch schlief er fest, traumlos, die Welt und all sein Elend vergessend, bis ihn ein kleines Holzscheit an den Kopf traf. Es kam von der Hand Nickels, und es war vier Uhr; Zeit zum Aufstehen. „Feuer machen! Werkstatt kehren!“ schrie der Junge hinter der Holzbeige. Der erste Tag seiner Lehrjahre war angebrochen.

Nickel war übrigens so unfreundlich nicht, als er sich anstellte, wenn er auch die Freude nicht unterdrücken konnte, jemand zu haben, dem er antun konnte, was ihm zwei Jahre lang angetan worden war. Er erklärte unter fortwährendem Hinweis auf das fürchterliche Schicksal, das dem Neuling bevorstehe, der sich irgendwelche Pflichtvergessenheit zuschulden kommen lasse, was man von ihm erwarte. Da die Meisterin zu faul sei, die Kinder zu warten, sei die Gret beständig mit dem unnützen Gewürm beschäftigt. Der Meister habe als älterer Mann wieder geheiratet und die Meisterin, um Zeit zu

gewinnen, habe mit Zwillingen angefangen, die das Gretle noch umbringen würden. Der jüngste Lehrjunge müsse deshalb in nachtschlafender Zeit hinunter, Feuer anmachen, Wasser holen, Holz tragen und habe des Teufels Dank dafür. „Jetzt, Studentle, zeig mal, was dein Studieren wert ist!“ sagte er zum Schluß lachend und gab Brechtle einen Besen und einen Kübel in die Hand, die er aus einem Loch unter der Treppe hervorgeholt hatte.

Mit diesen Hausgeräten beschäftigt, fand ihn eine halbe Stunde später die Meisterin, nahm ihn, ohne ein Wort zu sagen, am linken Ohr und stieß seinen Kopf in eine Ecke, wo ein Röllchen Zwirn und drei Schnipfel schwarzen Tuchs lagen, die er im Dunkel der Morgendämmerung übersehen hatte. Etwas später erschien auch der Meister, gab ihm im Vorübergehen gähnend einen freundschaftlichen Stoß und bestieg den Arbeitstisch, auf dem die zwei Gesellen und Nick schon seit einiger Zeit die Nadeln tanzen ließen. Dann wurde er mit Gretle in den Hof geschickt. Sie sollten das Holz, das Nickel im Lauf der letzten Woche zerkleinert hatte, nach der Gasse tragen, von wo es auf die Bühne gezogen werden konnte. Berblinger wunderte sich, was all dies mit der Schneiderei zu tun habe, und freute sich fast, soweit dies bei seinem wütenden Hunger möglich war, daß er einen Zusammenhang nicht entdecken konnte.

Sie gingen beide sichtlich nicht ungern und begannen zusammen das Holz in einen Korb zu beigen, ihn, wenn er voll und schwer genug war, nach der Gasse zu tragen und vor der Haustüre zu entleeren. Es war ein trüber Morgen und regnete sanft. Gretle schlug ein Tuch über den Kopf und schien sich nichts daraus zu machen.

Sie war kaum kleiner als Brechtle, obgleich sie erst zwölf Jahre zählte, so daß beide gut zusammen arbeiten konnten. Auch wäre sie trotz ihrer ärmlichen Kleider ein ganz nettes Mädchen

gewesen, hätte eine hochgeschwollene Backe das bleiche Gesichtchen nicht gar zu sehr verzogen. Das sei aber nur vorübergehend, meinte sie, und komme von einer Maulschelle, die ihr die Tante gegeben habe, weil das Fritzle die Treppe hinuntergefallen sei, während sie Bier habe holen müssen. So kamen sie ins Plaudern, und Berblinger erfuhr von seiner Mitarbeiterin manches, das ihm zu wissen nützlich war. Gretle war eine Waise, das Kind eines Schifferknechts, der im Strudel bei Grein ertrunken war. Da sei die Mutter auch in die Donau gegangen und niemand habe von den Kindern etwas wissen wollen. So sei sie und ihr Bruder Gotthilf im Fundelhaus*) am Gänstor untergebracht worden, bis sie letzt' Lichtmeß ihre Tante in Dienst genommen habe. Lohn bekomme sie freilich nicht, und die Tante habe keine leichte Hand, aber der Onkel sei gut zu ihr, wenn er nichts getrunken habe. Sie wollte gerne zufrieden sein, wenn nur die kleinen Buben, der Fritz und der Franz, nicht immer ins Wasser oder ins Feuer oder die Treppe hinunter fielen. Dann gehe es ihr schlecht. Schlimmer habe es freilich ihr Bruder, der bei dem Schirmmacher Knoblauch in der Herrenkellergasse in der Lehre sei, wegen der Fischbeine. Auch sei er nicht gesund und könne nicht viel aushalten. Das sei anders bei ihr. Sie halte alles aus, und Brechtle solle sich nur nicht einbilden, man könne nicht alles aushalten. Es sei trotz alldem recht nett auf der Welt. Hinten im Hof stehe ein Gaishirtlesbaum; ganz voll. Wenn nur die Spatzen nicht wären.

„Oder wenn man selber ein Spatz wäre!“ seufzte Brechtle, in dem es plötzlich wie eine alte Erinnerung aufstieg.

---

*) Die alten Protokolle Ulms nennen die Anstalt, in welcher von seiten der Stadt für Waisen und verwahrloste Kinder gesorgt wurde, „Fundelhaus“, obgleich sie als Findelhaus natürlich höchst selten Dienste zu leisten hatte.

Gretle lachte laut auf. Das war ein Gedanke! Dabei wurde ihr geschwollenes Gesicht so krumm, daß auch Brechtle lachen mußte; zum erstenmal seit — seit — — Es war so lang her, daß er sich nicht mehr erinnern konnte, wann. Vielleicht in Blaubeuren vor der Feuersbrunst. Und nun kam es immer schlimmer, so viel war ihm heute schon klar geworden.

Aus den Gesellen und dem Nickel brauch' er sich nicht allzuviel zu machen, erklärte Gretle, während sie den nächsten Korb füllten. Der Joseph, der Altgesell, sei wohl ein Grobian und habe dem vorvorigen Lehrling einmal einen Finger abgeschlagen. Aber er habe ihn auch wieder verbunden, so daß er fast gerade geworden sei. Er sei nicht boshaft, der Joseph; man muß nur immer Herr Joseph zu ihm sagen. Der Nickel sei wohl ein Lausbub, ein Günzburger Schifferssohn, der seinem Vater zweimal durchgegangen und nach Ulm gelaufen sei, bis man ihn hier in die Lehre getan habe. Dafür sei der Enderle immer lustig und tue niemand etwas zuleid. An den müsse er sich halten, dann werde es schon gehen.

„Ich hoffe, du wirst auch lustig werden mit der Zeit," meinte das Mädchen, während sie den zehnten Korb mit einem energischen „Hupp!" umstieß. „Warum machst du ein so verdrießliches Gesicht hin? Kriegst du schon Blasen?"

„Ich habe Hunger," sagte Brechtle aufrichtig.

„Ich habe auch Hunger, oft genug," erklärte Gretle, „aber Hunger kann man aushalten; das hat man mich im Fundelhaus gelehrt. Ihr lernt nichts in euern Klosterschulen. Komm!"

Und munter, als ob sie nachgerade warm würde, zog sie den Korb und Brechtle hinter sich her nach dem Hof zurück.

Gerade als sie das letzte Häufchen in die Gasse hinaustrugen, rief die Meisterin zum Essen. Berblinger hatte in Blaubeuren einen besseren Haferbrei nie zu schmecken bekommen, obgleich ihm das Frühstück durch ein kleines Zwischenspiel versalzen

wurde. Der Meister, der die Aermel am Frack des Rats Schwarzmann wieder eingenäht hatte, war in gehobener Stimmung und ließ Berblinger zwischen sich und den Altgesellen sitzen, was diesen sichtlich verdroß. Als nun Brechtle den Versuch machte — nach Klostersitte, solange die Schüssel nicht leer war —, seinen Teller zum zweitenmal zu füllen, traf zum erstenmal die große fleischige Hand des alten Joseph derart mit seinem Hinterkopf zusammen, daß er mit der Nase in den Teller stieß, worüber Enderle, so sehr er sich Mühe gab, nicht umhin konnte, laut zu lachen, und Nickel förmlich aufjauchzte. Ja, selbst Gretle, bei der er ein weicheres Herz zu finden gehofft hatte, verzog ihr krummes Gesicht noch etwas krümmer. Nur der Meister blieb ernst, obgleich etwas Brei an Brechtles Nase hing, den er nicht abzuwischen wagte.

„Joseph Breithuber!“ sprach er feierlich, „wenn der hier anwesende Albrecht Berblinger einmal Lehrjunge ist, kannst du ihn prügeln nach Handwerksgebrauch; ich habe nichts dawiderzusagen. Nunmehr ist er aber dieses Standes und solcher Würde noch nicht teilhaftig geworden und ist hier sozusagen unser Gast und Hausfreund. Diese Ohrfeige hat er demnach zu Unrecht oder vielmehr zu frühzeitig bekommen und soll ihm deshalb als Ersatz und Entschädigung noch ein Teller Brei vergönnt sein. Greif zu, Brechtle!“

Des Altgesellen Gesicht wurde so lang, daß selbst Enderle ernsthaft auszusehen für gut fand und das Frühstück in der üblichen grämlichen Mißstimmung sein Ende erreichte.

Nach aufgehobener Tafel — dies war einer von Enderles Hauptwitzen, den er einem Wiener Kunden abgelernt hatte — wurde Berblinger mit Nickel auf die oberste Bühne geschickt, um in der Behandlung der Winde unterrichtet zu werden. Gretle mußte mit den Zwillingen auf die Gasse hinunter, um abwechslungsweise die zwei Körbe zu füllen, in denen das Brenn=

holz nach oben gewunden werden sollte. Doch war die einförmige Arbeit nicht halb beendet, als Berblinger gegen zehn Uhr abgerufen wurde. Es war Zeit, verabredetermaßen nach der Meisterherberge zu gehen, um den neuen Lehrling aufzudingen, wofür Bockelhardt am Abend zuvor die nötigen Vorbereitungen getroffen hatte. War er auch nicht mehr Obermeister der Zunft, wie es sein Vater und Großvater gewesen waren, so taten die andern dem „jungen Bockelhardt", der seinerzeit ein lustiger Kollex gewesen war, aus alter Gewohnheit gern einen Gefallen, sonderlich als man vernahm, daß der Rat Schwarzmann der Vormund des neuen Lehrburschen und dieser ein Studentle aus Blaubeuren sei. Da lohnte sich's schon, obgleich nicht ganz nach Handwerksgebrauch, eine Extrasitzung vor offener Lade einzuberufen.

Berblinger mußte Nickels Konfirmationsrock anziehen, der ihm wohl etwas zu groß war, aber in seinem blauen Gymnasialmäntelchen durfte er bei dieser feierlichen Gelegenheit nicht mehr erscheinen. Nachdem ihn sämtliche Hausgenossen, selbst der alte halbblinde Korbflechter im Erdgeschoß, beguckt und belacht hatten, verließ Bockelhardt ebenfalls in festlichem Gewand und in feierlicher Gangart das Haus, Brechtle zwei Schritte hinter ihm mit klopfendem Herzen und hängendem Kopf, wie ein Kälbchen, das zur Schlachtbank geführt wird.

*

Zuerst ging's in die Herbelgasse. Schwarzmann hatte sie erwartet. Es war auch bei den Schiffern Brauch, daß beim Aufdingen des Lehrjungen der Vater oder der Vormund anwesend sein mußte, obgleich der künftige Meister das Wort für den Jungen führte. Auch hatte Schwarzmann den Geburtsschein vorzuzeigen, da Brechtle kein Meisterssohn, noch ein geborener Ulmer war. Gravitätisch schritten die beiden Herren

über den Markt und schienen den Kleinen kaum zu sehen, der wie an einer unsichtbaren Kette hängend hinter ihnen her lief. Die Welt war damals noch voll solcher Ketten, von denen man heutzutage nichts mehr weiß oder wissen will. Dann verloren sie sich in dem winkligen Viertel an der untern Blau, wo im Wilden Mann in der Schwilmengasse die Schneidermeister ihre Herberge hatten.

Es war eine geräumige, aber düstere Stube, deren getäferte Holzwände mit den Schätzen und Kunstwerken der Zunft geschmückt waren. Eine gewaltige Schere hing hinter dem Lederstuhl des Altmeisters. Auf einem mit reichen altertümlichen Kleidungsstücken behängten Seitenbrette stand ein Dutzend zinnerner Trinkgefäße, wohl die Form, aber keineswegs die Größe von Fingerhüten nachahmend. An der entgegengesetzten Wand glänzte auf einer den Kopf eines Ziegenbocks darstellenden Konsole ein riesiges versilbertes Bügeleisen, auf dessen glänzendem Türchen ein von der Zunft hochgeschätzter Vers eingegraben war, der also lautete:

Der erste Schneidermeister war Gott unser Herr im Paradies,
Der unser sündig Elternpaar nicht unbekleidet laufen ließ.

In einer Ecke stand ein reichgesticktes, aber sehr verstaubtes Fähnlein, um das sich in früherer Zeit die tapferen Schneider von Ulm mutig geschart hatten, wenn es galt, die Feinde der freien Reichsstadt abzuwehren. Sie zogen es noch immer gelegentlich hervor, aber nur bei festlichen Veranlassungen und selbst dann nicht mehr sehr willig. Denn das Publikum erlag einem unerklärlichen Drang, zu lachen, so oft das Fähnlein mit dem Ziegenbock auf der Spitze durch die Gassen zog.

Es zeigte sich, daß Bockelhardt und seine Begleiter erwartet wurden. Die Lade der Zunft, eine uralte, etwas unansehnliche Holztruhe, mit den Wappenschildern längst verstorbener

Meister bemalt und mit drei schweren Schlössern versehen, stand bereits auf dem Tisch. Neben ihr lag ein in Leder gebundenes Buch mit eisernem Beschlag, auf der andern Seite stand ein altertümliches Tintengeschirr. Hinter dem Tisch, von der Lade fast verdeckt, saß in der Mitte der Obermeister der Zunft, Herr Knöppel, rechts und links je zwei Beisitzer, am unteren Ende stand der Handwerksschreiber. Knöppel war keineswegs einer der ältesten der Zunft, die zurzeit über achtzig Meister zählte, war aber gewählt worden, weil er besser als irgendein andrer die alten Zunftgebräuche kannte und trotz alles Rüttelns unruhiger Köpfe, an denen es in der Zunft nicht fehlte, mit Strenge daran festhielt, auch vergessene Bestimmungen und Sitten wieder einzuführen sich bemühte. Das war notwendig, meinte er und viele mit ihm, in einer Zeit, in der der Umsturz selbst die Hoftracht der guten alten Zeit in Fetzen zu reißen drohte.

Von andern Meistern waren nur fünf erschienen und hatten auf den Stühlen entlang der Seitenwände Platz genommen. Die Sitzung war allen doch gar zu überraschend über den Hals gekommen. Gesichter wie aus Holz geschnitzt, aber meist magere kleine Gestalten, denen man das körperlich wenig anstrengende Handwerk anmerkte.

Knöppel erhob sich, als der Obermeister der Schifferzunft eintrat, und begrüßte ihn mit einer feierlichen Verbeugung, jedoch ohne ein Wort zu sagen. Im allgemeinen standen die Schneider und die Schiffer nicht auf dem besten Fuß. Die Schneider warfen den Schiffern Mangel an Lebensart vor; die Schiffer behaupteten, die Schneider seien keine Männer. Dann wies er mit einer Handbewegung, die einem reichsunmittelbaren Fürsten Ehre gemacht hätte, auf einen Armstuhl, der in Erwartung des hohen Gastes neben dem Tisch aufgestellt war. Schwarzmann ließ sich dröhnend nieder und be-

gann mit seiner silbernen Uhrkette zu spielen. Er wollte diesen Schneidern zeigen, daß die Schiffer doch eine andre Klasse von Menschen waren. Bockelhardt blieb mit Berblinger, den er an seine linke Seite gezogen hatte, vor dem Tisch stehen; Knöppel räusperte sich und begann:

„Gott segne das Handwerk . . . Amen. — So, mit Verlaub und Gunst tue ich die günstigen Herren Beisitzer fragen, ob sie alle zur Stelle seien, also daß ich die löbliche Lade öffnen möge nach Handwerksgebrauch."

„Dank dir Gott willkommen!" sagten die vier fast einstimmig. „Wir sind alle da."

„Dank euch Gott um und um; so komm' ich schnell herum," fuhr der Obermeister fort. „So mit Verlaub und Gunst, ihr günstigen Meister, lasset uns die Lade öffnen im Namen Gottes des Vaters —"

Dabei zog er einen Schlüssel aus der Tasche und steckte ihn in das mittlere der drei Schlösser, die an der Truhe hingen.

„Und des Sohnes," sagte der rechtssitzende Meister Glöcklen und steckte einen zweiten Schlüssel in das ihm zunächst hängende Schloß.

„Und des heiligen Geistes!" rief mit dünner Stimme Meister Schlumperger, einen dritten Schlüssel hervorziehend.

„Amen!" sprach Knöppel feierlich, und alle drei drehten gleichzeitig ihre Schlüssel um, worauf der Altmeister den Deckel der Truhe aufschlug und sich die beiden andern wieder setzten.

„Mit Gunst, ihr Meister," begann Knöppel aufs neue, „so wir nun versammelt sind bei offener Lade nach Handwerksgebrauch, tu' ich Euch fragen, Meister Bockelhardt. Sprechet mit Bescheidenheit. Was ist Euer Begehr?"

„Mit Verlaub und Gunst!" erwiderte der Angeredete sehr feierlich. „Vor offener Lade tu' ich euch kund und zu wissen, löbliche Meister, daß ich gewillt bin, diesen hier anwesenden

Albrecht Ludwig Berblinger auszudingen, also daß er mein Lehrjung' sei für drei Jahre und drei Tage nach Handwerksbrauch."

„Mit Gunst," fuhr der Obermeister fort, „ist der Junge ehrlicher Leute Kind?"

„Ich weiß nicht anders," versetzte Bockelhardt. „Da er aber nicht der Sohn eines Meisters der Zunft, auch nicht als Bürger unsrer freien Reichsstadt Ulm geboren, auch weder Vater noch Mutter leben, ist an ihrer Stelle erschienen sein Vormund, der Obermeister der Schifferzunft, der ehrenwerte Herr Rat Schwarzmann, für ihn gutzustehen und seinen Geburtsbrief vorzulegen."

Schwarzmann glättete ein zerrissenes Papier auf seinen Knien und legte es auf den Tisch.

„Woraus zu ersehen," fuhr Bockelhardt fort, „daß der Junge erzeugt und geboren ist zu Ochsenwang im Württembergischen, woselbst sein Vater Schulmeister, seine Mutter aber, Rosa Schwarzmann von Ulm, dessen ehelich angetrautes Weib gewesen. Item ist zu ersehen, daß die Berblinger, seine Vorvordern, freie Ulmer Bürger gewesen, also daß der Junge leichtlich als in Ulm zuständig anzusehen wäre. Item, daß der Junge evangelischen Glaubens geboren, getauft und erzogen wurde. Item ist wohlbekannt, daß seine Sippe niemals kein unehrlich Gewerb betrieben, so da sind Schäfer, Türmer, Trompeter, Henker, Abdecker und dergleichen, wie solches des weiteren erwiesen ist durch das Zeugnis seines Vormunds, des hochachtbaren Herrn Rats Schwarzmann, sowie auch durch das meinige, das ich bezeuge als ehrsamer zünftiger Meister vor offener Lade."

„Was dünket euch, ehrsame Beisitzer und Meister?" fragte Knöppel, indem er eine große Hornbrille aufsetzte und das Dokument zu studieren begann, es dann aber dem Zunftschreiber zuschob, der es mit näselnder Stimme vorlas.

„Mit Gunst, was dünket euch, soll der Junge entweichen?" fragte der Obermeister noch einmal.

Die Herren Beisitzer verharrten in nachdenklichem Schweigen.

„Nachdem solches bekanntgegeben und wohl erwogen," fuhr nach einer Pause Knöppel fort, „auch von dem Jungen seinen Eltern und seiner Sippe niemand nichts weiß als alles Liebe und Gute, so weiß ich auch nichts und tu' dich fragen, Albrecht Ludwig Berblinger, ob du den ehrsamen Meister Bockelhardt zu deinem Meister erwählet hast und willst ihm untertan sein und ihm dienen fleißig, fromm und verschwiegen, auch ehrlich sein, von diesem Tag an drei Jahre lang, wie sich einem ehrlichen Lehrbursch geziemt?"

„Sag ja!" sagte Bockelhardt halblaut, Berblinger einen Stoß versetzend.

„Willst ja sagen!" brummte der Onkel, sich halb, aber drohend von seinem Stuhl erhebend.

„Ja," sagte Brechtle.

„Und willst unsern Herrgott sowie den hochedeln und hochweisen Magistrat dieser weltberühmten freien Reichsstadt Ulm, auch Kaiser und Reich ehren und dienen, recht und schlecht, wie es eines guten Christen Pflicht ist?" fragte der erste Beisitzende.

„Ja," sagte Brechtle.

„Und willst die ehrsame Zunft der Schneider zu Ulm und ihre Meister hochhalten, von ihren Sitten und Bräuchen nichts dazutun noch abschneiden, auch ihre Rechtsame schützen mit Herz und Hirn, mit Nadel und Zwirn?"

„Ja," sagte Brechtle.

„So mit Gunst, ihr günstigen Meister!" fuhr jetzt Knöppel wieder fort, „maßen ihr solches aus seinem Munde gehört und vernommen, soll nunmehr der Zunftschreiber den Namen Albrecht Ludwig Berblinger einschreiben in das Handwerksbuch, so hier

auflieget, und soll besagter Berblinger gebunden sein für drei Jahre und drei Tage nach Handwerksgebrauch Jung und Lehrling des wohllöblichen und ehrlichen Meisters Bockelhardt zu bleiben. Auch soll er das übliche Aufgeld in die Lade legen nach Handwerksgewohnheit, nämlich zwei Gulden und achtundvierzig Heller Ulmer Münz."

Schwarzmannn zog mit grimmiger Miene einen mächtigen Lederbeutel aus der Tasche und zählte das Geld auf den Tisch, das Bockelhardt in die Lade warf, während der Zunftschreiber mit vieler Umständlichkeit das Handwerksbuch aufschlug und Berblingers Name, Geburtsjahr, Eltern und was sonst dazu gehörte, in das Lehrlingsregister eintrug. Dann bat er zuerst Schwarzmann, sodann Bockelhardt und schließlich auch Berblinger, seinen Namen unter das Dokument zu setzen.

„Kannst du schreiben, Bub?" fragte ihn Knöppel, der vergessen hatte, woher er kam, nicht unfreundlich.

Berblinger warf zum erstenmal, seitdem er das Zimmer betreten hatte, einen Blick tiefer Entrüstung auf den Zunftmeister.

„Er ist ein Württemberger," erklärte Meister Glöcklen, der erste Beisitzende; „das sind Gelehrte, ehe sie auf die Welt kommen. Glauben wenigstens, sie seien's."

„Lateinisch!" rief Meister Schlumperger, der zweite Beisitzende, der aufmerksam zusah, während der Junge unterschrieb. „Er hat seinen Namen lateinisch eingeschrieben! Geht das?"

„Es ist wider Zunftgebrauch, ihr Herren," sagte Knöppel sehr ernst. „Kannst du nicht deutsch schreiben, verflixter Bub, deutsch wie dir der Schnabel gewachsen ist?"

„Doch!" sagte Berblinger, nach echt Ulmer Art; „aber — ich dachte — —"

„Was brauchst du da zu denken; unterschreiben hättest du sollen wie jeder andre," erklärte der Zunftmeister mit gerunzelter Stirne. „Wir wollen's übersehen um des Herrn Rats willen.

Ein guter Anfang ist es nicht, aber zu hoffen, daß Meister Bockelhardt dir die gelehrten Faxen austreiben und dafür etwas vom ehrlichen Handwerk in den Kopf treiben wird, eh' deine drei Jahre um sind. Nun aber mahne ich Euch, Meister Bockelhardt, nach Handwerksgebrauch, daß Ihr den Jungen haltet recht und schlecht, ihn christlich nähret und pfleget, ihm nichts nachlasset noch auch zuviel fordert, und ihn lehret Gottes Gebote zu halten und alles, was sonst einem ehrlichen Schneidersjungen zu erlernen geziemet, also daß er heranwachse zu Ehren seines Meisters und des Handwerks. — Nun aber, günstige Meister, nachdem mit Gottes Hilfe alles gesagt und vollbracht ist, was dieses Ausgeding verlangt, frage ich, ob noch jemand etwas weiß, so etwa geschehen oder vergessen sei wider Handwerksgebrauch. — So aber niemand nichts weiß, weiß ich auch nichts und schließe die Lade im Namen der heiligen Dreieinigkeit, Amen."

Und wieder 'zogen die drei Meister ihre drei Schlüssel hervor und verschlossen die Truhe mit dem Bewußtsein, eine hochwichtige Amtspflicht würdig erfüllt zu haben, worauf Bockelhardt in einem etwas weniger feierlichen Ton vorschlug, daß sie alle nach Handwerksgewohnheit in die Wirtsstube hinuntergehen und zu Ehren des Herrn Rats den üblichen Trunk tun sollten. Berblinger, dem jeder die Hand gegeben und Glück zur Lehre gewünscht hatte, wurde, nicht zu seinem Leidwesen, nach Hause geschickt. Er möge sich dem Altgesellen zeigen, der ihm schon sagen werde, was nun zu tun sei.

*

Glücklich, dem beängstigenden Kreis der würdigen Zunftmeister entrinnen zu können, lief der Junge nach dem Taubengäßchen zurück, etwas bange, wie gestern das Nachtessen, so heute das Mittagessen zu versäumen. Auch fand er den Tisch

bereits gedeckt, die Gesellen und Nickel jedoch noch an der Arbeit. Herr Joseph beschäftigte sich am Ofen, abwechslungsweise in die Bratpfanne sehend, aus der sich ein vielversprechender Geruch gerösteter Kartoffeln verbreitete, und die „Stähle" von drei Bügeleisen hin und her schiebend, die nicht heiß genug werden wollten. Das Wichtigere waren ihm sichtlich die Kartoffeln. Es war Handwerksregel, daß das Aufdingen eines neuen Lehrlings wenigstens mit einem häuslichen Festessen gefeiert wurde.

Barsch rief er Berblinger zu sich heran. Zögernd gehorchte der Junge.

„Näher, näher!" befahl der Altgesell. „Ist's abgemacht?"

„Was, Herr Joseph?" fragte Brechtle.

„Dummkopf! Das Aufgeding."

„Was?" wiederholte Berblinger, der noch nicht wußte, wie man in der Zunftsprache hieß, was mit ihm geschehen war.

„Esel, ob du Lehrbub geworden bist, regelrechter Lehrbub nach Handwerksgebrauch."

„Ich glaube, ja," versetzte der Junge zögernd. Er hatte in zu kurzer Zeit zuviel erlebt, um ganz sicher zu sein, welche Lebensstellung er augenblicklich einnahm. Kaum aber hatte er das Ja ausgesprochen, so klatschte eine Ohrfeige, daß ihm der ganze Kopf brummte. Der Altgeselle war trotz seiner Jahre von blitzartiger Gewandtheit.

„Wo—wofür?" fragte Brechtle, nach Luft schnappend.

„Hat nicht der Meister gesagt, ich habe dir heute vormittag eine zu früh gebacken?" sagte Herr Joseph sehr ruhig. „Er hat recht gehabt; die galt nichts. Nun hast du sie zur richtigen Zeit und kannst zufrieden sein. Was der Bengel rote Ohren hat; förmlich einladend! Komm her!"

Er führte ihn an den Arbeitstisch, eine wohl sechs Fuß breite Platte, die die ganze hintere Schmalseite der Stube einnahm und ihr Licht von den zwei Fenstern empfing, die

nach einem hinter dem Haus liegenden Hof und Gärtchen sahen, das niemand in dem Häusergedränge vermutet hätte. In der Platte waren acht runde Löcher. Das hinterste, links vom Fenster, sollte des neuen Jungen Platz sein; doch sollte er es nicht benützen, ehe er nach Schneidersart auf dem flachen Tisch sitzen könne. Wie man zu sitzen habe, zeigte ihm der Altgeselle, indem er ihm das linke Bein fast abdrehte, was seinen Nachbar Enderle, den Unmenschen, höchlich belustigte.

„Jetzt aufgepaßt!“ sagte Herr Joseph, indem er dem neuen Lehrling ein Stück Tuch, einen Fingerhut und eine eingefädelte Nadel in die Hand gab, das Tuch aber sogleich wieder zwischen die eignen Finger nahm, es mit großer Gewandtheit etliche dreißigmal durchstach und dann selbstgefällig gegen das Licht hielt.

„Hast du mich gesehen?“ sagte er selbstgefällig. „Das heißt der Schneider überwendlings nähen. So wird's gemacht! Nicht zu eng, nicht zu weit, nicht zu fest, nicht zu los. Immer gleichmäßig! Die Fasern einschlagen und hübsch einnähen. Auf dem Knie, nicht in der Luft nähen, wie wenn du ein Weibsbild wärest. Die Nadel vorn halten und fest auf den Fingerhut setzen! Und gerade sitzen; stramm wie ein Grenadier! Für all das gibt es ein Ellenmaß, mit dem wir den krummsten Buckel geradbügeln, daß du dich wundern wirst!“

Brechtle machte seine ersten Stiche, verlor beim dritten Stich den Fingerhut, machte beim siebenten eine Schleife mit dem Faden und suchte vergeblich rückwärts zu arbeiten, um das Unding aus der Welt zu schaffen. Enderle und Nickel sahen ihm aufmerksam zu. Enderle wackelte vor unterdrücktem Vergnügen. Nickel fragte: „Sag mal, Junger, sind alle Studenten so dumm?“ Brechtle zog und zerrte, verlor den Fingerhut, der ihm viel zu weit war, zum zweitenmal, stach sich tief in den Finger, zog und zog, bis ihm der Faden aus dem Nadelöhr schlüpfte und er verzweifelnd das Tuch sinken ließ.

Jetzt sah auch der Altgeselle nach.

„Heidenschockschwerenot!“ sagte er mit einer gewissen Befriedigung in dem grimmigen Wort. „Da sieht man, wohin die Gottesgelahrsamkeit führt. Ist das überwendlings genäht auf dieser Welt? Gut, daß du deine erste Ohrfeige schon weghast und daß es Essenszeit ist. Nachher kannst du mehr haben. Milldonnär, wie der Franzose sagt. Guckt einmal her, ihr andern! Das heißt man im geistlichen Leben überwendlings nähen!“

Er hielt Brechtles erste Arbeitsleistung in die Höhe und wurde mit einem schallenden Gelächter Nickels belohnt. Enderle lachte diesmal nicht.

„Im Ansbachschen haben sie's vor vierzig Jahren um kein Haar anders gemacht,“ sagte er, „und doch zum Altgesellen gebracht.“

Das war ein furchtbarer Stich. Enderle hüpfte aus seinem Arbeitsloch und vom Arbeitstisch herunter wie eine junge Heuschrecke, um dem Ellenmaß zu entgehen, nach dem der Altgeselle griff, der rot vor Zorn geworden war.

Allem aber machte der schrille Ruf der Meisterin ein Ende. „Lumpenpack! wollt ihr ruhig sein? Die Suppe steht auf dem Tisch.“

*

Trotz aller Bitternis, die er heute erfahren mußte — die zweite Hälfte des Tages war nicht weniger reich an neuen Eindrücken —, wurde Brechtle an diesem seinem ersten zünftigen Ehrentag um eine tröstliche Lebenserfahrung reicher. Das Unglück, das uns verfolgt, mag noch so schwer, der Jammer noch so groß sein, eine gütige Vorsehung sorgt dafür, daß auch die schwärzeste Wolke gelegentlich ihren silbernen Saum zeigt und uns daran erinnert, daß hinter dem Gewölk der ewig

blaue Himmel liegt. Nur müssen wir die Augen aufmachen und den lächelnden Sonnenblick nicht ungenutzt vorübergehen lassen.

Ueber Tisch — es war eigentlich Brechtles Lehrjungenfestmahl, das die andern mit großem Appetit genossen — hatten sie seinen Jungennamen gefunden. Enderles Schwager, der Klosterschneider von Blaubeuren, hatte ihm gelegentlich erzählt, daß der Höchste dort draußen Prälat betitelt wurde. Er meine deshalb, man könne dem Studentle keine größere Ehre antun, als ihn Prälätle zu heißen. Das gefiel dem Altgesellen nicht übel, und selbst Gretle fand den neuen Namen handlicher als Brechtle, sonderlich wenn man ihn abkürze und Prätle daraus mache. Nickel schmatzte mit den Lippen und fand dies zu gut für den Knirps. Herr Joseph bestimmte jedoch, daß Nick als Lehrling das Maul zu halten habe und daß die Frage von Berblingers Jungennamen hiermit erledigt sei.

Nach Tisch nahm ihm der Altgeselle alles Geld ab, das sich in seinen Taschen fand. Das sei — an seinem Ehrentag — Handwerksgebrauch. Es war nicht viel: der Rest des Zehrgeldes, das ihm sein guter Zeller beim Abschied gegeben hatte. Nickel, mit dessen Hilfe schon gestern sein Waschkistchen in die Gesellenkammer geschafft worden war, untersuchte es heute gründlich, fand jedoch seinen Inhalt so unbefriedigend, daß er nur mit Mühe davon abgehalten werden konnte, den Euklid zum Dachfenster hinauszuwerfen. Eine halbe Stunde lang, bis die Arbeit wieder begann, hatte Berblinger das Gefühl, unter Räuber und Mörder gefallen zu sein.

Doch es ging wieder ans Geschäft. Herr Joseph erklärte, für Ueberwendlingsnähen fehle es dem Prätle sichtlich noch an Intelligenz. Ohrfeigen seien hier nutzlos. Er möge damit anfangen, einen alten Rock zu zertrennen, der gewendet werden müsse. Damit warf er ein großes schwarzes Kleidungsstück

auf den Nebentisch, halb Rock, halb Talar, und zeigte dem Jungen, wie Schere und Pfriemen zu handhaben seien, um die verschossenen rotbraunen Fäden aus dem vor Alter glänzenden Tuch zu ziehen. Berblinger hatte sich kaum an die Arbeit gemacht, als ihn ein jäher, ein fast freudiger Schrecken durchschoß. War es möglich? Den Rock kannte er! Immer energischer, immer boshafter handhabte er Schere und Pfriemen. Alle Zweifel schwanden, als er in einer Seitentasche ein Stückchen Papier fand, auf dem in lateinischer Sprache eine Notiz stand, die sich auf das „heute endlich erfolgte Geständnis des Alumni Berblinger in betreff des Erwerbs von einem Quart Aquae vitae" bezog, „welches Geständnis eine mildere Beurteilung des verbrecherischen Treibens des Inkulpaten unter keinen Umständen zulasse". Es war ein Rock, den er hundertmal gesehen, dessen Knöpfe er zitternd gezählt, dessen abgeriebene Ellbogen er mit Abscheu betrachtet, dessen breiten Rücken er mit unnatürlichem Haß verfolgt hatte. Es war Professor Gaums Kollegrock.

Ein wilder Gedanke durchzuckte das erregte Gehirn des armen Jungen. Er richtete die erste geschäftliche Bitte an den Altgesellen. Der Rock sei sehr staubig. Würde der Herr Joseph erlauben, daß er ihn ausklopfte, ehe er mit dem Zertrennen weitergediehen sei? Der Altgeselle, der diese Bemerkung des Eintägigen allerdings für eine Frechheit hielt, nickte trotzdem und zeigte in einen Winkel, wo ein kräftiges spanisches Rohr stand. Brechtle ergriff es gierig und ging mit dem Rock zur Stube hinaus. Dort am Treppengeländer hing er ihn auf, und dann begann eine Exekution, die durch das ganze Haus schallte. Die Schöße flogen wie verzweifelt nach rechts und links, die Aermel krümmten sich zu flehenden Gebärden; namentlich aber auf den breiten Rücken sausten die Hiebe, die in dem schwarzen Tuch deutlich erkennbare Striemen hinterließen. „Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!" stöhnte es in dem wunden, wehen

Herzen des Jungen. Wie schade, wie jammerschade, daß es nur der Rock war, daß nicht der Mann drinstak, der vor allen andern sein Unglück auf dem Gewissen hatte und nichts davon spürte.

Der Racheakt war noch nicht zu Ende, als sich die Zimmertüre öffnete und der Altgeselle mürrisch herausrief:

„Na, wird's bald? Soll ich dich aufhängen und ausklopfen, verflixter Bengel?"

---

15 Im Hühnerstall

Das erste bitterböse Vierteljahr war vorüber. Ulm war bayrisch geworden, doch was ging das den kleinen Berblinger an? Unvergleichlich einsichtsvollere Persönlichkeiten, wie zum Beispiel der Kaiser des Heiligen Römischen Reichs und sämtliche Altbürgermeister der schwer betroffenen freien Reichsstadt, kümmerten sich ja kaum darum. Ein naßkalter Winter war angebroch n, und die Weihnachtszeit stand vor der Türe. Der Junge hatte seit den Tagen von Ochsenwang — und das war jetzt sechs Jahre her — keinen ungetrübten Christtag mehr feiern können. In des Onkels Haus stand er während des Tumults fast ganz vergessen in einer Ecke, und das Christfest in der Sammlung inmitten der vielen Frauen, die allerhand Süßigkeiten in ihn hineinstopften, war ihm unbehaglicher gewesen als irgendein andrer Abend, an dem er ungestört am „Perpetulum" seines Vaters herumbästeln konnte. Im Kloster bestand die Feierlichkeit in einer lateinischen Festrede, einem Chorgesang und „verbesserter Kost", die insgesamt die Feststimmung nicht förderten. So lebte der Tag in ihm nur noch wie ein verblaßter Kindertraum. Er vermißte ihn kaum mehr, und dies konnte man fast ein Glück nennen, wie die Dinge jetzt lagen.

Aeußerlich hatte er sich in die neue Umgebung einigermaßen eingelebt. Enderle war der Ansicht, daß man sich in die Hölle einleben könne, wenn einem nichts andres übrigbleibe, und Gretle glaubte noch immer an die Möglichkeit, alles auszuhalten. Ob Berblinger von weicherem Stoff war, ob das Klosterleben mit seinen Ideen von einer höheren Bestimmung des Menschen, von der unermeßlichen Ueberlegenheit des Gänsekiels über Nadel und Hammer, Ahle und Hobel und wie die Werkzeuge alle heißen, die den menschlichen Geist aus der Barbarei heraushoben, ihn verwöhnt und verwirrt hatte: es war ihm noch nicht gelungen, sich der einen oder andern dieser Theorien anzuschließen. Das machte seine Lage nicht erträglicher.

Arbeit und häusliches Leben schlichen in düsterer Einförmigkeit dahin. Als ob es mit den kürzer werdenden Tagen zusammenhinge, wurden Lichtblicke irgendwelcher Art immer seltener und blasser. Er hatte aufgehört, auf sie zu rechnen, und war zufrieden, wenn er wieder vierundzwanzig Stunden hinter sich hatte, ohne mit Nadelstichen daran erinnert worden zu sein, daß der Tag noch nicht zu Ende war. Dann konnte er sich wenigstens hinter seinen Holzstoß in der Dachkammer verschanzen und war nur von Nick bedroht, der gelegentlich und aufs Geratewohl ein Holzscheit in seine Festung warf, oder vom Himmel, denn das Dach des alten Bockelhardtschen Hauses war längst nicht mehr wasserdicht. Beides störte ihn jedoch wenig in der Erörterung der Frage, ob Hunger oder Kälte unangenehmer werden können, wobei er bald dem einen, bald der andern den Vorzug gab.

Solche Betrachtungen mußten jedoch morgens um vier Uhr plötzlich eingestellt werden. Zum Glück hörte man das Schlagen der Rathausuhr durch die Dachlücken vortrefflich, sonst wären auch die wenigen Stunden, die ihm vergönnt waren, des Lebens Jammer schlafend zu vergessen, von der

beständigen Sorge getrübt worden, des Guten um eine Viertelstunde zuviel zu tun. Seitdem die Meisterin den Abscheu vor diesem Verbrechen durch eine mehrtägige Hungerkur gesteigert hatte, hörte er in merkwürdiger Weise, ohne eigentlich aufzuwachen, jeden Stundenschlag und schnellte um vier Uhr so pünktlich in die Höhe, als ob sich sein hartes Lager plötzlich in ein üppig ausgestattetes Nadelkissen mit umgekehrt eingesteckten echt englischen Nadeln verwandelt hätte.

In allen häuslichen Beziehungen war naturgemäß die Meisterin die für ihn bedeutungsvollste Persönlichkeit. Wenn auch eine gelegentliche Ohrfeige von ihr nicht zu verachten war, so hatte sie doch meist andre Mittel, ihre Autorität geltend zu machen. Wie oft dachte er wehmütig, ja fast sehnsüchtig an das Karieren im Kloster zurück, ähnlich den Kindern Israels, wenn sie der Fleischtöpfe Aegyptens gedachten, obgleich es sich hier sozusagen um einen umgekehrten, negativen Fleischtopf handelte. Der Meister billigte allerdings diese Art von Zuchtmittel nicht, denn er machte mit Recht geltend, daß sie die Arbeitsleistung des Sträflings ungünstig beeinflusse. Allein was konnte der Meister machen, da es sich zumeist um Haferbrei handelte, über den die Meisterin, nach Handwerksgebrauch, unterstützt vom Altgesellen, in selbstherrischer Weise verfügte. Es soll nicht geleugnet werden, daß hierbei viel von der augenblicklichen Laune der hohen Gebieterin abhing. Dieselbe war jedoch mit einer gewissen Stetigkeit grundschlecht, so daß unbillige Schwankungen bei der Aburteilung der Jungen nicht häufig eintraten. Die Frau war verbittert und nicht ohne Grund. Sie mußte den Verfall eines guten, ehrbaren Bürgerhauses miterleben, in das sie voll der schönsten Erwartungen geheiratet hatte, und war nicht imstande, ihn aufzuhalten. Das hatte sie vor der Zeit hart gemacht.

Hoffnungsvolle Kinder gereichen vergrämten Eltern nicht

selten zum Trost, sind sie doch die natürlichen und lebendigen Wechsel auf die Zukunft. Zwillinge sollten dies in doppeltem Maße tun. Aber auch Fritzle und Fränzle waren wirkungslos. Es mochte damit zusammenhängen, daß sie, obgleich kerngesunde Bürschchen, mit einer eigentümlichen Art von Fallsucht behaftet waren und die nervöse Frau in fortwährendem Schrecken erhielten, während gleichzeitig das liebebedürftige Wesen der Kleinen die verhärtete Mutter ärgerte. Denn die Liebe schien in ihr erloschen zu sein, seitdem sie Bockelhardt geheiratet hatte, obgleich dieser, wenn er etwas später als gewöhnlich aus der Herberge oder aus der Ofengabel kam, sich immer noch der Zeiten erinnerte, in denen er vielleicht nur allzuhäufig zärtlichen Gefühlen gehuldigt hatte.

Wenn Berblinger nach klassischen Grundsätzen einen Trost darin gesehen hätte, Genossen seiner Leiden zu finden, so hätte ihm Gretle, das arme Mägdlein, diesen Trost in reichlichem Maße gewährt. Es half sie nichts, die leibliche Nichte ihrer Tante zu sein; sie war und blieb ein Fundelhauskind und dazu eins, deren Mutter der Familie ein großes Unrecht zugefügt hatte. So machten sich auch die Bockelhardts kein Gewissen daraus, die Missetat der Väter an den Kindern zu rächen. Ein großes Glück war, daß Gretle eine philosophische Natur und ihr Optimismus trotz Frost- und andern Beulen noch nicht eingefroren war. Berblinger wunderte sich manchmal im stillen darüber, daß es ihm schwerer wurde, die Hälfte der Last zu tragen, die auf Gretles nicht allzu breiten Schultern lag. Woran mochte das liegen?

Die mannigfachen häuslichen Verrichtungen, die ihm oblagen, ließen verhältnismäßig wenig Zeit für seinen eigentlichen Beruf als Lehrling. Auch das war Handwerksbrauch, wie ihm der alte Joseph sehr energisch deutlich machte, als er sich eines Tags darüber beklagte, in der Hoffnung, dadurch das Wohl-

gefallen des Altgesellen zu erregen. Denn es kamen schon jetzt Augenblicke, wenn er heimlich beobachtete, wie Enderle leise pfeifend ein Knopfloch umsäumte oder das Gürtelband eines Schlafrocks mit zierlichen Hexenstichen versah, in denen ihm ein dunkles Gefühl sagte, daß am Ende auch ein Schneider auf das Werk seiner Hände stolz sein könne. Um so weit zu kommen, hatte er allerdings noch manches zu lernen und einiges zu vergessen. Mit dem Vergessen ging es schon etwas leichter.

Der Meister behandelte ihn von oben herab, war aber nicht allzu grob. Dies erklärte sich teils aus dem Stolz der alten Familie, den der Mann sich noch immer bewahrt hatte, teils aus dem Bestreben, dem Studentle zu zeigen, daß ein Schneidermeister auch ohne Ellenmaß nicht weniger achtunggebietend sein könne als ein Professor. Die Derbheiten überließ er dem Altgesellen, der sie für eine Ehre und eine Pflicht hielt, die er dem Handwerk schuldig war. Ohne sie konnte kein Altgeselle seine Würde wahren und kein Junge zu einem tüchtigen Gesellen heranwachsen. Wenn darüber ein schwächliches Muttersöhnchen zugrunde ging, war nicht viel verloren. Es war Handwerksbrauch. Was die Spartaner in ihren Gesetzen niedergelegt hatten, übten die ehrsamen deutschen Zünfte nach alter Sitte. Dabei war Joseph nicht bösartig und konnte dem Jungen eine Birne an den Kopf werfen, während er ihm einen Fußtritt gab: Handwerksgebrauch, mit dem er nicht nur durchs Leben, sondern auch in den Himmel zu kommen hoffte, wo ein dufter Kunde, der die große Wanderschaft anzutreten hatte, ehe er Meister geworden war, stets auf einen Platz und lohnende Arbeit rechnen durfte und wo einem armen Teufel nach mancherlei Mühe hier unten ein ewiger blauer Montag winkte. Hieran hielt Joseph fest, bürstete seinen schwarzen Rock jeden Sonntagmorgen gar säuberlich und ging ebenso regelmäßig morgens in das Münster, als er am Nachmittag seinen Wochenlohn vertrank.

An Enderle hatte Berblinger fast einen Freund, der ihm in mancher kleinen Not beistand und ihn ohne viele Worte mit einem freundlichen Rippenstoß tröstete, wenn ihm der Altgeselle oder Nick das Leben zu sauer machten. Die Handwerksburschenlieder, die Enderle zu singen nicht müde wurde, sobald sich der Meister außer Hörweite befand, waren wohl keine Horazischen Oden, wenn sie sich auch viel mit Liebe, ja mit ziemlich freier Liebe beschäftigten, für die Berblinger noch immer keinen Sinn hatte und die Gretle für Unsinn erklärte, aber es waren doch Lieder, die das Herz auf Viertelstündchen über den Arbeitstisch hinaushoben, gleichwie sich vor dem Fenster über dem kahl gewordenen Gaishirtlesbaum manchmal ein Stückchen blauer Himmel zeigte. Am Sonntag lief Enderle auf dem Michelsberg umher oder packte und schnürte, wenn es regnete, seinen Ranzen in der Dachkammer, zur Probe. Denn Wandern, Wandern ist auch des Schneiders Lust, und sobald der Frühling wieder käme, sagte er, sollte es losgehen.

Nickel dagegen war Berblingers böser Geist, und zwar ein Geist von sehr körperlicher Natur. Wo er dem Prätle einen Schabernack spielen, wo er dem Studentle zeigen konnte, daß in diesem Fall der Jüngere der Herr, der Aeltere der Knecht zu sein habe, ließ er die Gelegenheit nicht ungenutzt vorübergehen, und die Streiche, die er zu diesem Zweck ersann, waren nicht immer gutherziger Natur. Darüber zu klagen, machte die Sache nur schlimmer. Handwerksgebrauch, brummte der Altgeselle. Wollte es der Junge anders haben, als es die Jungen seit fünfhundert Jahren gehabt haben? Da soll doch ein siediges Donnerwetter in die Lausbuben von heute schlagen! Dann gab er seinem eignen Knie einen schallenden Klaps; Brechtle aber wußte, was dies zu bedeuten hatte. Ueberdies war Nickel beträchtlich kräftiger als Berblinger. Auch im ehrbaren Handwerk war man noch nicht allzu weit von den Zeiten des Faustrechts entfernt.

Ganz hatten ihn all diese Erlebnisse von der Vergangenheit noch nicht losgerissen. Eines Sonntagabends nach den ersten fünf Wochen seiner Lehrzeit glaubte er es allein nicht mehr länger aushalten zu können und schlich trotz seiner Angst, einem seiner alten Schulkameraden vom Gymnasium zu begegnen, der den Schneiderlehrling trotz der Dämmerung erkennen könnte, eine Stunde lang um das Münster, fand aber nicht, was er suchte. Die kleinen Fenster des dritten Häuschens an der Südseite starrten ihn an, schwarz und finster, als ob sie ihn nie gekannt hätten. Magister Krummacher war wohl noch in Geislingen oder sonstwo, und ohne den guten alten Herrn wollten sie nichts von ihm wissen. Und er hatte doch so manchmal hinter ihnen gestanden und die Fliegen weggefangen, während er seine griechischen Unregelmäßigen lernte. Sie waren nicht sehr belustigend gewesen, die Fliegen und die Unregelmäßigen. Und doch: es war ein Paradies, verglichen mit den Dornen und Disteln von heute. Ein verlorenes Paradies. Warum? Weil er von dem Baum der Erkenntnis genascht hatte? Nein; weil er hatte fliegen wollen, was doch jeder Dachschwalbe erlaubt ist.

Vierzehn Tage später war es so weit mit ihm gekommen, daß er sich entschloß, geschehe was da wolle, den Turmwart Lombard zu besuchen. Wenn er ein Hexenmeister war, wie die Leute sagten, um so besser. Etwas — jemand mußte ihn trösten, ihm helfen. Er war schon auf der steilen, dunkeln Treppe hinter des Mesners Schuhmacherwerkstätte, als ihm einfiel, daß er dem Pestilenziarius versprochen hatte, diese Stufen drei Jahre lang nicht zu betreten. Nun waren keine sechs Wochen vergangen, und hier war er! Er drehte sich um und lief die Treppe wieder hinunter, so daß er fast kopfüber in das Mesnerstübchen gestürzt wäre. Dann aber war es fast, als ob ein mitleidiger Engel ihn für seine Gewissenhaftigkeit belohnen wollte. Als er an des Magisters Häuschen vorüberging, fiel

ein freundlicher Lichtstrahl aus den kleinen Fenstern über den Weg. Er schlich näher. Durch die grünen Vorhängchen sah er in verschwommenen Umrissen seinen väterlichen Freund, der sich tief über einen Folianten beugte, aus dem er von Zeit zu Zeit einen Satz abschrieb. Das kleine Männchen schien älter geworden zu sein. Schon hatte der Junge den Klopfer in der Hand, aber er ließ ihn wieder sinken. Es war, als ob ihm die letzten Wochen allen Mut aus der Seele gesaugt hätten. Hatte sich nicht auch der Pestilenziarius seine Besuche ausdrücklich verbeten? Was konnte der arme Schneiderlehrling bei dem gelehrten Herrn suchen, der ihn nicht mehr sehen wollte? Und kein Wunder! Jetzt erst sah es Berblinger selbst, wieviel Mühe sich der Magister mit ihm gegeben, wie er um seinetwillen die geliebten Folianten auf die Seite geschoben hatte. Und das war alles umsonst gewesen und mußte so rasch als möglich vergessen werden. Das war das einzig richtige, Gott sei's geklagt, und das war es wohl, was der Herr Pestilenziarius bezweckte, als er ihm verbot, sich zu zeigen. Alles, weil er gehofft hatte, den Menschen Gutes zu tun und sie fliegen zu lehren, was jeder Spatz ungestraft tun durfte!

Den Onkel aufzusuchen, sich von Hans und den Bäschen verhöhnen zu lassen, war einfach unmöglich; lieber sterben. Von diesem Tag an ging er an den trüben November- und Dezembersonntagen nur noch auf den Kirchhof, saß stundenlang auf einem Stein neben dem Grab seiner Mutter und sah in den grauen Winterhimmel hinauf, wo ein Dutzend Krähen hin und her flatterten. Die hatten's trotz des Winters immer noch besser als er. Niemand machte Schneiderlehrlinge aus ihnen, weil sie fliegen gelernt hatten. Als er nach Hause kommend einmal Gretle erzählte, wo er gewesen sei, schluchzte das Mägdlein, das sonst alles so ruhig hinzunehmen schien, plötzlich laut

auf. Er sah sie erstaunt an. War es möglich, daß sie übler dran war als er?

Gleich am folgenden Tag kam es zu einem mehr als gewöhnlich stürmischen Auftritt, obgleich die Ursache eine nicht ungewöhnliche war. Wie regelmäßig am Montag nachmittag war der Meister nicht zu Hause, und Berblinger wurde vom Altgesellen fortgeschickt, im Goldenen Hecht, der Gesellenherberge, einen Krug Bier zu holen. Während er zurückkehrend die Treppe hinaufstieg, wurde er von der Meisterin gerufen, um Fränzchen zu befreien, den Fritzchen derart in ein vergittertes Kellerloch geschoben hatte, daß er weder vor- noch rückwärts konnte. Er stellte den Bierkrug auf die Treppe und eilte hilfsbereit zur Unglücksstätte, denn die Zwillinge schrien beide, als ob ihr letztes Stündchen gekommen wäre. Nach vollbrachtem Rettungswerk fand er Nick auf der Treppe im Begriff, den halbgeleerten Krug mit schmunzelnder Miene und triefenden Lippen vorsichtig auf seinen Platz zurückzustellen. Das war mehr, als er ertragen konnte. In unbändigem Zorn, nicht so sehr über die Freveltat Nickels als über das bitterböse Geschick, das ohne Rast und Ruh' auf ihn losschlug, stürzte er auf den großen, zweimal stärkeren Jungen los, sprang wie eine Katze an ihm hinauf, schlang den linken Arm um seinen Kopf und hämmerte mit geballter Faust auf den dichten Haarschopf, der sich in der krampfhaften Umarmung schüttelte. Das war für Nickel etwas durchaus Neues. Nach der ersten Ueberraschung umschlang er seinen Gegner und hob ihn ohne Schwierigkeit vom Boden auf. Dadurch bekam dieser die Beine frei und gebrauchte sie als Stoßwaffe. Die Wut gibt auch dem Schwachen erstaunliche Kräfte, und er hatte günstigerweise von seinem Gang her Stiefel an. Nickel verlor bei dem Bestreben, seine Schienbeine zu retten, das Gleichgewicht, und beide rollten polternd die Treppe hinunter, hinter ihnen drein der Krug, gefolgt von

einer rieselnden Kaskade köstlichen Biers. Unten angelangt, hatte Berblinger den Vorteil, auf seinem Feinde liegend zu vorübergehender Ruhe zu kommen, und benutzte denselben in so wirksamer Weise, daß Nickel zu brüllen anhub. Die scheinbar günstige Lage hatte aber zwei Seiten. Der Altgeselle und Enderle waren durch das Gepolter auf den Kampfplatz gerufen worden. Joseph, den Sachverhalt ahnend, hatte, während er die Stube verließ, den Rohrstock ergriffen, mit welchem Kleider ausgeklopft zu werden pflegten, und machte sich kurzerhand daran, den gordischen Knoten, den die zwei toll gewordenen Jungen bildeten, in alexandrinischer Weise zu lösen. Hierbei zog der sieghaft oben liegende Berblinger den kürzern und war gezwungen, auf die weitere Ausnutzung seiner vorteilhaften Lage zu verzichten. Selbst dies war nicht das ganze Unheil, das über ihn hereinbrach. Joseph, der jetzt erst sein Bier die Treppe herunterlaufen sah, geriet nun seinerseits in berechtigten Zorn, und da dem hierfür verantwortlichen Berblinger schlechterdings keine Zeit zu Erklärungen gelassen wurde, der lügenhafte Nickel überdies brüllend mitteilte, daß sein linkes Auge ausgeschlagen sei, ging es nach Handwerksgebrauch dem jüngsten Lehrburschen so schlecht, daß ihm der Atem ausging.

Einige Minuten später saß er allein und wieder keuchend, die Hälfte des zerbrochenen Rohrstocks in der blutenden Hand, auf der untersten Stufe der finsteren Treppe. Er hatte nicht das entwürdigende Gefühl, Prügel bekommen zu haben — in der guten alten Zeit und in seinem Alter nahm man dies nicht zu schwer —, sondern nur, daß er in ungleichem Kampf, zwei gegen einen, eine zwar ehrenvolle, aber schwere Niederlage erlitten habe. Der halbe Stock in seiner Hand war eine nicht zu verachtende Trophäe. Und doch dachte er ernstlich daran, ob es nicht besser wäre, direkt in die Donau zu gehen oder sonstwohin.

„Komm!“ sagte eine weiche, freundliche Stimme, und eine kleine, nicht allzu rauhe Hand nahm ihm den Stock aus der seinen und warf ihn in den nächsten Winkel. Es war Gretle, das kleine Mägdlein. War sie zufällig auch zwischen die Kämpfenden geraten? Sie hatte Tränen in den Augen, und um ihre Mundwinkel spielte ein schmerzliches Lächeln. Aber sie lächelte doch und wiederholte, fast einschmeichelnd, mit einem Ton, der ihm fremd geworden war, seit seine Mutter zum letztenmal mit ihm gesprochen hatte: „Komm!“

Er stand auf und folgte ihr schwankend, als hätte er selbst den Rest des Biers getrunken, den Nickel im Krug gelassen hatte. Die Anstrengung war zuviel für ihn gewesen. Seine Knie zitterten. Er brauchte noch einige Zeit, ehe er ganz bei sich war.

*

Sie führte ihn in den Hof hinaus. Dort stand ein wunderliches kleines Nebengebäude, das seinem Stil nach über hundert Jahre alt sein mochte. Es stammte aus der Zeit, in der die Bockelhardt eine wohlhabende und angesehene Familie waren. Man sah auch in dem verkümmerten Gärtchen um den Gaishirtlesbaum Spuren hiervon: große, uralte Rosenstöcke, Beete mit Resten einer Buchsbaumeinfassung und dergleichen. Der Stolz von Bockelhardts Urgroßmutter war jedoch dieses Häuschen gewesen, vor dem ein drei Schritte langer Teich angelegt war. Es hatte zwei Stockwerke. Im unteren hatten Enten gehaust, das obere bewohnten Hühner: italienische Hühner, Perlhühner, ja sogar von einem Pfauen erzählten sich die alten Leute der Nachbarschaft, zu deren glänzendsten Jugenderinnerungen der seltene Vogel gehörte. Das alles war jedoch verschwunden, und das Häuschen drohte einzufallen. Nur mit Mühe konnten kleine gewandte Leutchen an einem Brett, halb

Leiter halb Treppe, in den oberen Stock hinaufklettern. Dort oben aber war es gar nicht übel. Der Boden war sauber gekehrt. Ein dreibeiniges Bänkchen diente als Tisch. Zwei halbvermoderte kurze Balken unter einer bunten Decke aus zusammengenähten Flecken stellten Diwans vor, auf denen vornehme Besuche Platz nehmen konnten, und in einer Ecke waren zwei Bündel Stroh, mit einem grauen Tuch bedeckt, eine Art von Bett, auf dem sich auch eine größere Gesellschaft niederlassen konnte. Man sah dem eigentümlichen Winkelchen wohl an, daß hier eine weibliche Hand säubernd und ordnend waltete. Mehr als das! Man sah, daß ein warmes, liebebedürftiges Herz, das nichts in der Welt sein eigen nannte, versucht hatte, sich hier ein Nest zu bauen, wenn auch nur zum Spielen. Dort hinauf zog Gretle den Jungen, den sie an der Hand führte und der ihr noch immer halbbetäubt ohne Widerstreben folgte. „Setz dich," sagte sie. „Man kann hier oben nicht aufrecht stehen, aber es ist doch nett und gehört uns ganz allein. Ich glaube, die Treppe würde brechen, wenn große Leute heraufwollten. Das ist das beste daran."

Jetzt erst sah Berblinger, der sich folgsam auf einem der Balken niedergelassen hatte, daß sie nicht allein waren: in der Ecke auf dem Stroh saßen die Zwillinge mit offenen Mäulchen und großen runden Augen, jeder noch mit einer Träne auf dem rotglänzenden linken Bäckchen, und sahen stumm und staunend, daß Gretle einen Besuch mitgebracht hatte. Auch sie hatten sich hierher geflüchtet, als ihnen der Lärm auf der Treppe zu toll wurde, und warteten geduldig auf die weitere Entwicklung der Dinge. Sobald Gretles Kopf über dem Fußboden erschien, erfaßte beide gleichzeitig ein Gedanke, der mit dem traulichen Versteck eng zusammenhängen mochte, und sie riefen einstimmig: „Getle, G'schicht vezählen!"

Das Mädchen warf einen Blick auf Berblinger, dessen

Kopf auf die Knie gesunken war, eine Stellung, die ihm neuerdings fast zur Gewohnheit geworden war, wenn er sich unbeobachtet glaubte. Sie fühlte, daß es am besten sein mochte, ihn eine Zeitlang in Ruhe zu lassen, und setzte sich zu den Kindern. Auch diese beobachteten den ungewohnten Gast mit schüchterner Zurückhaltung, schienen dann aber bald zu dem Schluß zu kommen, daß er harmlos sei, und Fritzchen, der energischere des Paars, wiederholte, wie wenn ihn plötzlich ein neuer Gedanke ergriffen hätte: „Getle, G'schicht vezählen!"

„Was soll ich euch erzählen?" fragte sie, ohne den mitleidigen Blick von dem Jungen abzuwenden.

„Vom Spatz!" riefen die Zwillinge einstimmig.

Berblinger rührte sich nicht.

„Ruh aus!" sagte Gretle. „Es kommt wieder anders. Da war einmal ein armer Spatz —"

„Nein," sprach Fritzchen. „Es fängt an: Die Ulmer wollten ein Münster bauen."

„Die Ulmer wollten ein Münster bauen, so fängt es an," bestätigte Fränzchen.

„Die Ulmer wollten ein Münster bauen," gab Gretle zu; „da brauchten sie einen großen, langen Balken."

„Holzbalken!" verbesserte Fritzchen.

„Großen, langen Holzbalken," sagte Fränzchen, machte ein furchtbar ernstes Gesicht und breitete seine Aermchen aus, so weit sie reichen wollten.

„Sei still, Fränzle, und paß auf!" sagte Fritzchen. „Der Spatz kommt jetzt gleich."

„Noch lange nicht!" erklärte Fränzchen etwas entmutigt.

„Wenn ihr nicht still seid, kann ich nicht erzählen," sagte Gretle.

„Ich hab' ihm schon desagt, er soll still sein," bemerkte Fritzchen mit hängenden Lippen. Er fühlte sich gekränkt.

„Gut also," fuhr Gretle fort, „da schickten sie ihren Fuhrmann und viele Holzhauer in den Wald. Die schlugen einen Baum um und machten einen Balken."

„Einen großen, langen Holzbalken!" betonte Fränzchen, die Größe nochmals mit ausgebreiteten Aermchen andeutend.

„Sei still!" rief Fritzchen ungeduldig, den die Geschichte aufs lebhafteste zu erregen begann.

„Und die Holzhauer legten den Balken quer auf den Wagen, daß er auf beiden Seiten weit über den Weg herausstand, denn sie dachten, so ist es bequemer. Dann fuhr der Fuhrmann nach der Stadt, und die Holzhauer liefen nebenher. Als sie aber an das Gänstor kamen, da wollte der Wagen nicht durch das Tor gehen wegen des langen, großen Balkens, der quer über dem Wagen lag."

„Langer, großer Holzbalken!" erklärte Fränzchen dem Fritzchen abermals.

„Still, jetzt kommt er bald!" antwortete dieser.

„Noch lange nicht!" behauptete sein Bruder.

„Da schickten die Holzhauer den Fuhrmann in die Stadt aufs Rathaus zum Kleinen Rat. Der Fuhrmann sprach: ‚Der große, lange Balken geht nicht durch das Tor, und wir wissen keinen Rat. Er ist zu lang.' Da zog der Kleine Rat zum Gänstor hinaus und besah die Sache und wußte auch keinen Rat."

„Kann sich das — der — das kleine Rad nicht drehen?" fragte Fritzchen und strahlte vor Vergnügen, denn der Knirps hatte bereits eine Ahnung davon, daß er einen großen Witz gemacht hatte.

„Schwätz nicht so dumm heraus!" mahnte Gretle ernst. Sie war kein Freund von Witzen.

„Du bist dumm!" bestätigte Fränzchen.

„Du bist dummer!" versetzte Fritzchen gereizt; worauf sie sich wieder beruhigten.

„Der Herr von Schad sprach: ‚Wir müssen den Balken absägen.‘ ‚Dann wird er zu kurz fürs Münster,‘ sprach der Herr von Besserer. ‚An das habe ich nicht gedacht,‘ sagte der Herr von Schad. ‚Da bleibt nichts übrig, als das Tor weiter zu machen,‘ erklärte der Herr Bürgermeister. ‚Dann fällt der Turm um,‘ sagte der Herr von Besserer, dem nichts recht war, was er nicht selbst sagte. ‚Das ist wahr,‘ sprach der Herr Bürgermeister. ‚Dagegen weiß ich ein probates Mittel,‘ sprach der Herr von Schad. ‚Holet Maurer, die sollen den Turm abbrechen.‘ Wie sie so sprachen und auf die Maurer warteten —“

„Jetzt kommt er!“ riefen beide Zwillinge jauchzend.

„Da sahen sie am Turm oben unter der Dachrinne ein kleines, armes Nest, das gehörte einem Spätzchen.“

„Das hieß Fritzchen!“ jubelte der eine Zwilling.

„Nein, Fränzchen!“ behauptete der andre.

„Nichts hieß er!“ erklärte Gretle. „Ein ungetauftes Spätzchen war's. Aber es hatte einen ellenlangen Strohhalm im Schnabel; damit wollte es sein Nestchen flicken, denn in seiner schönen Stube war die Wand eingefallen. ‚Nun bin ich doch neugierig‘, sprach der Herr Bürgermeister, ‚wie der Schlingel mit seinem langen Stroh durch das kleine Loch kommt.‘ Da drehte der Spatz den Kopf und schob das Ende des Halms in das Loch und schob und schob, bis der ganze Halm drin war. ‚Tausend alle Welt,‘ sagte der Herr von Besserer, ‚so geht's.‘ ‚Ich hab' mir's gleich gedacht,‘ rief der Bürgermeister, ‚der bringt es fertig. Holz her, ihr Mannen! Dreht den Balken um! Noch einmal, Holz her!‘ Und alle lachten und schrien und schoben, bis der Balken auf dem Wagen gedreht war, und dann schoben sie den Wagen zum Tor hinein und haben sich noch lang gewundert, wie gut es ging, und ihr Münster gebaut zur Ehre des lieben Gottes, unsers Herrn.“

Die Kinder hatten still und fast atemlos dagesessen, tief

ergriffen von der erstaunlichen Wendung der oft gehörten Geschichte. Nun glaubte Fritzchen doch etwas Passendes sagen zu müssen und wiederholte feierlich: „Zur Ehre des lieben Gottes, unsers Herrn. Amen.“

„Die Ulmer aber sind nicht undankbar,“ nahm Gretle die Geschichte wieder auf. „Sie ließen das Spätzchen in Stein aushauen.“

„Tat's weh?“ fragte Fränzchen.

„Nein; das ist eine große Ehre — und stellten es auf ihr Münsterdach, mit dem langen Strohhalm im Schnabel. Da steht es und ihr könnt es heute noch sehen, obgleich es schon lange gestorben ist.“

„Armes Spätzle!“ seufzte Fränzchen, dessen mitleidiges Herz nach einem tragischen Schluß verlangte. Fritzchen dagegen krabbelte auf Gretles Schoß, riß sie an den Haaren und sagte sehr entschlossen: „Ich will es sehen. Wann gehst du mit uns auf das Münsterdach?“

„Brechtle!“ sagte die kleine Magd sanft, indem sie das lachende Kind auf das Stroh zurückwarf. Der Junge hatte während der ganzen Erzählung dagesessen, das Gesicht auf den Knien, fast ohne sich zu rühren, anfänglich ohne aufzumerken, in seinem fast kindlichen Elend versunken. Dann hatte der Tonfall der Stimme ihn leise gefangengenommen. Auch er hörte jetzt der rettenden Tat des Ulmer Spatzen zu und wurde ruhiger, als ob das einfache, nichtssagende Geschichtchen ihn trösten könnte. Dann kam ihm plötzlich ein Gedanke, weit ab von dem Jammer der Gegenwart. Wie? Hatte damals der Spatz den Ulmern nicht den richtigen Weg gezeigt? Könnte er es nicht wieder tun? Mit dem Ballon war es nichts. Der flog, wohin ihn der Wind trug. Der hatte ihn in die Schneiderwerkstätte geführt. Aber der Spatz — Flügel — das — das mußte die Lösung sein!

„Brechtle!“ wiederholte die kleine Magd.

Berblinger merkte nicht, daß es der Klang dieser Stimme war, der ihm wie Balsam in die wunde Seele drang. Er richtete sich auf.

„Wie kannst du den Buben Geschichten erzählen, wenn sie dir das Haar ausraufen?“ fragte er bitter.

„Sie meinen's nicht bös und es ist nicht so schlimm als es aussieht. Sieh, wie kleine Händchen sie noch haben. Die Meisterin hat andre!“

„Alle Welt hat andre!“

„Ja,“ sagte Gretle einfach. „Deshalb ist mir der Hühnerstall und die Kinder das Liebste, was ich habe, namentlich die Kinder. Manchmal kommt mir's vor, auch du seist noch ein Kind.“

Berblinger fuhr auf, rot vor Scham, und sank dann wieder vorwärts, in seine Lieblingsstellung.

„Soll ich dir auch etwas erzählen?“ fuhr das Mägdlein fort. „Du hast mich schon zehnmal danach gefragt, aber es ging nicht. Droben sind zu viele Leute um den Weg. Es ist eine Geschichte für den Hühnerstall, und weil du dich hereingefunden hast, magst du sie hören. Aber lach nicht. So klein, als ich dich haben möchte, bist du nicht mehr. Alles lacht mich aus, und ich — ich habe keinen Vater und keine Mutter mehr.“

„Ich auch nicht,“ sagte Berblinger finster.

„So passen wir zusammen. Mein Vater war ein Schifferknecht bei deinem Onkel. Er konnte nicht Meister werden, denn er war zu arm dazu, und die Zunft wollte ihn nicht heiraten lassen, denn auch dazu war er zu arm. Aber er hat die Mutter doch geheiratet, drunten in Günzburg, und nur mit Müh und Not brachten sie es dahin, daß er nicht aus der Zunft und der Stadt ausgewiesen wurde. Denn die Zunft ist reich und

will keine armen Leute um sich haben. Zuletzt ging's doch, denn mein Vater war der beste Schiffer zwischen Wien und Ulm, sagen sie noch heute, und wenn eine Zille wertvolles Gut führte, setzten sie ihn drauf. Er hatte noch nie eine stecken lassen und war immer zur Stelle, wo es harte und gefährliche Arbeit gab.

„Da kam mein Bruder auf die Welt. Der Vater wollte ihn Fritz heißen, nach dem Preußenkönig, der alles gewann, die Mutter aber hieß ihn Gotthilf und wußte warum. Zwei Jahre später kam ich, und wieder nach zwei Jahren ist mein Vater im Strudel bei Grein mit seinem Schiff untergegangen. Er hätte sich retten können, erzählten die Leute, aber er wollte die große, schöne Zille und die zwei Jungen nicht im Stich lassen, und so sind alle miteinander ertrunken. Der Meister Schwarzmann sei außer sich gewesen, denn die Ladung war dreißigtausend Gulden wert, und wollte von der Mutter nichts hören noch sehen. Die Zunft hatte dem Vater nicht verziehen, daß er eine Günzburgerin nach Ulm gebracht hat. Da wurden wir so arm, daß unsre liebe Mutter den Verstand verlor und in die Donau ging. Sie wollte den Vater suchen, sagte sie, als sie wegging. Es war in einer bösen Herbstnacht, kalt — kalt! Ich vergesse es nie, so klein ich war, wie wir froren, als wir aufwachten — allein, ganz allein — und wie wir suchten und suchten, im Haus, auf dem Schwahl, auf den Zillen. Erst lachten sie, die Schiffer und Zimmerleute, dann halfen sie uns suchen, dann flüsterten sie zusammen, als ob sie auch erschrocken wären, dann gaben sie uns zu essen.

„Bei Günzburg fischten sie die Mutter auf. Es war ihre alte Heimat, aber sie wollten sie nicht begraben und schickten sie in einem Nachen nach Ulm zurück. Die Ulmer aber wollten sie auch nicht behalten, und böse Leute sagten, man sollte sie in ein schwarzes Faß tun und die Donau hinunter treiben lassen;

das sei der alte Brauch gewesen. — Dazu kam's aber nicht. Ein paar mitleidige Schifferknechte, die meinen Vater gekannt hatten, fuhren sie hinab, über das Stadtgebiet hinaus, und begruben sie in der Nacht am Ufer bei Elchingen. Als die Elchinger davon hörten, schrieben sie an den Rat von Ulm, daß sie das nicht dulden wollten, der Rat aber sagte, daß er sich nicht drum zu kümmern habe, was auf Elchinger Markung liege. Dabei ließen es die Elchinger bewenden, und dort am Ufer liegt sie noch und hört das Wasser murmeln, das uns Vater und Mutter genommen hat. Die Stelle weiß ich nicht, und ich glaube fast, es weiß sie niemand mehr. Sie hat jetzt Ruhe vor den Leuten. Aber siehst du, Brechtle, jeden Sonntagnachmittag kannst du deine Mutter besuchen und weißt, wo dein Vater begraben liegt."

Berblinger sah die kleine Magd starr an. Sie weinte nicht, aber ein bitteres Zucken spielte um ihren Mund, und der Strohhalm, den sie spielend in der Hand gehalten hatte, war in kleine Stücke zerrissen.

„Die Schiffsleute, die uns aufgenommen hatten, mußten nach etlichen Tagen die Reise nach Passau antreten und brachten uns aufs Rathaus. Dort fand sich, daß ich eine Tante in Günzburg hatte. Sie hatte aber von ihrer Schwester nichts wissen wollen, seitdem sie eines Schifferknechts Frau geworden war, und wollte jetzt nichts von uns wissen. So blieb den Herren im Rathaus nichts übrig, als uns ins Fundelhaus zu schicken. Sie sagten, wir sollten nur jeden Morgen Gott und der Stadt schön danken, daß sie das täten, denn verpflichtet seien sie nicht dazu. Da waren wir nun mit vierzig andern Kindern, Buben und Mädchen, die alle darauf warteten, alt genug zu werden, um irgendwohin in einen Dienst oder eine Lehre zu gehen. Es war gut genug, und ich hätte dem lieben Gott und der Stadt gedankt, nur wollten sie auch dort nichts von uns

wissen, wegen der Mutter. Sie hießen uns die Wasserkinder. Ein trauriges Leben, von einem Tag in den andern, sonderlich wenn Gotthilf krank war, und das kam oft genug, brachte aber auch sein Gutes. Die andern konnten dann den Wasserbuben nicht quälen und ich durfte bei ihm sitzen und stricken. Und noch eins, die Hauptsache. Wir hatten unsre eigne Schule; die Fundelkinder durften nicht in die Stadtschulen kommen. Viermal in der Woche kam der Herr Pestilenziarius vom Münster und ließ uns in der Biblischen Geschichte lesen. Das gefiel uns besser als alles andre, dem Gotthilf die Geschichte vom Joseph, den seine Brüder in den Brunnen geworfen und verkauft hatten und der doch wieder herauskam und sie alle vor dem Verhungern retten durfte, mir die Geschichte vom Heiland, den sie ans Kreuz schlugen und der die Welt erlöst hat. Denn ich dachte, er werde auch uns erlösen. Dann, wenn mein Bruder krank war, kam der Herr Pestilenziarius in die Krankenstube, sprach mit uns und tröstete uns. Das war fein! Zuerst hatte ich Angst vor ihm; dann aber merkten wir, daß uns wieder jemand liebhatte, und glaubten noch viel mehr. Damals lernte ich auch, daß man alles aushalten kann, wenn man muß und wenn man will und wenn man glaubt.

„So wurden wir älter, und es hieß, wir seien nun lange genug im Fundelhaus gewesen und müßten sehen, uns selber weiterzuhelfen. Aber kein Meister wollte meinen Gotthilf in die Lehre nehmen wegen der Mutter. Eine ehrbare Zunft könne dies nicht zulassen, das sei von jeher gegen Handwerksgebrauch und Ordnung gewesen. Henker könne er werden oder Schäfer oder Turmwart oder Trompeter, aber ein ehrsames zünftiges Gewerbe dürfe er nicht erlernen. Da fand sich endlich der alte Stallmeyer im Rappengäßchen, der Schirmmacher, denn Schirmmachen war vor etlichen Jahren noch eine freie Kunst, wie sie sagen. Eigentlich zieht er nur im Land herum und flickt Schirme und was er sonst

zu flicken findet. Der nahm ihn gegen eine kleine Vergütung, die die Stadt zahlte, und der Hausvater im Fundelhaus meinte, das Herumziehen werde seiner schwachen Brust gut tun. Es hat ihm aber nicht gut getan.

„Inzwischen hatte Onkel Bockelhardt die Tante geheiratet, und die kleinen Schlingel waren auf einmal da. Das sind sie seitdem immer, wo man sie nicht brauchen kann. Nun konnte die Tante mit der Haushaltung nicht mehr allein fertig werden und erinnerte sich, daß auch ich auf der Welt war. Du weißt, Prätle, wie es uns geht. Aber ich halte es aus; ganz gut, seitdem wir den Hühnerstall gefunden haben. Fritzle und Fränzle helfen mit. — Ganz gut? — Nein; lügen soll man nicht, auch wenn man's gut damit meint, sagt der Herr Pestilenziarius. An den glaub' ich, obgleich ich schon lange nichts mehr von ihm gesehen habe. Wenn er nur seine Röcke bei uns machen ließe. Er könnte es brauchen; und wir auch."

Es war ganz still und fast Nacht im Hühnerstall geworden. Auf dem Stroh hatten sich die Kinder in einen Knäuel zusammengewickelt und waren eingeschlafen. Berblinger sah verwundert auf die kleine Magd. Er hatte zum erstenmal das Gefühl, als ob er an ihr hinaufsähe. Sie begann wieder, fast flüsternd:

„Die Tante, und Kälte und Hunger und das frühe Aufstehen — im Fundelhaus mußten wir erst um fünf Uhr aufstehen — und der Nick, der unverschämte Bub — das alles läßt sich ertragen. Was mir das Herz abdrückt, ist der Gotthilf. Der hat's schlecht! Mit wunden Füßen halb barfuß in der Welt herumlaufen, mit seinem Husten und in der Kälte in Scheuern und Heuschobern schlafen, Prügel, wenn er keine zerbrochenen Regenschirme findet, Prügel, wenn er nicht genug Geld bringt, und die Bauern wollen nicht halb so viel zahlen, als der alte Stallmeyer für seinen Schnaps braucht! Alle drei,

vier Wochen kommen sie nach Ulm zurück. Im Hinterhaus beim Bäcker Honold hat er seine Werkstatt und sein Lädchen. Gotthilf schläft dort in einem Winkel im Keller. Es sei besser, meint er, als draußen auf der Walze. Du hättest ihn husten hören sollen, als sie vor acht Tagen heimkamen. Wenn ich ihn nur hier schlafen lassen könnte, aber die Tante schlüge mich tot und ihn dazu, wenn sie es merkte. Und ich weiß, bei dem Stallmeyer stirbt er. Dann kommt er sicher in den Himmel und ich bin ganz allein. Ich halte ja alles aus — nur das — — aber ich kann nichts dafür!"

Dies galt den Tränen, die sie sich mit der Schürze abtrocknete, ehe sie fortfuhr:

„In acht Tagen kommt er wieder, und dann kommt Christtag. Da sollst du ihn sehen, Prätle. Wir haben es uns schon lange ausgedacht. Er schafft ein Bäumchen herbei, das bringt er fertig, denn sie kommen stundenlang durch Wälder und ein Bäumchen ist nicht schwerer als ein Regenschirm. Damit halten wir Christtag hier im Hühnerstall. Der erste Christtag war ja auch in einem Stall. Aber niemand soll dabei sein als du, weil — weil dich der Altgeselle so verhauen hat."

Schweigend saßen sie eine Zeitlang nebeneinander, Hand in Hand. Auch dem Jungen war nicht klar, was in ihm vorging. Es war ein Gefühl tiefer, schmerzlicher Demütigung, nicht weil ihn „der Altgeselle so verhauen hatte", sondern weil er neben einem kleinen schwachen Mägdlein saß, das mehr als er zu tragen hatte und es trug, fast ohne zu wanken. War er nicht ein Mann oder wollte es wenigstens werden? War das nicht der Weg, den die großen Männer gehen mußten, von denen er so viel gehört und gelesen hatte? Mußten sie nicht auch schleppen, kämpfen, leiden, ehe sie schaffen konnten, was sie groß gemacht hat? Freilich, Schneiderlehrling war keiner

gewesen; das nicht. Er hätte laut aufheulen können, wenn er sich nicht so fürchterlich geschämt hätte.

Plötzlich zog Gretle ihre Hand aus der seinen.

„Komm," sagte sie entschlossen. „Es ist Kochenszeit und sie werden auch dir aufpassen. Sag nichts vom Hühnerstall. Wenn die Tante merkt, wo wir waren, ist alles aus."

Dann suchte sie die Zwillinge zu wecken, aber nur Fränzchen ließ sich stören und murmelte schlaftrunken: „Gschicht vezählen, Getle. Vom Ulmer Spatz!" Fritzchen mußte getragen werden. Sie wurden erst wieder munter, als der Haferbrei auf dem Tisch stand.

*

Ein milder Stern leuchtete ihnen am Weihnachtsabend. Der Meister war in der Herberge, wo am Morgen vor offener Lade zwei Gesellen ihr Meisterstück vorgelegt hatten, was nicht ohne einen darauf folgenden großen Festschmaus geschehen konnte, der die Herren Schneidermeister bis in die späte Nacht festhielt. Joseph und Enderle benutzten die Gelegenheit, etwas früher nach der Gesellenherberge aufzubrechen, wo ein Weihnachtstrunk abgehalten wurde, und die Zwillinge, denen trotz ihrer Fallsucht jedermann gut war, waren zur Bescherung in ein Nachbarhaus eingeladen und von der Meisterin dorthin gebracht worden. Gotthilf war schon am Abend zuvor von der Wanderschaft zurückgekommen und hatte in der Tat unter seinen Regenschirmen ein kleines, ganz anständiges Bäumchen mitgebracht und bei Bockelhardts in den Hausgang geschmuggelt. Wie Gretle unter dem Putzen und Scheuern von Flur und Treppe, Küche und Stuben und trotz der übeln Laune der Meisterin Zeit fand, auch im Hühnerstall das Nötige zu besorgen, muß ein Rätsel bleiben, das nur das alte Sprichwort löst: Wo ein Wille ist, ist ein Weg.

Berblinger pikierte die Rückenteile einer Weste, die ihm der Altgeselle hingeworfen hatte, bis er in tiefer Dämmerung nichts mehr sehen konnte. Oel kostete Geld; es lohnte sich nicht, ihn bei Licht allein arbeiten zu lassen. Dann schlich er die Treppe hinunter und in den Hof hinaus. Dort sah er etwas noch nie Dagewesenes. Die beiden oberen Gucklöcher des Hühnerstalls waren erleuchtet. Als er in das Innere schlüpfte und in die Beletage hinaufkletterte, gewahrte er das Tannenbäumchen, das an einem Bindfaden von der Decke hing, so daß es aufrecht zu stehen schien, und sechs Wachskerzchen trug, die im reichsten Salon einer Prinzessin nicht besser hätten brennen können. Auf dem Balken aber, dem Bäumchen gegenüber, saß ein Junge und Gretle, wie er mit ihr gesessen hatte, Hand in Hand.

„Das ist mein Gotthilf," sagte die kleine Magd, als sie ihn bemerkte, „und das ist unser Christbaum, Prätle. Ist er nicht fein?"

Es war noch Platz auf dem Balken. Berblinger setzte sich an Gretles andre Seite. Der fremde Junge gab ihm die Hand, nicht scheu und zögernd, wie sie Berblinger nahm, sondern mit einer offenen Herzlichkeit, als ob er hier zu Hause wäre und einen lieben Gast empfinge. Er war größer als Berblinger, ungewöhnlich bleich und mager, und hustete, aber seine großen Augen leuchteten fast unheimlich, obgleich sie voller Freundlichkeit waren.

„Dir geht's auch nicht zum besten, Prätle," sagte er mit einem Lächeln, hinter dem sich das Leid des Lebens nicht ganz verstecken lassen wollte. „Da können wir Christtag feiern, als ob wir zusammengehörten. Und sieh nur, sie hat dafür gesorgt, daß auch etwas unter dem Bäumchen liegt."

Mit Erstaunen sah Brechtle auf dem Boden unter den Tannenzweigen in regelmäßigen Abständen drei Bretzeln liegen.

Neben der einen standen ein Paar Pantoffeln, neben der zweiten eine Pelzmütze und neben der dritten nichts. Unter den Pantoffeln lag auch noch ein Buch.

„Die ist dein," sagte Gretle, auf die Bretzel mit den Pantoffeln weisend, „die dein," zu ihrem Bruder, dem das Christkind die Pelzmütze beschert hatte, „und die mein ... Es hat jedes seine Bretzel. Ist es nicht fein?"

„Aber wie kommst du zu den Sachen?" fragte Berblinger.

„Ich?" fragte Gretle ebenso erstaunt. „Das Christkindlein war hier und hatte ein gutes liebes Gesicht und war so groß als der Herr Pestilenziarius. Er läßt dich vielmals grüßen," fügte sie geheimnisvoll bei. „Du sollest tapfer aushalten und ihn nicht besuchen. Das halte er nicht aus. Sie halten nichts aus, die armen feinen Leute! Nun wollen wir aber Christtag halten und ihm danken."

Berblinger griff nach dem Buch. Es war ein kleines Neues Testament. Griechisch! Für den Augenblick war das freilich nutzlos; Gretle aber brauchte es auch nicht. Sie hatte noch nicht alles vergessen, was man im Fundelhaus lernte, und der Christtag im Fundelhaus war der Glanzpunkt ihres dortigen Lebens gewesen. Sie stellte zwei Lichtchen, die umzufallen drohten, wieder auf, faltete die Hände und sprach einfach und laut:

„Es waren aber Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihre Herden. Und siehe, des Herrn Engel trat zu ihnen und sprach — das weiß ich nicht mehr alles, aber er sprach —: Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt in einer Krippe liegen. Und alsbald war da bei dem Engel eine Menge der himmlischen Heerscharen, die lobeten Gott und sprachen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Amen."

Dabei fing sie plötzlich an laut zu weinen und umfaßte ihres Bruders Kopf.

„Warum heulst?“ fragte dieser sanft, indem er versuchte, seinen Kopf aus den Armen, die ihn umklammerten, herauszuziehen.

„Weil es so fein ist!“ sagte sie und schluchzte weiter.

Nach und nach beruhigten sie sich und dann begannen alle drei ihre Bretzeln zu essen.

„Es sind Zibeben drin,“ erklärte die kleine Magd nicht ohne Befriedigung.

„Wir haben Pantoffeln und Pelzkappen,“ sagte Berblinger. „Wenn du deine Bretzel gegessen hast, Gretle, hast du nichts. Wir sind rechte Tolpatsche.“

„Das sind alle Buben,“ antwortete Gretle prompt, ihre Tränen trocknend. „Aber es tut nichts. Der Christbaum gehört mir.“

Dann begannen sie von andern Dingen zu plaudern. Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Brechtle hatte nach der großen Schlacht zwei böse Wochen durchzumachen gehabt. Der Altgeselle trug nichts nach, es kam ihm aber auch auf einen Puff mehr oder weniger nicht an, und beim ersten Unterricht im Bügeln hatte er dem Lehrling nichts geschenkt. Schlimmer war's mit Nickel, der ihn stach und trat, wo er es unbemerkt tun konnte. Dabei hatte Brechtle nachgerade entdeckt, daß es am klügsten war, zu tun, als ob er Nadelstiche gar nicht mehr fühle. Doch war all dies nichts gegen die Geschichten, die Gotthilf zu erzählen wußte. Der alte Stallmeyer trank, seitdem es kalt wurde, mehr als früher, und dann war kein Sinn und Verstand in der Art, wie er seinen Jungen behandelte. Während jener in der Dorfkneipe saß, mußte dieser das Dorf und die Höfe absuchen. Ohne mitleidige Bäuerinnen, die ihm gelegentlich ein Stück Brot oder

einen Knochen zusteckten, wäre er längst auf dem Wege liegen geblieben. In Jungingen, auf dem Heimweg, hatte er nur einen Schirm bekommen, und den schlug sein Meister an ihm in Stücke. Und dann die wunden Füße und nachts der Husten in den kalten, windigen Schuppen und die Regenschirme! Es waren diesmal doch zuletzt so viele, daß er sie kaum schleppen konnte.

Gotthilf erzählte von all dem ohne zu klagen, wie man von einem Feldzug spricht, den man nicht selbst mitgemacht hat. Aber er blickte etwas wehmütig auf seine zerrissenen Schuhe, die im Licht der sechs Wachskerzchen begehrlich zwei große Froschmäuler aufsperrten.

„Lange halten die's nimmer aus," sagte er nachdenklich, mehr zu den Schuhen als zu seinen Freunden. „Erst als wir vorgestern mittag durchs Schwedenwäldle hereinkamen und ich den Münsterturm wieder sah, fiel mir ein, daß morgen Weihnachtsabend sein mußte. Da stand auch gleich das Bäumchen geschickt am Weg, so daß ich's abschneiden und unter die Regenschirme packen konnte, ohne daß der Stallmeyer etwas merkte. Er hatte dazu von Jungingen her ein gutes Frühstück im Kopf, so daß wir einzogen mit Friede auf Erden."

Er lachte, nicht laut, aber freundlich, und Berblinger dachte im stillen mit schmerzlicher Bewunderung: „Der kann's!"

„Und dein Husten?" fragte Gretle.

„Besser, viel besser! Den Menschen ein Wohlgefallen."

„Sag das nicht so," bat seine Schwester.

„Aber wir wollen es nicht vergessen, Gretle, so oder so. Der himmlische Vater weiß, wie wir's meinen," versetzte er und wollte weitersprechen, doch ein Hustenanfall schüttelte ihn plötzlich dermaßen, daß es nicht mehr möglich war. Auch waren die kleinen Kerzen fast abgebrannt und an zwei Stellen glimmten schon die Tannennadeln und verbreiteten einen köst-

lichen Festgeruch durch den Hühnerstall. Da geschah zum Schluß etwas Merkwürdiges. Vor einer der Luken, die längst kein Fensterchen mehr deckte, erschienen plötzlich zwei schwarze stechende Augen und ein langes gelbes Gesicht. Gretle sah und erkannte es zuerst und faßte ihren Bruder am Arm. Es war die Meisterin. In ihren Zügen lag mehr Erstaunen als Zorn und das erwartete Donnerwetter brach nicht los. Das Gesicht verschwand wieder. Gretle löschte das letzte Lichtchen am Baum, alle drei kletterten lautlos die Hühnertreppe hinunter und trennten sich in dem finsteren Hausgang.

„Komm wieder," sagte Berblinger zu Gotthilf. „Ich brauche dich."

„Komm wieder," sagte auch Gretle, halb lachend, „den Menschen ein Wohlgefallen."

„Und Friede auf Erden!" flüsterte der Regenschirmjunge, während er durch die halbgeöffnete Haustüre in die Nacht hinausschlüpfte.

Die Meisterin war schweigend die Treppe hinaufgegangen, hatte sich in der kalten, öden Stube an das Fenster gestellt und sah nachdenklich zum Sternenhimmel hinauf, ein bitteres Lächeln auf ihren harten Lippen. Selbst als hinter ihr Gretle die brennende Lampe auf den Tisch stellte, sagte sie nicht ein Wort.

Friede auf Erden!

---

16 Musiö François

Es war zweifellos: die Meisterin hatte das Geheimnis des Hühnerstalls entdeckt. Gretle wollte sogar bemerkt haben, wie sie in dem Glauben, unbeobachtet zu sein, den Versuch machte, in das obere Stockwerk hinaufzuklettern, das mehr und

mehr in eine „schöne Stube" verwandelt worden war. Merkwürdigerweise aber sprach sie nie ein Wort über die Sache, obgleich sie nach wie vor in allem, was Gretle oder der jüngste Junge taten oder zu tun unterließen, Veranlassung sah, ihre Mißbilligung in schärfster Weise auszudrücken. Die kleine Magd konnte die Zwillinge stundenlang ungestört in dem Versteck spielen lassen, obgleich sie gelegentlich aus der Beletage ins Parterre herunterkugelten; Berblinger fand am Abend, wenn ihm der Tag zu sauer geworden war, eine halbe Stunde Ruhe auf dem vermoderten Balken, der den Sofa vorstellte, und hatte sogar ein Plätzchen für seinen Euklid, des Pestilenziarius Neues Testament und ein uraltes Physikbuch mit wertvollen alchimistischen Rezepten gefunden, das aus der Klosterzeit stammte. Eine zerbrochene Küchenlampe vermochte er so weit herzustellen, daß sie wieder glänzende Dienste tat. Selbst Gotthilf ging ein und aus, wenn er in Ulm war, ohne sich allzu ängstlich durch die Hausflur stehlen zu müssen. Einmal war er sogar eingeschlafen und hatte sich erst am frühen Morgen davongeschlichen. Er konnte nicht genug rühmen, wie wohl ihm diese Nacht getan habe. Es war trockener als in seinem Keller und bei dem milden Winter des Jahres ganz warm in dem Ställchen, wenn man die Luken mit Stroh verstopfte. So wurden die drei immer dreister, meinte Gretle, und die Meisterin sagte noch immer nichts.

Es war das Weihnachtsbäumchen, das bis in den Frühling hinein strahlte.

Auch in andern Dingen wurde manches erträglicher. Berblinger hatte ganz unerwartet einen geschäftlichen Erfolg erzielt und dadurch eine gewisse Stellung gewonnen, die allerdings, wie der Altgeselle erklärte, allem Handwerksgebrauch ins Gesicht schlug und Nick zu erneuten Bosheiten anspornte. Die „Maße" der Kunden, lange, mit Nadeln zusammengeheftete

Papierstreifen, in denen nur dem Eingeweihten verständliche Kerben und Einschnitte die Abmessungen für Rock, Hose und Weste des Herrn X, Y und Z bezeichneten, hingen in zwei schweren Bündeln an der Wand der Werkstatt. Jeder Streifen war mit dem Namen des betreffenden Herrn und dem Anfertigungstag versehen. Traf die Bestellung eines früheren Kunden ein, so wurde sein „Maß" hervorgesucht, und wenn keine allzu sichtbaren Veränderungen mit dem Umfang eines würdigen Papas oder der Länge seines Söhnchens vor sich gegangen waren, danach das Tuch zugeschnitten und die Arbeit begonnen. In dem alten Geschäft waren nun diese Bündel ins Unförmliche angewachsen und enthielten Maße von alten Patriziern, Ratsherren und Zunftmeistern, die längst keine Kleider mehr brauchten. Ein bestimmtes Maß herauszusuchen prüfte Bockelhardts Geduld wöchentlich ein- bis zweimal aufs schwerste und kostete oft stundenlange Arbeit, die immer schwieriger wurde, da ihn der Stolz auf die Dicke seiner Maßbündel verhinderte, die alten, sozusagen abgestorbenen Maße zu vernichten.

Nachdem dies Berblinger einige Monate lang mit angesehen hatte, faßte ihn eines Tags, zum erstenmal wieder seit langer Zeit, jenes freudige Gefühl des Schaffens, das einen großen Gedanken, das Entstehen einer Erfindung begleitet. Eine Woche lang trug er die Sache still in sich herum, dann konnte er dies nicht länger ertragen und verschaffte sich mit dem Beistand Gotthilfs vierundzwanzig alte Nägel. Hierauf benutzte er eines Abends die Abwesenheit von Meister und Altgesellen, schlug sie zum Staunen Enderles und unter gräßlichen Prophezeiungen Nickels in die Wand und schrieb über jeden auf die schwarze Täferung mit Kreide einen Buchstaben des Abcs. Dann hing er die Maßstreifen nach dem Alphabet geordnet an den vierundzwanzig Nägeln auf und wurde mit dieser

Arbeit gerade fertig, als Meister und Altgeselle zusammen eintraten. Stirnrunzelnd, mit weit aufgerissenen Augen betrachtete der erstere die Veränderung, die mit den Bündeln und der Wand vor sich gegangen war. Wer hatte diesen Schabernack ins Werk gesetzt? Nick wies verschmitzt lächelnd auf Berblinger. Der Altgeselle griff instinktmäßig nach der Elle, und Nicks schlimmste Voraussagen schienen in Erfüllung gehen zu wollen.

Da, im Augenblick der höchsten Gefahr, öffnete sich die Tür und ein kleiner Junge im blauen Gymnasialmäntelchen schrie, ehe er ganz in der Stube war:

„Einen schönen Gruß vom Herrn Oberlehrer Quaste, und der Herr Oberlehrer Quaste brauche so schnell als möglich ein Paar neue schwarze Kniehosen wegen der Visitation. Der Herr Regierungspräsident von Hertling werde schon übermorgen erwartet.“

Das war das neue bayrische Oberhaupt der einst freien Reichsstadt Ulm, und die Kniehosen waren zweifellos ein dringendes Bedürfnis der neuen Zeit. Bockelhardt warf einen fast verzweifelten Blick auf seine wie er glaubte vernichteten Maßbündel. Berblinger aber sprang auf, nahm den „Oberlehrer Quaste“ von dem Q=Nagel, an dem er in würdiger Einsamkeit baumelte, und überreichte ihn dem Meister. Diesem ging plötzlich ein Licht auf. Er sprach: „Donnerwetter! Der Lausbub!“ — Das höchste Lob, das ihm Prätle bis jetzt abzuringen vermocht hatte. Aber noch nach Wochen konnte man den Meister sehen, wie er in stiller Betrachtung, den Kopf nicht unfreundlich schüttelnd, vor den vierundzwanzig Bündeln stand, aufs Geratewohl einen Namen murmelte und nach wenigen Minuten das entsprechende Maß aus dem entsprechenden Bündel zog. In der Herberge erklärte er einem engeren Kreis frühschoppengewohnter Meister, daß sein Studentle nicht ganz so

dumm sei als er aussehe. Aus dem könne noch etwas werden, wenn man ihn, nach Handwerksgebrauch, gehörig zustutze. Dafür sorgte der Altgeselle mit gesteigerter Gewissenhaftigkeit. ‚Hatte je ein Lehrjunge die Frechheit gehabt, mit den Maßen zu hantieren wie dieser verdammte Prätle!‘ war der leitende Gedanke, der für die nächsten Monate seinem Erziehungssystem zugrunde lag. Da und dort tauchte die Frage auf, ob die Zunft eine derartige Neuerung dulden könne, da sie den Meistern, die sich ihrer bedienten, einen unberechtigten Vorteil gewähre. Der Fall wurde sogar vor offener Lade besprochen und Berblinger erlangte hierdurch eine für einen Lehrjungen ganz ungebührliche Berühmtheit. Man entschied sich jedoch dahin, die Sache auf sich beruhen zu lassen, da die Mehrzahl der Meister in der Lage sei, das neue System ohne große Kosten und Umstände einzuführen.

Das Bockelhardtsche Geschäft ging auch im allgemeinen etwas besser. Gegen Ostern erschienen ein paar alte Kunden wieder, darunter der Altbürgermeister und Staatsrat Baldinger, die längst abgefallen waren. Es war stadtbekannt geworden, daß der Neffe des Rats Schwarzmann bei Bockelhardt Lehrling geworden war, und der Herr Rat gehörte zu den bestgekleideten Leuten der Stadt. Daraus schloß man, daß Bockelhardt doch nicht so übel sein dürfte. Man konnte ihn ja wieder einmal versuchen, und dem Schwarzmann, dessen Einfluß bei den neuen Herren aus Bayern augenscheinlich wuchs, gelegentlich einen Wink geben, daß man auf den kleinen Berblinger schon jetzt Rücksicht nehme. Solch kleine Dinge haben manchmal große Folgen gehabt, und der Schwarzmann mit seiner Anstelligkeit und Triebigkeit, Durchtriebenheit sagten manche — wer weiß! — eine Hand wäscht die andre.

Der Schneidermeister verstand die Sache allerdings anders. Er glaubte, daß die Leute vielleicht unter dem Einfluß der

neuen Regierung endlich zur Vernunft gekommen seien und den besten Meister von Ulm zu würdigen anfingen. Noch weniger ahnte Berblinger, daß er oder die neue Regierung einen wohltätigen Einfluß auf das Geschäft ausübe. Letzteres kam ihm zuerst durch den Nachtwächter, der im Taubengäßchen seines Amtes waltete, zu vollem Bewußtsein. Er hatte infolge des Frühaufstehens dessen bekanntes „Hört ihr Leute, laßt euch sagen, d' Glock hat viere g'schlagen. Hin ist die Vie—ie—re!" zum hundertstenmal gehört und sich nach und nach nicht ohne vielfache Beklemmungen daran gewöhnt. Nun verfügte ein hohes Regierungspräsidium, das auch im kleinen Wohl und Wohlanständigkeit der städtischen Verhältnisse zu erwägen trachtete, daß die Wächter nicht mehr rufen sollten: „Hin ist die Viere," da solches nach neuerem Sprachgebrauch einer unfreundlichen und fast gröblichen Verunglimpfung der soeben verflossenen Stunde gleichkomme. In Zukunft sei zu rufen: „Vorbei ist die Viere!" — Diese Verordnung wurde am 26. April 1804 erlassen und schon zwei Monate später weckte der neue Nachtwächter — mit dem alten war nichts mehr zu machen — Berblinger und die beunruhigten Hausbewohner des Taubengäßchens mit dem passenderen Ruf: „Vorbei ist die Viere!"

Das einförmige Tagewerk blieb trotzdem dasselbe; doch machte Berblinger Fortschritte. Ueber seine Knopflochstiche schüttelte Joseph zwar noch immer scheinbar zornig den Kopf, jedoch mit einem kaum merklichen feinen Unterschied, den der erfahrene Enderle bemerkte und zu erklären wußte. Das Schütteln, an das sich ein leises Nicken anschloß, bedeutete, daß die Stiche für einen Lehrjungen zu regelmäßig und zu fein ausfielen. Das war schon mehr die Arbeit eines Gesellen und konnte nach Handwerksgewohnheit kaum geduldet werden. Ueber Berblinger selbst kam jetzt hier und da ein Gefühl der Befriedigung mit seinem Werk. Die Nadel bekam Leben und

hüpfte munter durch das Tuch, wenn auch noch nicht immer genau an der Stelle, die sie treffen sollte. Wäre es denkbar, daß selbst in einer Schneiderwerkstätte das alte Sätzchen: Arbeit macht das Leben süß! Wahrheit werden könnte? „Nicht möglich!" seufzte er dann, dachte an Zeller zurück und den Euklid, und sah sehnsüchtig den Ulmer Spatzen nach, die ums Fenster flogen.

Der Hühnerstall trug viel zur Besserung seiner Lage in der Werkstatt bei, denn es ist nun einmal eine unumstößliche Wahrheit, daß drei Viertel des menschlichen Glücks und Unglücks nicht in tatsächlichen Verhältnissen liegen, sondern in der Stimmung, in der sie uns finden. Sein schweigend anerkanntes Talent für Knopflöcher hatte den Nachteil, daß ihm zuerst der brummende Altgeselle, dann freundlich lachend Enderle und schließlich mit einem boshaften Rippenstoß Nick, kurz die gesamte Werkstatt ihre Knopflöcher zuschob und der Meister nur ärgerlich nickte, wenn er wenigstens gegen Nicks Löcher protestierte. Denn auch dem Meister lag daran, zierlich geformte Knopflöcher aus seiner Werkstatt hervorgehen zu sehen, solange er es umsonst haben konnte. Dies war zweifellos ehrenvoll, aber auch langweilig, und Brechtle sehnte sich lange Stunden hindurch nach den Zwillingen, nach Gretle, nach Gotthilf, kurz nach dem Hühnerstall. Ein solches Sehnen aber kann ganz unterhaltend werden, wenn man weiß, daß es schließlich zum Ziel führt.

Gotthilf kam natürlich nur selten, denn er war meist auf der Walze mit seinen Regenschirmen. Wenn er aber kam, war es besonders für Gretle ein wehmütiges Fest. Sie meinte, er werde immer magerer und bleicher, und trotz des milderen Wetters wurde sein Husten nicht besser; auch die Geschichten, die er von der Wanderschaft mitbrachte, nicht. Der alte Stallmeyer, der vor etlichen Monaten wegen der Kälte getrunken hatte, trank in den wärmer werdenden Tagen wegen des Durſts,

und Gotthilf hatte es nach wie vor zu büßen. Einmal war er ins Fundelhaus zurückgelaufen und hatte dort seine wunden Füße und einen zerbrochenen Zeigfinger vorgewiesen. Es war ihm schlecht bekommen, obgleich sein Finger geschindelt wurde. In der Tat wurden seine bleichen Wangen hohler und seine großen Augen größer; er selbst wurde ruhiger und stiller, fast als habe er von dieser Welt nichts mehr zu hoffen. Dagegen leuchteten die Augen manchmal, als ob sie in eine andre, glücklichere sehen könnten. Zu andern Zeiten sprach er von seiner Mutter und von der Donau, wie wenn das seine Heimat wäre. Wenn ihn dann Gretle erschrocken ansah, lachte er freundlich und erklärte, er denke nicht daran, ohne zu sagen, an was. Die beiden verstanden sich jedoch so gut, daß Berblinger mit heimlichem Neid fühlte, um wie viel leichter dreifaches Elend zu tragen war, wenn man zu zweien daran trug. Es war dies nach Euklid und andern Mathematikern nicht richtig, aber es gibt geheimnisvolle Dinge, die wahrer sind als alle Mathematik. Auch tat es ihm gut, diese Beobachtungen zu machen und die eigentümliche weiche, kindliche Altstimme zu hören, wenn sie ihren Bruder, der keinen Trost brauchte, zu trösten suchte. War es in seinem eignen Elend nicht schmachvoll, sich von den beiden andern beschämen zu lassen?

Eine greifbare Erleichterung stand in naher Aussicht. Nickel sollte Ende Mai freigesprochen werden und wollte dann unverzüglich die Wanderschaft antreten. Dagegen hatte Enderle noch immer das Ränzel nicht ernstlich geschnürt. Warum, war ihm selbst ein Rätsel; denn daß ihn Bockelhardt nicht gern ziehen ließ, wog nicht schwer, und Gretle war doch noch zu jung, um mit ihr ein vernünftiges Wort sprechen zu können. Daß er sie mit den Augen verfolgte, wenn sie in der Stube herumhantierte und dem Arbeitstisch zu nahe kam, hatte Berblinger mehr als einmal bemerkt und sich darüber geärgert.

Was wollte der Enderle eigentlich? Sie war ja noch ein halbes Kind.

Nun trat ein Ereignis dazwischen, das vielen Gesellen, die nicht ans Wandern denken mochten, Füße machte und Angst und Entsetzen im alten Reichsstadtgebiet verbreitete. Unter dem milden Zepter ihres neuen Kurfürsten hatte die Stadt ein ruhiges halbes Jahr genossen, Handel und Gewerbe schienen förmlich aufzuleben, und nur wenige beklagten heimlich den Zusammenbruch der alten, höchst fadenscheinig gewordenen Herrlichkeit, obgleich nicht bloß die Nachtwächter in etwas andrer Tonart singen lernen mußten. Die Patrizierfamilien hatten sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nicht beliebt gemacht. Man ließ sie ohne sonderliches Mitleid knurren und freute sich fast darob. Neue Leute mühten sich eifrig, an die Spitze zu kommen, die ihnen in den alten Zeiten ganz unzugänglich gewesen war. Aber seit einigen Wochen drohte auch den gemeinen Leuten, und gerade diesen besonders, etwas Neues, Unerhörtes: die Konskription. Soldaten sollten die jungen Leute werden, nicht Stadtmiliz, wirkliche Soldaten, in den Krieg ziehen, der morgen wieder ausbrechen konnte, aus dem nicht die Hälfte der Leute zurückzukehren pflegte. Die Söhne vornehmer Leute und der Beamten waren frei, die Reichen konnten sich loskaufen. Für die armen Leute, die Handwerker und die Bauern gab es keine Rettung mehr; selbst aus dem kleinsten Schneiderlein ließ sich ein leidlicher Soldat machen. Dem Vaterland zu dienen ist die höchste Ehre, sagten die Reichen, dulce et decorum est pro patria mori, zitierten die Gebildeten und kauften sich Stellvertreter. Was war dem Enderle das Vaterland? Bayrisch war er seit acht Monaten und wußte nicht, ob er es in acht Monaten noch sein werde. Niemand hätte ihm sagen können, wo er augenblicklich das deutsche Reich zu suchen habe, wenn er dazu Lust gehabt hätte. Aber er hatte nicht die geringste

Luft. Das klügste war, sich beizeiten aus dem Staub zu machen. Er suchte deshalb sein Ränzlein wieder hervor, das er seit mehreren Monaten vernachlässigt hatte, und ließ sich von einem befreundeten Schuster die Stiefel sohlen. Nick wartete nur auf ihn, und Bockelhardt mußte sich nach einem oder zwei neuen Gesellen umsehen, denn das Geschäft blühte, wie es seit Jahren nicht floriert hatte.

Doch noch immer saßen sie an einem Juninachmittag vollzählig auf dem Arbeitstisch und nähten stumm und verdrossen bei offenen Fenstern, durch das die Sonne geschienen hätte, wäre sie vom Giebel des Nachbarhauses nicht verdeckt worden. Der Gipfel des Gaishirtlesbaums im Hof fing ihre Strahlen auf und winkte sommerlich und wanderlustig herunter. Verblinger mußte an Ochsenwang denken und wie sonnig es dort gewesen war.

Da klopfte es kräftig an die Tür — es mochte eher ein Stockknopf als der Knöchel einer Hand sein —, und ohne das Herein! abzuwarten, trat ein Mann in die Stube, dessen goldbrauner derber Ziegenhainer und die auf seinen Ranzen geschnallten zerrissenen Stiefel den vielgewanderten Handwerksburschen erkennen ließen. Er war keiner von den jungen, trug einen halbergrauten Bocksbart und blickte mit zwei schwarzen, stechenden Augen in dem braunen Gesicht keck um sich. Auch war er sichtlich ein dufter Kunde und wußte, was Handwerksbrauch war, stellte sich mitten in die Stube, den Ziegenhainer in der Rechten, den „Filz“ in der Linken, und begann:

„Gott willkommen, Meister und Gesellschaft, von wegen des Handwerks!“

Der Altgeselle stand auf und nahm eine ernst herablassende Haltung an. Sichtlich war der Zugewanderte noch einer aus der guten alten Zeit, der wußte, was sich schickt. Es geziemte sich, ihn würdig zu empfangen.

„Ich sage dir Dank, meine Gesellschaft," sagte er höflich. „Bist du des Handwerks, mit Verlaub, daß ich frage?"

„Ich weiß nicht anders," versetzte der Fremde. „Mit Verlaub und Gunst: so bist du der Altgesell?"

„Ich weiß nicht anders."

„So will ich dich gebeten haben, du wollest mir Handwerksgewohnheit widerfahren lassen und für mich umschauen, es sei heut oder morgen; ist hier nichts, so ist's anderswo."

„Warum nicht? Es ist Handwerksgebrauch," versetzte Joseph und fuhr fort, wie der Fremde in einem eigentümlich schnarrenden Pathos zu sprechen, dem man anhörte, daß es sich um einen wohleingelernten, oft wiederholten Brauch handelte. Es war der Kanzelton des alten Handwerks, und nicht bloß Nick und Enderle, auch Berblinger hörte mit einer gewissen Ehrfurcht auf die wunderliche Wechselrede. Der Meister nähte ruhig weiter, als ob ihn die Sache zunächst nichts angehe. Auch dies gehörte zur jahrhundertealten Handwerksgewohnheit.

„Auch sage ich dir Dank, daß du bist zu mir gekommen," ließ sich der Altgeselle des weiteren vernehmen, „denn wärest du nicht zu mir gekommen, so könnte ich nicht mit dir reden und du mit mir auch nicht."

„So mit Gunst hätte ich ein Wort fürzubringen. Ich bitte dich, du wollest mir's nicht für übel haben."

„Nichts überall! Rede, was dir vonnöten ist."

„So mit Gunst, meine Gesellschaft, so bin ich hierher gewandert von der wohlberühmten Stadt Eßlingen, allwo ich in Arbeit gestanden, und ist mein Gesellenname François Zwillich, und begehre von dir und allen guten ehrlichen Meistern und Gesellen und Jungen, Handwerksgewohnheit nach, in acht oder vierzehn Tagen in eines ehrlichen Meisters Werkstatt zu arbeiten, solange es mir und ihm gefällt. Kann mir solches von dir und deinen Gesellen, desgleichen auch den Jungen, die neben

dir in Arbeit stehen, widerfahren, so möge es sein heut oder morgen; ist's hier nicht, ist's anderswo, wo ein guter ehrlicher Geselle einer zum andern kommt. Berg und Tal kommen nicht zusammen; aber ein guter ehrlicher Gesell oder Junge kommt wohl zum andern. So mit Gunst habe ich ausgeredet."

Joseph blähte sich förmlich auf im Gefühl seiner Würde. Er war schon lange nicht mehr einem Gesellen begegnet, der die alten Sprüche in so korrekter Weise vorbringen konnte, und auch Meister Bockelhardt nickte wohlgefällig. Etwas vom alten Zunft- und Gesellenstolz lebte noch in den veralteten Formeln. Die Jungen überkam das Gefühl, mit dem wir im Abendsonnenglanz eine ehrwürdige Ruine betrachten.

„So mit Gunst," begann der Altgeselle wieder, „was du von mir und allen guten und ehrlichen Meistern, Gesellen und Jungen begehrest, das soll dir widerfahren. Verzieh einen Stich! — So hält's Handwerksgewohnheit hier in der hoch- und weitberühmten freien Reichsstadt — will sagen, nunmehr kurfürstlich bayrischen Hauptstadt von Schwaben, Ulm. Zum ersten —"

Und nun begann er des langen und breiten eine Reihe Bestimmungen aufzuzählen, von denen einige noch heute beachtenswert wären, andre schon seit ein paar hundert Jahren keine Bedeutung mehr hatten, die meisten aber wie ein langer hinderlicher Zopf durch die Zeit der langsamen Entwicklung der Gewerbe nachgeschleppt wurden. Sie betrafen die Einlage in die Gesellenlade, das große hochlöbliche Ein- und Ausgeschenk, gewisse Beschränkungen in der Bearbeitung verschiedener Stoffe und in der Art der Arbeit selbst, das Betragen gegenüber den Meistern und den Jungen, den Verkehr der Gesellen untereinander, Einzelheiten bezüglich des Aufstehens, des Beginns und Schlusses der Arbeitszeit, ja sogar des wöchentlichen Badens. Endlich schloß der Altgeselle:

„So mit Gunst, mein Gesellschaft, so weiß ich für diesmal nichts mehr vorzuhalten; es ist auch mir nicht mehr vorgehalten worden. Hab' ich ein Wort oder zwei ausgelassen, so bitt' ich dich, du wollest mir's nicht für übel halten. Wenn wir vor der Lade zusammenkommen, so soll dir's besser vorgehalten werden, was ich vergessen habe. Willst du nun solche Handwerksgewohnheit helfen stärken und nicht schwächen, so will ich für dich umschauen."

Darauf erwiderte der Fremde mit einem Augenzwinkern, das Berblinger, auf den die ganze Zeremonie nicht ohne Eindruck geblieben war, unangenehm berührte:

„So mit Gunst, mein Altgesell: was Handwerksgewohnheit in dieser Stadt innehält und ausweist, will ich helfen stärken und nicht schwächen, denn es ist vorher schwach genug."

„So mit Gunst, mein Gesellschaft," fragte Joseph, „wo hast du das Handwerk gelernt?"

„Das Handwerk hab' ich gelernt in der weltberühmten Stadt Straßburg, so nunmehr zu dem ruhmreichen Kaiserreich oder vormaligen Republik Frankreich gehört, bin aber selbst deutschen Geblüts und Sprache, auch bin ich auf der Wanderschaft in Arbeit gestanden als ehrlicher Geselle zu Freiburg im Breisgau, zu Kolmar im Elsaß, zu Basel im Schweizerland, zu Nanzig, vornehmlich aber in der weltberühmten Stadt Paris, so jetzo eine Kaiserstadt geworden, und des ehrsamen Schneiderhandwerks Kaiserstadt gewest ist seit Anbeginn der Welt. Zuletzt bin ich in Arbeit gestanden zu Eßlingen, im Kurfürstentum Württemberg, und ist hier mein Lehrbrief nebst meinem Wanderbuch, solches zu bekunden."

„Wo begehrst du hin?" fragte der Altgeselle, indem er die Papiere zu sich nahm.

„So mit Gunst, mein Gesellschaft, so begehre ich am

ersten zu dem Meister da ich angetreten bin, und danach vom ältesten bis zum jüngsten, sofern das Handwerk ehrlich ist."

„So mit Gunst," antwortete Joseph, „laß dir die Zeit nicht lange sein. Ich will bald Bescheid bringen." Dann wandte er sich an Bockelhardt, der jetzt erst die Nadel weglegte, und sprach:

„Guten Tag, Meister! Gott segne das Handwerk! Ich hab' Euch um ein Wort oder zwei anzusprechen. Ihr wollt mir's nicht verübeln."

„Nichts überall!" versetzte Bockelhardt in demselben wunderlichen Deutsch des vergangenen Jahrhunderts, indem er die Nadel wegsteckte. „Rede, was vonnöten ist."

„Es ist ein fremder Gesell hier gewandert gekommen. Gelernt hat er zu Straßburg, ist aber deutschen Geblüts; in Arbeit hat er gestanden an manchen Orten, vornehmlich aber in der Stadt Paris, so nunmehr eine Kaiserstadt sein soll. Er begehrt ein acht oder vierzehn Tage in eines ehrlichen Meisters Werkstatt zu arbeiten, solange es Euch und ihm gefällt. Kann ihm solches von Euch widerfahren, so sei es heute oder morgen. Ist's hier nicht, so ist es anderswo."

„Mit Gunst, Altgesell," erwiderte der Meister nach einigem Nachdenken, „sag ihm, er möge einen Stich verziehen. Ich muß mir's überlegen."

Nun verließ Bockelhardt die Stube, um seine Frau aufzusuchen, die er in der Küche fand. Bei wichtigen, nicht auf Frühschoppen und Herbergsabende bezüglichen Entscheidungen zog er es vor, sie nicht von Anfang an im feindlichen Lager zu wissen. Nach wenigen Minuten kam er zurück und begann mit der sich stets wiederholenden Einleitung:

„Mit Gunst, Altgesell! Ich hab' mir's überlegt. Der Nickel soll wandern und den Enderle hält nichts vom Laufen, wenn er die bayrischen Trommeln hört. Auch blüht das Hand-

werk, Gott sei Dank. Da kommt mir der Pariser nicht ungelegen. Ich will's versuchen."

„Ich dank' Euch, Meister, für den Bescheid und will's wohl ausrichten," versetzte Joseph und wandte sich wieder an den fremden Handwerksburschen:

„Guten Tag, Gesellschaft. Ich hab' für dich umgeschaut. Ist dir die Zeit lang geworden? Gott geb' dir besser Glück!"

„Dank' dir Gott willkommen!"

„Ich sag' dir Dank, mein Gesellschaft. Was du von mir und allen guten und ehrlichen Meistern begehrt hast, das ist dir widerfahren. So hab' ich dich umgeschaut nach deinem Begehr, nach meinem Vermögen, nach Handwerksgewohnheit und Handwerksgebrauch. Der erste, dem du bist zugewandert, Meister David Bockelhardt, läßt dir ein acht oder vierzehn Tage Arbeit zusagen, solang es dir und ihm gefällt. Ich aber wünsche dir Glück zum ehrsamen Meister. Und mit Verlaub und Gunst, so wird dir von mir und den Gesellen allen, desgleichen auch von den Jungen, die hier in Arbeit stehen, landesläufige Münz' verehrt, nämlich sechzehn Pfennig, zum kleinen Geschenk, damit du kannst einem ehrlichen Meister zuziehen und einen unehrlichen meiden, und nimm mit vorlieb. Das Kloster ist arm und der Mönche sind viele und der Abt trinkt selber gern. So wünsch' ich dir viel Glück zum kleinen Geschenk."

„Dank' euch Gott um und um, so komm' ich schnell herum!" schloß der Fremde und schnitt plötzlich eine Grimasse, daß Enderle, der wie alle andern sehr ernst geblieben war, laut auflachte. Joseph setzte sich auf den Arbeitstisch, und alle nahmen die gewöhnliche Alltagsmiene wieder an. Der fremde Geselle agte, er habe in der Herberge noch einen Rock zu holen, und erließ mit einer schwungvollen Verbeugung gegen die eintretende Meisterin die Stube.

„Das war wieder einmal, wie es sein sollte, Prätle!“ sagte der Altgeselle, sichtlich hochbefriedigt. „Der kann's noch. Aber in Paris hat er es nicht gelernt. Was er von dort mitbringt, werden wir ja sehen.“

Mit dem Franzosen, der sich am liebsten „Musiö François“ nennen ließ, kam Leben in die alte Werkstätte. Sein unverfälschtes Elsässer Dütsch war für Enderle eine unerschöpfliche Quelle der Heiterkeit, und selbst Gretle war anfänglich geneigt, den Musiö François für einen netten Menschen zu halten. Später änderte sich die Stimmung. Der Altgeselle namentlich hielt ihn nach wenigen Tagen für einen ganz gefährlichen Kunden, obgleich er die alten Handwerksgebräuche und -sprüche kannte wie kaum ein andrer in Ulm. Sie hatten sich in Straßburg unter dem Druck der Fremdherrschaft, den das Volk bis vor kurzer Zeit lebhafter empfand als die nur zu gerne französelnden oberen Stände, länger und reiner erhalten als anderwärts. Was der ehrliche Joseph aus Ansbach nicht begriff, war, daß François, dessen drittes Wort französisch war, die alten Sprüche mit feierlichem Anstand herplappern und im nächsten Augenblick seinen beißenden Spott über sie ergießen konnte. Es war ja alles altväterischer Unsinn, erklärte er unverhohlen, nur dazu da, die Jungen zu erschrecken und den Alten ihren Brei in den Bart zu schmieren. Geschickt aber war Musiö François, das mußte man ihm lassen. Er brachte neumodische Gedanken und neue Handgriffe in die Werkstatt, daß es dem alten Joseph angst und bange wurde. Besonders bügeln konnte der Kerl, daß ein verpfuschter Rock einen Tag lang wie ein Meisterstück aussah. Ein paar Tage später kamen allerdings die schiefen Falten wieder zum Vorschein. Dann aber hatte sie der befriedigte Kunde auf dem Leib und wohl gar die Rechnung schon bezahlt. Bockelhardt war mit dem neuen Gesellen, den er heimlich bewunderte, wohlzufrieden,

und die Meisterin begann von ihm und seinen französischen Verbeugungen zu träumen.

Für Berblinger, der noch zu tief in den Lehrlingsschuhen stak, wurde eine andre Seite des Mannes von Bedeutung. Niemand vermochte seiner Zunge Halt zu gebieten. Der Altgeselle hatte anfänglich versucht, dies zu tun. Es war nicht Handwerksgewohnheit, weder im Ansbachschen noch in Schwaben, während der Arbeit zu schwatzen, aber es war nicht möglich, den quecksilbernen Halbfranzosen, dessen Zunge stach wie eine Nadel, hiervon zu überzeugen. Zum erstenmal, seitdem er Altgeselle geworden war, mußte er zugeben, daß seine Autorität diesem Windbeutel gegenüber machtlos war. Er ließ ihn gewähren und horchte schließlich nicht selten selbst mit staunender Spannung auf die wunderbaren Geschichten, die Musiö François in der großen Republik erlebt haben wollte.

„Handwerksgebrauch?“ konnte er entrüstet fragen, wenn Joseph ihn an die Ulmer Zunftartikel erinnerte, die er zu stärken und nicht zu schwächen versprochen hatte. „Papperlapapp, Musiö Schosef. Wer einen Rock d'une élégance finie fabrizieren kann, ist maître tailleur von Gottes Gnaden. Nein, nicht von Gottes Gnaden, denn mit unserm Herrgott über dem Rhein ist es eine eigne Sache. Sie schaffen ihn ab und stellen ihn wieder ein, je nach Bedarf. Das tun sie auch mit ihrem König. Als sie ihn nicht mehr ganz brauchen konnten, machten sie ihn um einen Kopf kürzer, und es ging vortrefflich auch so. Ich will nicht behaupten, daß ich das mit eignen Augen gesehen habe, denn ich bin wahrheitsliebend, comme un Allemand, und stand dazumal noch in Nanzig in Arbeit. Aber ich hab' Hunderte gekannt, die es gesehen haben und es zeitlebens nicht vergessen. Später brauchten sie wieder etwas derart, und — eins, zwei, drei, hast du mich gesehen! — haben sie wieder einen Kaiser mit einem Kopf, größer und härter als die der

kaiserlichen Majestäten von Deutschland und Rußland und aller hundertzweiundzwanzig Fürsten, die uns die Haut über die Ohren ziehen. Menschenrechte! Drüben haben sie die Menschenrechte erfunden, Musiö Prätle, die auch einem Knirps wie dir von deiner jämmerlichen Geburt an zustehen. Die wissen etwas von Gleichheit, Nick! Wenn dir dort drüben der Bürgermeister Schad von Mittelbiberach eins hinter die Ohren haut, schwupps! zahlst du's ihm heim mit Zinsen, und alles, was er machen kann, wenn er nicht am nächsten Laternenpfahl hängen will, ist, sich den roten Kopf zu reiben wie du. Das heißt man Gleichheit und ist mehr wert als aller Zunft- und Handwerksbrauch der Welt. Es ist Vernunft und Religion in eins gewickelt. Den Adel haben sie abgeschafft, von hochmögenden Patriziern wußten sie so wie so nichts, alle Zunftmeister hat der Teufel an ein und demselben Tag geholt. Alle sind gleich; alles ist gleich. Damit kommt die Brüderlichkeit ganz von selbst. Ich will nicht behaupten, daß ich das mit eignen Augen gesehen habe, es mag erst nach meiner Zeit eintreten. Aber kommen wird sie, wenn es so fortgeht, darauf könnt ihr dummen Schwaben euch verlassen!"

Joseph griff instinktiv, aber sprachlos nach seiner Elle, François tat dasselbe. Um Enderles Lippen zuckte ein fröhliches Lächeln, Nicks Augen funkelten in Erwartung eines unerhörten Zweikampfs zwischen der alten und der neuen Zeit, und Berblinger, in tiefes Nachdenken versunken, verdoppelte die Geschwindigkeit, mit der er einen Knopflochstich an den andern setzte.

„Mit Gunst, Altgesell," fuhr François nach einer kurzen Pause fort, nachdem jeder lautlos sein Ellenmaß wieder niedergelegt hatte, „das heißt man Gleichheit! Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit — kann ich dafür? — davon habt ihr hier noch keinen Begriff, schindet und quält euch untereinander bis

aufs Blut und kommt doch nicht weiter. Das haben die Philosophen der großen Nation drüben herausgefunden und zeigen uns, wie's gemacht wird. Wer sich um einen Kopf größer dünkt als andre, wird um denselben kleiner gemacht, und zwar geschieht dies mit der Maschine; kein Zunftzwang, freie Kunst! Wer andre drückt, wird zerquetscht. Wer lügt und schwindelt, stiehlt und raubt, um sich zu bereichern, wird ohne Hemd und Hosen an die Luft gesetzt, zumeist an einem Strick. Wer nimmt, was andre zuviel haben, kommt in unsern Himmel, und der ist auf dieser Welt und wird in wenigen Jahren eröffnet werden. Wahrscheinlich auch in Ulm, wenn mit euch jungen Kaulquappen etwas anzufangen ist, Prätle. Mille tonnerres! Ich bin nicht umsonst in Paris gewest. Ich zeig' euch, wie's gemacht wird. Gleichheit, das ist vorerst die Hauptsache."

„Wie steht's dabei mit der Brüderlichkeit?" fragte Berblinger, der mit klopfendem Herzen zuhörte.

„Maul halten!" rief der Altgeselle und griff wieder nach dem Ellenmaß, „das wäre noch schöner, wenn auch die Buben anfingen zu krakeelen."

„Ungefähr wie mit der Gleichheit," antwortete François, ohne auf Joseph Rücksicht zu nehmen. „Fortschritte, überall Fortschritte! Aber ganz fertig zum Abliefern ist das eine wie das andre noch nicht. Es fehlt das Aufbügeln. Daran ist man jetzt. Der Napoleon, der kleine Satan, wird es schon fertig bringen und bügelt auch euch. Paßt mal auf, in ein paar Jahren hat er auch auf dieser Seite des Rheins alles egalisiert. Keine Meister, keine Gesellen, keine Jungen mehr. Alles Brüder, Bürger, citoyens, und jeder bekommt so viel als der andre. Niemand ist reich, niemand arm, niemand hoch, niemand niedrig. Millenium haben's die Pfaffen früher geheißen. Jetzt nennt man's Menschenrechte, Weltweisheit, Vernunft. Die ganze Kirchenwirtschaft hat man abgeschafft und

verehrt dafür die Vernunft. Aber auch die Vernunft, ein bildschönes Weibsbild, das ich mit eignen Augen gesehen habe, wurde zu eingebildet; man mußte auch sie wieder abschaffen. Viele sind jetzt nicht ganz klar darüber, was zu verehren sei. Das nennt man Volksaufklärung, Volkswille; Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Was wißt ihr dummen Schwaben von all dem!"

„Jetzt hab' ich's aber genug, Kreuzbombenelement," rief der Altgeselle und schlug mit der Elle nur um eine Daumenbreite vom Knie des Elsässers auf den Arbeitstisch. François schnellte aus seinem Loch heraus, warf sich auf den Tisch zurück, schlegelte mit den Beinen in der Luft und trat wie aus Versehen dem Altgesellen mit der rechten Ferse unsanft auf die Nase. Dann wurde er plötzlich ruhig, sagte höflich: „Mit Gunst und Verlaub, mein Gesellschaft," steckte die Beine wieder unter den Arbeitstisch und nähte in der nächsten Viertelstunde lautlos weiter.

Auch Berblinger arbeitete still vor sich hin, den Kopf voll von den wirren Ideen des Halbfranzosen. Er dachte an Schillers „Räuber", für die sie in Blaubeuren geschwärmt hatten. Dort war alles klarer, reiner; aber es war nur Dichtung. Hier machten sie Ernst mit der Sache. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit; die Worte lagen in der Luft, und im Elend der Zeit glaubte mancher arme Teufel das hoffnungsvolle Wehen einer Zukunft zu spüren, über welcher dieses Dreigestirn strahlte. Langsam bohrten sich solche Gedanken in seine Seele, und manchmal folgte er jetzt François in der Dämmerung der länger gewordenen Abende nach der einen oder andern der halbzerstörten Basteien und ließ sich erzählen, wie das alles in Paris schon aufgeblüht sei, nachdem der wilde Sturm des Völkerfrühlings vorübergebraust war. Musiö François freute sich des aufmerksamen Zuhörers. In dem jungen Kopf aber wurde das Bild des französischen Milleniums mit jedem Tage heller und farbenprächtiger.

Darunter litten die heimlichen Zusammenkünfte im Hühnerstall, die noch vor kurzem sein fast einziger Trost gewesen waren. Wenn er jetzt Gotthilf begegnete und ihm das Glück des anbrechenden neuen Jahrhunderts schilderte, schüttelte dieser in seiner sanften Weise den Kopf und meinte, er werde das doch nicht mehr erleben.

„Du auch nicht,“ setzte er nach einigem Besinnen hinzu. „Bis das alles wahr wird, braucht man überhaupt keine Schneider mehr.“

Das ärgerte Berblinger, bei dem trotz allen Druckes das Gefühl für sein Handwerk zu keimen begann. Alles machte schlechte Witze über die Schneider, und jedermann brauchte sie! Selbst der arme Regenschirmjunge! Und wer war es jetzt wieder, der neue große Gedanken in die alte Stadt brachte? Ein Schneider, ein feiner, denkender, wenn auch etwas verrückter Schneider.

Der Junge konnte sich dem Einfluß seiner Umgebung nicht mehr entziehen, und das gehört wohl zu dem Guten, das der Schöpfer in die Menschenseele gelegt hat, die sich unmerklich biegt und beugt, um sich schließlich in jede Form zu schmiegen, die ihr das harte Leben bietet. Wie könnte sie sonst ertragen, was zu tragen ihr Beruf ist. Sklavenmoral? — Nein, Lebensweisheit!

*

Seitdem Rick freigesprochen war, gehörte es zu Berblingers Pflichten, fertige Kleider abzuliefern oder da und dort ein paar Beinkleider, einen Rock zu holen, der des Ausbesserns oder Wendens bedürftig war. Vielen Leuten, denen er aus diesen Gründen seine Besuche abstattete, kannten ihn und erkundigten sich, die einen lachend, die andern teilnehmend, wie ihm die Lehrzeit zusage. Konnten sie ihn nicht in Ruhe tun lassen,

was seines Berufs war? Selbst das erste kleine Trinkgeld, das man ihm in die Hand drückte, hatte er mit dem Gefühl der Demütigung eingesteckt und erst nach vierundzwanzig Stunden wieder hervorgezogen und dann allerdings nicht ohne Wohlgefallen betrachtet. Es hatte mittlerweile den peinlichen Geruch des Almosens verloren und sah so harmlos aus wie jeder andre Batzen. Nach einigen Wochen waren diese Empfindungen und Empfindlichkeiten geschwunden. Er lachte, wenn auch etwas gezwungen, mit den Lachenden, machte ein sehr natürlich trauriges Gesicht, wenn man ihn bedauerte, und freute sich seiner Kreuzer und Groschen, denn er hatte für das nächste Fest im Hühnerstall, Gretles vierzehnten Geburtstag, einen großartigen Plan. Ein Ulmer Häubchen!

Trotz des mildernden Einflusses der Gewohnheit trat er eines Tags mit klopfendem Herzen in ein Haus in der Frauenstraße, das er bis zur Stunde nur dem Namen nach gekannt hatte. Es war die Wohnung des Altbürgermeisters und Staatsrats von Baldinger, mit dem sein Onkel Schwarzmann in allerdings entferntem Grade verwandt zu sein beanspruchte und der wohl aus diesem Grund an dem unvergeßlichen Familienfest teilgenommen hatte, mit dem Brechtle vor vier Jahren aus Ulm geschieden war. Natürlich war es nicht der alte Herr, der ihm das Herzklopfen verursachte, obgleich er ihm ein prächtig verbrämtes, seidegefüttertes Staatskleid überbringen mußte, das selbst der Meister nur mit respektvoller Vorsicht behandelte, sondern die Erinnerung an das Engelsköpfchen, das in seiner knabenhaften Phantasie immer himmlischere Züge angenommen hatte.

Der schwere Messingklopfer donnerte zu seinem Schrecken förmlich an das prachtvoll geschnitzte schwarze Haustor, das wie von selbst aufsprang. Nachdem es sich hinter ihm ebenfalls wie von selbst geschlossen hatte, fand sich Berblinger in einer halbdunkeln geräumigen Flur, in der man zwischen sechs

Oleanderbäumchen schreitend nach der breiten eichenen Treppe gelangte, die zum ersten Stock hinaufführte. Es war totenstill ringsum, und alles sah sehr vornehm aus. Dies mochte daher rühren, daß der Herr Staatsrat der letzte Sproß einer der ältesten Patrizierfamilien der Stadt war. Ein geschnitztes Treppengeländer stellte phantastische Tiere der Cerberusgattung vor, die den Emporsteigenden nicht gerade freundlich begrüßten. Auch oben angelangt sah der Junge niemand. Eine Zeitlang stand er still und wartete. Da dies zu nichts führte, faßte er sich ein Herz und klopfte an der nächstgelegenen Türe. Eine klare Mädchenstimme, wohl etwas schärfer, als er erwartet hatte, rief „Herein!" und im nächsten Augenblick stand er vor Lucinde von Baldinger.

Es war noch immer der schwarze Lockenkopf und das stolze bleiche Gesichtchen von damals. Aber sie war gewachsen, hatte ein beängstigendes, nicht allzu kleines Reifröckchen an und ein sehr steifes, geradliniges Mieder und sah aus wie eine zierliche Schäferin auf Bildern von Versailles, die Berblinger schon gesehen hatte. Auch blickte sie ihm erstaunt und gerade ins Gesicht. Er ließ das Staatskleid fallen und wäre in der Verwirrung ihm nach auf die Knie gesunken, wenn sie nicht laut gerufen hätte:

„Mon Dieu, Papa! Papa! Ich glaube, Herrn Schwarzmanns Brechtle ist hier!"

Ein schwerer, krachender Schritt ließ sich im Nebenzimmer hören, und gleich darauf erschien in einem grünen Schlafrock, auf dem große rote Tulpen prangten, der Herr Staatsrat von Baldinger, ein großer, würdiger Herr, der dem Jungen nicht unfreundlich zunickte.

„So, so," sagte er halblachend. „Sapperlot! ich weiß schon! — das ist also das saubere Früchtchen, das der Herr Vetter Schwarzmann unter die Schneider stecken mußte. Laß

dich mal ansehn, Bub! — Na, du hast's weit gebracht, das muß ich sagen, und kannst's noch weiter bringen! Candidatus der Gottesgelahrsamkeit, fahrlässiger Brandstifter, Schneiderlehrling. Behagt dir wohl jetzt besser als das Kloster? Na, jeder nach seinem Geschmack. Ein ehrsames Handwerk ist immerhin besser als brandstiften und mit verrückten Ideen zum Kirchendach hinauswollen. Das wird dir wohl nachträglich eingeleuchtet haben, kleiner Taugenichts. — Nimm ihm den Rock ab, Lu! — Ich hoffe, dein Meister hat ihn gemacht, wie ich ihn haben muß, und nichts gespart: feinstes Tuch, schwere Goldknöpfe, guter alter Schnitt, wie es die Baldinger gewohnt sind. Nichts von euern französischen Windbeuteleien. — Mach's Maul auf, Bub!"

Berblinger gehorchte in seiner Verwirrung. Mademoiselle Lucinde lachte laut auf.

„Nicht so!" sagte ihr Papa, ebenfalls lachend. „Ich meinte, du solltest etwas sagen, sprechen, parlieren: ob der Rock gut wattiert ist, ob er dem Meister gehörig warm gemacht hat; was weiß ich! Merk dir eins, Bub. Der Mensch muß in diesem Leben das Maul aufmachen, wenn er anständig essen und trinken will. Tut er das, kann's auch ein Schneiderlehrling zu sechs Batzen bringen."

Damit warf er ihm ein Geldstück zu, das klingend auf den Boden fiel.

„Nimm ihm den Rock ab, Lucinde!" wiederholte er dabei, noch immer lachend, „er ist sonst imstand und läuft wieder damit davon. Na, adieu! Das nächstemal wird's schon besser gehen. Ich werde deinem Onkel sagen, daß du kein Genie seist, er könne unbesorgt sein. Vergiß dein Trinkgeld nicht!"

Berblinger hob das Geldstück auf, warf noch einen schüchternen Blick in Lucindens Gesicht, dessen Lächeln ihm wie hundert Nadelstiche durch die Seele ging, und war vor der

Türe, die Treppe hinab und zum Haus hinaus, ehe er zur Besinnung kam.

Es war ein Engel, darüber war kein Zweifel. Daß aber Engel so weh tun konnten, so unerträglich weh, das ging über seine Begriffe.

Als er rot vor Scham und noch immer halb betäubt bei Bockelhardts über die Schwelle trat, stand Nick vor ihm, der ihn erwartet haben mußte, denn er kam plötzlich hinter der Haustüre hervor. Er schlug sie heftig zu, so daß die Jungen in der Dunkelheit kaum gesehen werden konnten.

„Wieviel ist's?" fragte er mit halberstickter Stimme, wie wenn er in unbändiger Wut wäre.

„Was? Laß mich vorbei!" versetzte Berblinger.

„Stell dich nicht so dumm. Der alte Baldinger ist ein Guter; er gibt nie weniger als sechs Batzen. Die Hälfte gehört mir."

Berblinger raffte sich auf. Jetzt packte auch ihn ein gerechter Zorn.

„Nichts gehört dir. Das Geld ist mein und ich brauch's!"

„Ich brauch's auch! Her mit dem Kies!"

Nickel war jetzt in wirklicher Wut und griff mit Gewalt in die Tasche seines Feindes. Eine Sekunde später waren die beiden Jungen zum zweitenmal in einen Ringkampf verwickelt, den sie stöhnend auszufechten begannen.

Aber schon nach einer Minute fühlte Berblinger, daß ihn ein zweiter Gegner mit einer Hand von hinten packte und mit der andern ebenfalls nach seiner Tasche suchte, wo nicht nur der Sechsbätzner, sondern alle kleinen Ersparnisse der letzten Wochen durcheinander klingelten.

„Gleichheit!" flüsterte eine boshaft zischende Stimme. „Jedem ein Drittel! — Na nu! beißt der Bub wie eine wilde Katze, soll er's büßen. Katzen brauchen keine Trinkgelder!"

Es war François. Sie hatten Berblinger jetzt auf dem Boden.

„Handwerksgebrauch!" lachte Nick, indem er ihm die linke Tasche umdrehte, aus der ein halbes Dutzend Kupferstücke herausrollten.

„Brüderlichkeit!" sagte der Elsässer ebenfalls lachend. „Laß ihn los, eh' er erstickt. Wieviel hast du?"

Es war Berblinger gelungen, unter Nickel, der die rollenden Geldstücke inmitten des Ringens aufzuklauben begann, durchzukriechen und seine Bewegungsfreiheit wiederzugewinnen. Er sprang auf. Mehr, das war ihm jedoch klar, konnte er nicht erreichen. Die beiden Gesellen setzten sich, ohne ihn weiter zu beachten, auf die unterste Stufe der Treppe und begannen ihren Raub brüderlich zu teilen. Er war des Raubens kaum wert; auch schienen sie die Sache mehr als eine Art Sport anzusehen und warfen ihrem Opfer spottend einige Hellerstücke zu, die Nick an den Zähnen probiert hatte und für falsch hielt.

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren ging Berblinger durch die Hintertüre in den Hof hinaus und wandte sich nach dem Hühnerstall. Er wußte, daß um diese Zeit weder Gretle, noch die Zwillinge, noch Gotthilf dort sein konnten, und das gerade war es, was er brauchte. Er hatte nur achtundvierzig Kreuzer eingebüßt. Aber Gretles Geburtstag stand vor der Tür, und er hatte sich auf das Ulmer Häubchen gefreut wie ein Kind.

War das Leben nicht ein Ekel?!

---

17 Harte Lehren

„Nun hat der arme Kerl, der Enderle, doch dran glauben müssen," sagten die Leute im Taubengäßchen und schüttelten mitleidig die Köpfe.

Seit Monaten sprachen sie davon. Es war der erste bittere Tropfen im bayrischen Bier, das sie alle — fast alle — nicht ungern tranken. Denn der Kurfürst war ein leutseliger Herr, hatte sich selbst mehrere Tage in der Stadt aufgehalten, war durch die Straßen gegangen wie ein gewöhnlicher Mensch — der Rat Schwarzmann hob den Kopf viel höher als der hohe Herr —, hatte mit dem und jenem gesprochen, so daß seine einfachsten Worte an allen Stammtischen, in jeder Familie hundertfach wiederholt, ausgelegt und verdreht werden konnten. Er ließ beim Abschied der Stadt, die zur Hauptstadt des Kreises Schwaben gemacht worden war, für seinen Empfang danken und sie seines landesväterlichen Wohlwollens versichern. Einige Herren der Geschlechter hatten hohe Auszeichnungen erhalten. Auch dem Rat Schwarzmann, der während dieser Tage in fieberhafter Tätigkeit gewesen war, sei ein Orden in Aussicht gestellt worden. Konnte man nach all dem erwarten, daß die Bürgerschaft in diesen gefährlichen Zeiten Felddienste leisten sollte wie die Bauern in Altbayern und im Württembergischen? Dem Frieden war nämlich nicht zu trauen. Die Russen und Oesterreicher, auch die Preußen, hieß es, wollten ihr Glück gegen den französischen Diktator, der sich in unglaublicher Ueberhebung jetzt sogar Kaiser nannte und von vielen für den leibhaftigen Antichrist gehalten wurde, noch einmal versuchen. Das konnte böse Folgen haben, obgleich Bayern und Württemberg in nutzbringender Freundschaft mit dem gefährlichen Nachbar lebten. Wozu also Konskription in der alten freien Reichsstadt? Das hatte ja gar keinen Sinn! Immer ängstlicher und lauter wurde es in der Bürgerschaft. Die Vornehmen lasse man natürlich ungeschoren, wie immer. Es sei nicht eigentlich der Kurfürst, der die Sache haben wolle, sondern der Napoleon, der Allerweltskonsul, der ihn dränge. Dem und seiner Republik verdanke man ja schon manches; aber die

guten alten Zeiten seien sichtlich dahin. Und nun gar die Konskription! Das sei zuviel.

Man hatte Enderle gewarnt und ihm geraten, sich auf die Wanderschaft zu machen. Es sei für ihn so wie so Zeit, sich in der Welt umzusehen nach Handwerksgebrauch. Selbst Nickel drängte ihn, denn allein wollte auch dieser nicht wandern, obgleich es ihm bei Bockelhardt unbehaglich genug war, seitdem sich Berblinger nicht mehr ganz unterkriegen ließ. Aber Enderle verschob den Abschiedstag immer wieder, und der Meister ließ sich's gefallen; denn er wußte, daß er einen fleißigeren Gesellen nicht wieder bekommen würde. Das: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus," das er seit Wochen in sich hineinsang, hatte es ihm angetan. Berblinger beobachtete ihn mit einer gewissen Unruhe. Hatte sein Zögern mit der zweiten Zeile des herzigen Handwerksburschenlieds: „Und du, mei Schatz, bleibst hier" etwas zu tun? Sie wollten's im Haus noch nicht gelten lassen; aber Gretle wurde trotz allem Elend mit jedem Tag ein hübscheres Mädchen und wuchs mächtig heran.

Da erschien der gefürchtete Regierungserlaß. Alle jungen Leute zwischen neunzehn und zweiundzwanzig Jahren, die nicht Söhne der alten Geschlechter, der staatlichen und städtischen Beamten und der Großkaufmannschaft oder endlich verheiratet waren, sollten am 10. April dieses Jahres 1804 zum Zweck des Losziehens und der Musterung, bei schwerer Strafe im Unterlassungsfall, auf dem Schwörhaus erscheinen. Wie es in der guten alten Zeit üblich war, wurde der Anschlag, obgleich dreimal „ausgeschellt", von der Hälfte der Betreffenden absichtlich oder aus Versehen nicht beachtet. Auch Enderle gehörte zu dieser Hälfte und war nicht wenig erstaunt, als er schon acht Tage später von zwei Stadtsoldaten vom Arbeitstisch heruntergeholt und in Hausschuhen und Hemdärmeln aufs Rathaus abge-

führt wurde. Das ganze Gäßchen war in Aufruhr, und es fehlte nicht viel, daß die Meisterin sich in einen Kampf mit den Vertretern des Stadtregiments eingelassen hätte, dessen Ausgang mindestens zweifelhaft gewesen wäre. Denn die ganze Frauenwelt des Taubengäßchens war bereit, sich um Enderle zu scharen. Doch schien es schließlich auch ihr klüger, der obrigkeitlichen Gewalt, von der sie mit Wasser und Brot bedroht wurde, zu weichen, und der arme Bursche verschwand — verschwand spurlos auf volle vierzehn Tage. Er sitze mit sechs andern im Gänsturm, erzählte Nickel, der jetzt entschlossen war, die Wanderschaft ohne Verzug auch allein anzutreten. Dann erschien der Verlorengeglaubte wieder mit lustig flatternden Bändern an einer entlehnten Soldatenmütze und dem jammervollsten Gesicht, das er je gezeigt hatte, um Abschied zu nehmen. Er sei ohne weitere Prüfung für tüchtig erklärt worden und habe jetzt zehn Jahre lang dem Vaterland zu dienen. Der Herr Hauptmann von Rintelen habe ihm empfohlen, dies sofort für eine hohe Ehre anzusehen. Sie sollten — eine ganze Truppe renitenter Ulmer — morgen unter Bedeckung nach Ingolstadt marschieren, wo sie einexerziert würden.

Der Abschied war ergreifend. Man — und vor allem Enderle — war überzeugt, daß man sich in diesem Leben nie mehr sehen werde. Es gebe wieder Krieg, das habe ihm der Herr Hauptmann von Rintelen auf den Kopf zugesagt; und das sei ein großes Glück für einen jungen Soldaten. Selbst die Meisterin weinte, was seit Jahren nicht mehr vorgekommen war, und erklärte ihn für den besten Jungen, den sie je gehabt habe. Nie habe sie ihre Zustimmung gegeben, daß die Stadt bayrisch würde. Jetzt sehe man's! Von Gretle verabschiedete er sich in der Flur hinter der Haustür. Man hörte ihn in der Werkstatt schluchzen. Berblinger war zartfühlend genug, sich während dieser peinlichen Minuten in seine Dachkammer

zurückzuziehen. Auch er sah Enderle mit schwerem Herzen gehen; aber Krieg oder Frieden — am liebsten wäre er selbst in Enderles Haut gesteckt.

Noch an demselben Tag schaute sich Bockelhardt nach einem neuen Gesellen um und fand den Zunftmeister Knöppel, mit dem er, seit sein Geschäft sich hob, auf besserem Fuße stand, in der Herberge. Nachdem das unerschöpfliche Thema der Konskription besprochen war, kamen sie auf das Geschäft. Knöppel wollte ihm morgen einen Mann zuschicken, der gestern aus dem Oesterreichischen zugewandert war, kam dann aber auf Berblinger zu sprechen. Den sollte er nicht zu lange zappeln lassen. Der Bub habe Grütz' im Kopf, daran könne man nicht zweifeln. Er, Knöppel, habe seine Maße jetzt auch nach dem Abc aufgehängt und die Sache probat gefunden. Er sei nicht für Neuerungen im Handwerk; das könne ihm niemand nachsagen. Aber was recht sei, sei recht, und Bockelhardt sollte den Buben, der ohnehin mehr als das Alter habe, zum Lohnjungen machen. Da sei überdies sein Onkel, der Schwarzmann, der beim Herrn Regierungspräsidenten ein und aus gehe. Darauf dürfte die Zunft mit Nutzen Rücksicht nehmen; die Herren aus Bayern seien nur allzu geneigt, ihre Sachen in München machen zu lassen. Dagegen könnte der Schwarzmann gelegentlich ein Wort einlegen. — Bockelhardt brachte verschiedene Einwände vor: der Bub sei zwar nicht gerade faul wie alle andern, noch fehle es ihm an Intelligenz, obgleich es mit dem Bügeln schlecht genug stehe; auch im Aufzeichnen und Zuschneiden sei er nicht ungeschickt, aber oft genug sitze der Junge da, wie wenn er an alles andre dächte als an die Arbeit unter seinen Fingern. Man könne nicht in Abrede stellen, daß er Grütz' im Kopf habe. Es könnte sogar zuviel sein, und das habe seine Schattenseiten, insonderheit bei Lohnjungen und jüngeren Gesellen. Je länger die unter dem

Daumen gehalten würden, desto besser für sie und das Handwerk.

Knöppel nickte zustimmend; doch war das Ergebnis der Besprechung, daß Berblinger acht Tage später bei offener Lade zum Lohnjungen angemeldet und ins Zunftregister eingetragen wurde. Gleichzeitig trat der Oesterreicher, ein älterer Geselle namens Kalbfell, und als Lehrling Knöppels August bei Bockelhardt ein. Der Vater konnte ihn nicht selbst in die Lehre nehmen, weil er schon mit zwei Lehrlingen arbeitete und drei gegen die Ulmer Handwerksordnung war. Bockelhardts Arbeitstisch war wieder vollbesetzt.

Nickel feierte seinen Abschied zwei Wochen später in der Gesellenherberge im Goldenen Hecht und verschwand zwei Tage später in Gesellschaft von zwei Bäckergesellen, ohne daß ihm eine Träne nachgeweint wurde. Er hatte sich im Lauf der Zeit nicht verfeinert, so eifrig er dem Elsässer nachgelaufen war, der ihn von Zeit zu Zeit zu Gesellenzusammenkünften mitnahm, die mit der Lade nichts zu tun hatten. Er war und blieb ein roher Bursche, der nur etwas bescheidener auftrat, wenn ihm ein noch roherer auf die Füße trat. Er hätte Metzger oder Grobschmied werden sollen, sagten die Schneider, oder wäre am besten Schifferknecht in Günzburg geblieben, wohin er gehöre.

Das Schlimmste schien für Berblinger vorüber zu sein, und zum erstenmal wieder seit langer Zeit hatte er eine große Freude in Aussicht. Sie war in der Tat mehr als selten; denn nur einmal im günstigsten Falle empfängt der Mensch den erstmaligen Lohn für seiner Hände Arbeit. Mit einer gewissen Feierlichkeit überreichte ihm der Meister am Samstag abend vierundzwanzig Kreuzer in sechs neuen Batzenstücken, das Ergebnis von vier Kreuzer Tagelohn, die er nach Handwerksgebrauch beanspruchen konnte. Es war keine über-

wältigende Summe, aber es war selbstverdientes Geld, und es wurde ihm ganz warm zumut, wenn er bedachte, daß er in der verflossenen Woche zum mindesten für vierundzwanzig Kreuzer Werte geschaffen und sie der Welt überreicht habe. Man wußte damals noch nichts von Nationalökonomie und ihren Freuden. Berblinger aber hatte „Grütz' im Kopf" und ein Gefühl für solche Dinge. Er war noch immer nur ein Schneidersjunge, aber, es war klar, er hatte nicht zwei Jahre lang umsonst gelitten und gelernt, gehungert und gefroren. Er war kein nutzloser Mensch mehr wie so viele andre, die dumm genug waren, auf Schneider herabzusehen. Die vierundzwanzig Kreuzer in seiner Hand bewiesen es und erfüllten ihn mit berechtigtem Stolz.

Daß sie kommen würden, wußte er schon seit einer Woche und hatte seine Pläne danach eingerichtet ... Gotthilf war seit zwei Tagen müde und verhungert unter einem schweren Pack von Regenschirmen von einem seiner Feldzüge zurückgekehrt. Mit ihm und Gretle wollte er am Sonntag nachmittag einen Ausflug machen nach Thalfingen, nach Wiblingen, ins Ruhetal — wer weiß wohin! — aber es sollte ein Fest geben, wie das geknickte Kleeblatt noch nie eins gefeiert hatte. Der Meister und die Gesellen brauchten davon nichts zu wissen, noch weniger die Meisterin. War nicht Berblinger jetzt ein Mann mit vierundzwanzig Kreuzer selbstverdienten Lohns in der Tasche und konnte die Summe mit seinen Freunden verprassen, wenn und wie er wollte? Nick, der noch immer um den Weg war, hatte zwar versucht, ihm unter dem Vorwand, daß es Handwerksgebrauch sei, die Hälfte abzunehmen, aber er hatte diesmal das Seine mit der Wut eines Tigers verteidigt, dessen Junge in Gefahr sind. War nicht jeder Batzen sozusagen ein Stück von ihm, stellte er nicht etliche Tropfen seines Schweißes und Bluts, etliche Stunden seines Lebens vor? Selbst François hatte ihm diesmal beigestanden. Der Elsäßer war überhaupt

zutunlicher geworden und behandelte ihn sogar mit einem gewissen Respekt, wenn sie auf Geschichte und Geographie, auf Politik und Philosophie zu sprechen kamen. François wußte einiges und merkte, daß der Junge mehr wußte.

Leider verlief schon der Anfang der geplanten Festlichkeit nicht ganz programmgemäß. Gotthilf erwartete Verblinger im Hühnerstall; dieser erwartete Gretle auf der Treppe, denn Gretle war in ihrem kleinen Schlafwinkel hinter der Küche damit beschäftigt, sich für den ersten Ausflug ihres jungen Lebens zu schmücken, was bei den bescheidenen Mitteln, die ihr zur Verfügung standen und die aus einem Stückchen Seife, einem Kamm und einem roten Halstüchlein bestanden, manche Schwierigkeiten bereitete. Alle drei aber erwartete die Meisterin an der Haustüre, und als Gretle fröhlich, aber vorsichtig die Treppe herabgetrippelt kam, empfing sie die Tante mit ihrem schwersten Geschütz, weniger bildlich gesprochen: mit erhobenem Besen. Ob sie glaube, mit den jungen Burschen ohne Erlaubnis in der Stadt herumvagieren zu können? Ob sie keine Scham im Leibe habe? Ob sie nicht wisse, daß die Zwillinge heute nachmittag in Herrn Molfenters Garten gebracht und das neue Loch in dem alten Sofa geflickt werden müsse? Ob sie sich einbilde, aufgedonnert wie ein Pfau herumschwenzen zu dürfen? In unsrer Zeit sei eben keine Zucht und keine Ordnung mehr in der Jugend und alles aus Rand und Band. Sie werde ihr aber zeigen — sie werde — —

Wie gewöhnlich wuchs der Zorn der Meisterin im Sturm ihrer Beredsamkeit, so daß für Gretle, die sich schuldbewußt an das Treppengeländer klammerte, das Aeußerste, leider aber noch immer nicht Ungewöhnliche, zu befürchten gewesen wäre, wenn nicht die Zwillinge, stramme Bürschchen im mannhaften Alter von zusammen vierzehn Jahren, sich einmütig um sie geschart und unter Geheul Anstalt gemacht hätten, gegen ihre Mutter an-

griffsweise vorzugehen. Gedeckt von dieser Hilfstruppe stieg Gretle die Treppe wieder hinauf, um zunächst ihr rotes Tüchlein abzulegen, das den Grimm ihrer Tante besonders und immer aufs neue entflammte. Gotthilf und Berblinger mußten ohne Damenbekleidung den großen Vergnügungsausflug antreten.

*

„Wohin gehen wir?“ fragten sie sich, als sie ziellos und durch den Zwischenfall etwas verstimmt in die Frauenstraße gelangt waren. Berblinger hätte es gern vermieden, an dem Baldingerschen Haus vorüberzugehen.

„Wir haben Zeit,“ sagte Gotthilf müde, „und da Gretle nicht bei uns ist, wäre es nicht zu weit: am liebsten ginge ich an der Donau hinunter gegen Elchingen. Am Ufer entlang ist alles so frisch und grün.“

Berblinger wollte nichts davon wissen. Seit Monaten benutzte Gotthilf jede Gelegenheit, in dem ausgedehnten, waldartigen Weidengebüsch dort unten umherzustreifen, und kam jedesmal trauriger zurück, als er gegangen war. Er suchte nach dem Grab seiner Mutter.

„Es wird Herbst; die Bäume werden schon gelb,“ sagte sein Freund, ohne merken zu lassen, daß er Gotthilfs Absicht erraten hatte; „wir brauchen Sonnenschein und frische Luft. Gehen wir über den Michelsberg ins Ruhetal. Daran denk' ich schon seit Wochen.“

Gotthilf folgte willenlos. Sie gingen durch das Frauentor am neuen Kirchhof entlang und dann durch Gärten und Feldwege den Bergabhang empor gegen den breiten, spärlich bewaldeten Gipfel, auf dem noch die Spuren eines dem Erzengel Michael geweihten Kirchleins zu finden waren. Dort warfen sie sich ins hohe Gras und sahen in die Ferne hinaus, wo über das Münster hinweg, wie hingehaucht in silberglänzendes

Blau, die Umrisse der Alpen zu erkennen waren. Ein freies großes Bild lag vor ihnen: unten die rotbraune Stadt mit ihren Türmen und Mauern, ihren Gräbern und Basteien, deren Zerstörung noch nicht weit genug gediehen war, um das stattliche Bild mittelalterlicher Wehrhaftigkeit zu verwischen; weiter hinaus die weite lichte Donauebene und das waldige Hügelland von Oberschwaben mit seinen Städtchen und Dörfern und darüber die Berge, nach denen sich jedes süddeutsche Herz in seinem unverstandenen Drang zu allen Zeiten gesehnt hat.

Sie sahen lange schweigend hinaus. Berblinger mit der Sehnsucht, mit der die meisten Jungen in die blaue Ferne blicken, Gotthilf mit starren, müden Augen, denen man ansah, daß er mehr in sich hinein als in die sonnige Weite blickte.

„Schade, daß Gretle nicht hier ist," sagte endlich Berblinger. „Sie sieht nicht viel Sonnenschein im Taubengäßle."

„Ich sah genug davon den heißen Sommer lang," antwortete Gotthilf. „Er macht nicht glücklich!"

„Es geht dir noch immer nicht besser?" fragte Berblinger.

„Wo sollt' es herkommen?" entgegnete der andre. „Der Winter wird schnell genug da sein. Sieh meine Stiefel an!"

„Er ist ein miserabler Lump, der Stallmeyer! Wenn er dich zwingt, die ganze Welt nach Regenschirmen abzusuchen, sollte er wenigstens das Schuhzeug liefern," sagte der Schneidersjunge entrüstet.

„Er hat selbst nichts, denn es geht ihm alles durch die Gurgel, und er kann nicht mehr anders."

„Er kann dir noch die Zähne ausschlagen."

„Ja!" sagte Gotthilf einfach und zeigte mit einem eigentümlichen Lächeln eine große Lücke in der sonst tadellosen Reihe seiner Zähne.

Sie schwiegen wieder wohl eine Viertelstunde lang. Die Stelle und die Sonne und die frische reine Bergluft, die mit

den langen Grashalmen spielte, tat beiden wohl. Dann, nach Schwabenart, als ob keine Pause dazwischen läge, fing Gotthilf wieder an:

„Aber das ist's nicht, weshalb mich die Sonne nicht mehr freut. Es ist, als ob ich jeden Abend von ihr Abschied nehmen müßte auf Nimmerwiedersehen."

„Bist du so müd?" fragte Berblinger teilnehmend.

„Todmüd," versetzte der andre; „und morgen geht's wieder weiter, Urach zu. Er hat keine Ruhe mehr, der Alte. Aber das ist's auch nicht. Endlich werd' ich wohl ans Ziel kommen, und ich weiß, da ist Ruh und Friede für alle Ewigkeit. Vielleicht reichen die Stiefel noch so weit. Aber was soll dann aus Gretle werden?"

„Sei ruhig, Gotthilf," sagte Berblinger leis; er sprach ins Gras hinein. „So war mir's zumute zwei Jahre lang. Schlimmer. Ich sah kein Ziel, kein Licht, keine Hoffnung und hatte auch keine Kraft mehr. Da kam das kleine Gretle und erzählte den Kindern Geschichten. Ja; auch mir. Und zeigte uns Licht und Ziel und Hoffnung. Sie sagte nicht viel; sagte nicht, wie es gemacht wird; aber sie zeigte es täglich. Da kamen sie wieder, die drei, und mit ihnen die Kraft. Gott sei Dank."

„Du bist gesund."

„Gott sei Lob und Dank, sie kommt wieder. Ich spür' es in den Zehen, in den Fingerspitzen, wenn mir's auch noch oft genug weh und wund ums Herz ist. Siehst du dort oben die Staren? Ein ganzer Zug, viele Hunderte! Sie ziehen auf ihre große Wanderschaft, froh und frei durch die Luft, und wohnen in warmen, sonnigen Ländern, wenn hier alles erfriert. Dort würdest auch du wieder gesund werden. Daran hab' ich gedacht, als ich noch ein Kind war. Daran denke ich, seit ich wieder Atem holen kann. Eine Hoffnung muß der Mensch haben."

„Du bist gesund.“

„Du wirst es auch wieder werden.“

„Das glaube ich selbst; aber nicht auf dieser Welt. Deine Staren gefallen mir. Viel tausend Menschenseelen fliegen jedes Jahr auch hinüber, wo es wärmer ist und sonniger in alle Ewigkeit. Hinter denen her werd' ich wohl auch das Fliegen lernen, und ich weiß einen, der mich's lehrt. Aber Gretle!“

„Du brauchst keine Angst zu haben, Gotthilf,“ sagte Berblinger zuversichtlich. „Wer die Staren gelehrt hat und dich lehrt, lehrt auch andre. Sie soll nicht zurückbleiben, wenn ich fliege. Sie hat mir zwei Jahre lang gezeigt, wie's gemacht wird. Geduld. Aushalten. Sie kann es besser als wir Männer, und — und ich hab' sie furchtbar lieb. Das könntest du wissen.“

Er sprang auf.

„Warte nur, warte nur! Zeit mußt du mir lassen. Ohne die ist nichts zu machen. Alles Gute braucht Zeit. Sieh die Blumen an und die Bäume und Himmel und Erde. Aber ich weiß, sie hält so lange aus. Sie hält ja alles aus. Du kannst ruhig sein, als ob wir schon am Ziel wären.“

Gotthilf reichte ihm die Hand, ohne ein Wort zu sprechen. Dann stand er nicht ohne sichtliche Mühe auf.

„Es war hier gut liegen,“ sagte er, „warm und weich; und die blauen Berge tun einem wohl. Aber nichts dauert lang hier unten — ich meine, hier oben.“ Dabei lachte er freundlich in sich hinein, weil sich ihm Unten und Oben zu verwirren drohten, und die beiden Jungen, die noch keine Worte finden konnten, um sich zu sagen, was in ihnen vorging, machten sich wieder auf den Weg.

„Immer zu!“ rief Berblinger munter, als ob er ein Gewicht abschüttelte. „Es kommt jetzt doch zu meinem alten Plan. Wir gehen geradenwegs ins Paradies.“

*

Er dachte nicht an das Jenseits, das Gotthilfs Augen aufleuchten machte. Im Ruhetal, an der Westseite des Michelsbergs, lag im Grün von Wiesen und Obstbäumen ein kleines ländliches Wirtshaus; ein vielbesuchtes Ausflugsziel der Ulmer, dem man diesen Namen gegeben hatte. Die alten, einfachen Anlagen hatten die Franzosen vor zehn Jahren zerstört. Als ob sich ein neuer Besitzer hierfür bedanken wollte, hatte er sie in französischem Geschmack wieder angelegt, Taxushecken à la Versailles herangezogen, lauschige Lauben und Hüttchen eingerichtet und ein halbes Dutzend anständige Tische und Tischchen unter den zwei Lindenbäumen vor dem Wirtshaus aufgestellt. Auch unterließ er nicht, für gute Bewirtung zu sorgen, was die Ulmer besonders dankbar anerkennen. Das Ruhetal mit seinem Paradies stand wieder in voller Blüte.

Etwas schüchtern schlüpften die Jungen durch ein Hinterpförtchen in den Garten, aus dem ihnen schon in der Ferne Lachen und frohes Geplauder entgegentönte. Es war Lehrlingen streng verboten, Wirtschaften in Ulm zu besuchen, und sie waren nicht sicher, ob das Ruhetal von der Zunft zu Ulm gerechnet wurde. Aber Berblinger war entschlossen, nicht nur selbst sein Fest zu feiern, sondern auch seinem Freund eines zu geben, und dazu war das Paradies, wenn sie Glück hatten, wie geschaffen.

Und sie schienen Glück zu haben. Im hintersten Teil des Gartens neben dem Türchen, durch das sie ihn betraten, lag eine kleine Laube mit einem brüchigen Tischchen und einer halb abgefaulten Bank, die keinen Ulmer Bürgersmann mehr getragen hätte, beides so versteckt, daß man vor allen neugierigen Blicken sicher war. Dagegen konnte man durch die Lücken des Laubwerks einen Teil des Wirtsgartens übersehen, in dem sich eine bunte Gesellschaft hin und her bewegte. Dort ließen sich die Jungen nieder, und nach kurzer Zeit standen auch zwei

Krüge Bier, ein halber Laib prächtigen Schwarzbrots und ein gutes Stück Käse auf dem Tischchen. Es wäre jedem, der sie hätte beobachten können, eine Lust gewesen, zu sehen, wie sie einhieben, nicht zum wenigsten der halbverhungerte Gotthilf. Das irdische Paradies hatte auch für ihn nicht alle Reize verloren. „Wenn nur Gretle hier wäre!“ seufzte Berblinger fast sehnsüchtig, während er seinem Freund große Stücke Brot und Käse unterschob, die dieser verzehrte, ohne es zu bemerken. Dafür war Berblinger rascher mit seinem Bier zu Ende.

Der erste Ansturm war vorüber. Sie waren am zweiten Krug und aßen und tranken jetzt ruhiger. Das muntere Treiben im Garten draußen begann Berblinger zu fesseln. Da blieb ihm plötzlich ein Stückchen Brot im Halse stecken, so daß er bei dem Versuch, ein heftiges Husten zu unterdrücken, ganz blau wurde. Das helle Lachen einer Mädchenstimme hatte an sein Ohr geschlagen. Mit fast zitternder Hand schob er einen Geißblattzweig auf die Seite und konnte jetzt den ganzen Platz unter den beiden Linden vor dem Wirtshaus übersehen. Es war ein buntes, liebliches Bild, dessen Mittelpunkt ein zierlich gekleidetes junges Mädchen bildete. Ihre schwarzen Löckchen wirbelten durcheinander und glänzten in der Sonne, als ob sie eine funkelnde lebendige Krone aufhätte. Was sich sonst um den Engel in dem duftigen Rosakleide gruppierte, konnte er im ersten Schrecken nicht unterscheiden, aber es waren lauter bekannte Gestalten. Auf der linken Seite Lucindens saß Hans Schwarzmann, sein stattlicher Vetter, in blauem Frack und gelben Nankinghosen, nach neuester Mode glänzend ausstaffiert. Berblinger kannte den Frack, denn er hatte seine sämtlichen Knopflöcher selbst eingefaßt. Auf ihrer andern Seite saß der Staatsrat Baldinger in seinem neuen altmodischen Staatskleid. Auch das kannte der Junge nur zu gut. Am gleichen Tisch, ihm den Rücken zukehrend, saßen seine beiden Bäschen; zwischen

ihnen Onkel Schwarzmann. Doch war dies nicht alles. Den benachbarten Tisch hatten fünf Studenten besetzt, zwei in bunten Mützen, drei in bescheidenes Schwarz gekleidet, aber sichtlich nicht weniger überzeugt von der Wahrheit des alten Lieds: „Der Bursch ist König in der Welt". Die drei Schwarzen erkannte er auf den ersten Blick, so sehr sie sich verändert hatten; es waren Seeger, Fischer und Busch, seine alten Klosterschulfreunde aus Blaubeuren, jetzt ohne Zweifel Stiftler, die andern schienen ihre Freunde und Ulmer zu sein, die ihnen als Führer dienten; alle fünf sichtlich Tübinger im ersten glorreichen Semester.

Berblinger ließ den Zweig mit den schützenden Blättern aufschnellen, um sich zu sammeln. Er hatte die zwei Krügchen des ungewohnten Biers wohl etwas rasch geleert, aber das war es nicht, weshalb er halbbetäubt den Herzschlag bis in die Schläfen spürte. Nun brach er vorsichtig erst ein, dann ein zweites Geißblatt ab, so daß er die beiden Tische bequem übersehen konnte.

Gut, daß Gotthilfs ganze Aufmerksamkeit noch immer auf Brot und Käse gerichtet war, so daß er das Zittern seines Freundes nicht bemerkte. Wie schön sie war! Diese Löckchen, diese Grübchen in den Wangen! Dieser stolze weiße Nacken und diese blitzenden Augen! Eine Vereinigung von unnahbarer Hoheit und hinreißender, fast weh tuender Lieblichkeit. Armer Junge! Er horchte mit aller Macht, um keinen Laut zu verlieren, der aus ihrer Richtung kam, und doch empfand er jedes Wort, das sie sprach oder das zu ihr gesprochen wurde, wie einen Stich ins Herz.

Zwischen den zwei Tischen wurde hin und her geplaudert und gelacht. Der Staatsrat Baldinger schien in ganz besonders guter Laune zu sein.

„Wenn ich Studenten sehe, werde ich vierzig Jahre jünger,"

sagte er fröhlich und hob seinen Krug. „Prosit, ihr Herrn! Das war eine Zeit, Anno dazumal!"

Die fünf erhoben sich achtungsvoll wie auf Kommando und leerten ihre Krüge. Die drei Stiftler waren nicht die letzten, die sie mit einem lauten Schlag auf den Tisch setzten.

„Na ja, es geht, wie ich sehe!" meinte der Staatsrat. „Singt ihr auch noch im alten Tübingen, wie ihr trinkt? Eins hat keine Art ohne das andre."

Busch stieß einen tiefen grunzenden Ton aus. Er hatte sich in kurzer Zeit einen furchtbaren Baß angetrunken und war stolz darauf.

„Sehr gut!" lachte Baldinger; „aber gebt Obacht, ihr jungen Herren, wir haben auch unsre Sänger im alten Ulm. Sind wir doch die letzte Stadt im Reich, in der noch Meistersinger florieren. Seht euch um: dort drüben sitzen ihrer drei. Gott segne die Zunft!"

Er winkte nach einem Nachbartisch, an dem drei wohlbejahrte Webermeister saßen, die sich sofort wohlgefällig räusperten und geneigt schienen, eine ihrer selbstgewobenen Weberweisen anzustimmen.

„Was sagst du dazu, Hans," fuhr der Staatsrat fort. „Auch die Schiffer, die unruhigen Wandervögel, können's, und du seist, wie ich höre, eine ihrer Nachtigallen."

Hans hatte inzwischen angelegentlich mit Lucinde gesprochen. Er war nicht mehr der eckige Junge in seinen Flegeljahren und machte dem schönen Mädchen eifrig den Hof. Auf die Studenten sah er mit etwas unsicherem Blick, der wunderlich mit einem hochmütigen Sichaufraffen wechselte, wenn ihn einer anredete.

„Die Herren sollten uns ein Studentenlied singen!" sagte er.

„Dann singst du uns eins deiner Schifferlieder," versetzte der Staatsrat, „und wer das beste Lied singt, be-

kommt einen Preis. Die Herren Meistersinger drüben sollen richten."

Alles lachte und suchte den Sängerkrieg zu entfachen, aber keiner wollte den Anfang machen.

„Schlechte Kerl, die Jungen von heute!" rief Baldinger. „Sie wollen nicht dran, ehe sie wissen, was der Preis sein soll. Kein Idealismus mehr!"

„Und was soll er sein?" fragte Busch, der am gierigsten schien, seinen Baß leuchten zu lassen, wie ihm Seeger vorwarf.

„Ich wüßte etwas!" sagte Fischer, mit fröhlichen, nicht unbescheidenen Blicken Lucinden zulächelnd.

Hans' Gesicht verfinsterte sich.

„Vorsicht!" rief einer der Ulmer Studenten. „Mit unsern Schiffern ist nicht zu spaßen!"

Aber Fischer fuhr unbekümmert fort, indem er sich an den dritten Tisch wandte.

„Mit Gunst, ihr Herren der edeln Zunft der Meistersinger! Mög's euch allen — wohl gefallen — was an diesem frohen Tage — ich zu proponieren wage! Ein Lied, sei's kürzer oder länger — das beste Lied, der beste Sänger — erhält als Angebinde — das Recht, in vollem Zuge — zu trinken aus dem Kruge — der himmlischen Lucinde."

Alles lachte. Fräulein von Baldinger errötete angemessen und warf Fischer einen zärtlichen Blick zu. Das war ja ein Dichter, und für junge Dichter schwärmte sie fast mehr als für alte Sänger, die ihr Papa so hochhielt. Berblingers Herz klopfte zum Zerspringen. ‚Selbst sein alter, bester Freund — —!' Er kam nicht weiter in seinen qualvollen Gedanken, die sich mehr und mehr verwirrten.

„Meinethalben!" sagte der Staatsrat. „Aber Ihr seid keck, Herr Studiosus!"

„Das ist das Recht der Jugend," versetzte Fischer. „War's anders vor vierzig Jahren, Herr Staatsrat?" — Er wollte noch einige altkluge, einem Theologen geziemende Bemerkungen hinzufügen, um den würdigen Herrn zu versöhnen; aber Busch war bereits auf den Beinen und räusperte sich heftig.

„Das Neueste von der Alma mater zu Tübingen!" rief er und begann:

„Krambambuli, das ist der Titel!"

Er sang nicht schlecht, und man fühlte, daß sein Herz bei der Sache war. Das hilft über manche Unebenheiten weg, so daß auch die drei Webermeister und Meistersinger wohlgefällig nickten, als er zu Ende war und sich zunächst mit einem kräftigen Schluck aus dem eignen Krug belohnte. Der Sang hatte jedenfalls die gute Folge gehabt, in Hans die unbeholfene Schüchternheit zu verscheuchen, die ihm zu frühzeitig den Schein eines hochmütigen Geldprotzen gab. Er war kürzlich vorteilhaft verändert von seiner ersten Reise als Schiffer aus Wien zurückgekehrt und mochte entlang der Donau im sangesfrohen Oberösterreich manches hübsche Lied gehört haben. Auf sein Singen hatte er sich von jeher etwas zugute getan. Der Rat und auch sein Vater winkten ihm ermutigend zu. Purpurn im Gesicht stand er auf und sang:

„Die Donau hinunter, die Donau hinauf,
Wie schimmern die plätschernden Wellen im Lauf.
Hinauf und hinunter die Schiffer ziehn:
Vom Schätzle in Ulm zum Schatzerl in Wien.

Am Strudel bei Grein sitzt ein graugrünes Weib,
Es schimmert im Wasser ihr schuppiger Leib.
Sie nickt und sie wirbelt und zieht ihn hinein,
Das graugrüne Weiberl im Strudel bei Grein.

Die Donau hinauf und die Donau hinab
Liegt Schiffer an Schiffer im naßkalten Grab.
Das Weiberl zu Grein treibt heut noch ihr Spiel,
Vergeßt nicht, ihr Schiffer, drei sind euch zuviel."

Sämtliche Gäste im Paradies drängten sich während des Singens um die zwei Tische. Hans sang nach dem ersten Vers frisch drauflos, als ob er, das Steuer in der Hand, auf seiner Zille stände. Die Ulmer verstanden dies und klatschten und jubelten ihm zu. Die drei Meistersinger nickten lebhafter mit den Köpfen und machten überaus pfiffige Gesichter.

„Nicht übel, nicht übel," sagte der älteste. „Es geht nach der ‚gelben Rosmarinweise', wenn auch nicht genau nach zünftiger Regel. Es fehlt der Nachschlag im dritten und vierten Stab. Ganz bringen's die Schiffer nicht fertig. Das können nur die Weber. Es gehört zum ehrsamen Handwerk, das unser Herrgott erschaffen hat und erhalten wird, solange wir leben. Dichten und Singen ist eine Gottesgabe wie das Weben."

„Mir gefiel's wohl, obschon es ein leichtfertig Lied ist," sagte der jüngste — er mochte sechzig Jahre zählen — schmunzelnd. „Die zwei Allerliebsten — das hat Fleisch und Blut und ist aus dem Leben."

„Du bist halt auch einer von den Neurern," grollte der dritte. „Die Kunst hat nichts mit dem Fleisch zu schaffen noch mit der Wirtschaft auf den Zillen. Was wird dabei herauskommen, als daß die edle Zunft flöten geht, wie sie im Norden sagen. Sie pfeift jetzt schon auf dem letzten Loch."

„Still! paßt auf!" ermahnte der älteste. „Jetzt kommt ein geistlich Lied."

Der zweite Stiftler hatte sich erhoben und sah sehr ernst in den blauen Himmel hinauf.

„Verzapf eins vom eignen Gewächs!" rief ihm Seeger zu.

Fischer hatte einen hübschen, nicht allzu kräftigen Tenor, aber er konnte singen und kümmerte sich nichts darum, ob er in der Waldeseinsamkeit dahinschlenderte oder in einem Konzertsaal voller Leute stand. Er warf sein langes Haar in den Nacken und begann:

„Im Kloster saß an seinem Pult
Ein fleißiger Scholar.
Zur Neige ging ihm die Geduld,
Seitdem es Frühling war.
Gar emsig suchte der Student
Ob dieses Falls sich Rats
In halbvergilbtem Pergament
Bei seinem Freund Horaz.

Ich ahne deine Weisheit wohl,
Flaccus Horatius,
Doch heute scheint mir alles Kohl,
Was man ergraben muß.
Was nützt Grammatik und Syntax,
Ach, fast verfluch' ich sie.
Zerschmolzen ist wie eitel Wachs
Der Geist Horatii.

Zum Fenster sah der Lenz herein
Gar fröhlichen Gesichts:
Du Armer, laß die Bücher sein,
Sonst lernst du ewig nichts.
Da warf er seinen Gänsekiel,
Sein Büchlein an die Wand,
Und zog hinaus zu Sang und Spiel
Entlang dem Bachesrand.

Ein schwarzbraun Mägdlein fand der Wicht
Am silberklaren Fluß.
Die gab ihm drei Vergißmeinnicht,
Dazu noch einen Kuß.

Er wehrte sich, entzückt, entsetzt:
Es half ihn nichts; sie tat's
Nun jubelt er: O Himmel, jetzt
Versteh' ich dich, Horaz."

„Sehr nett, sehr fein!" sagte der Staatsrat höflich und klopfte mit seinem Krug beifällig auf den Tisch, worauf die übrige Gesellschaft, wenn auch weniger laut als zuvor, in den Beifall einstimmte. Das Lied war ihnen zu „studiert". Auch kannten sie Fischer kaum und wußten deshalb nicht, ob sie es für gut oder schlecht halten sollten. Bei Hans war dies anders.

„Wer ist der nächste?" fragte Baldinger aufmunternd; aber niemand regte sich mehr.

„Da wären wir ja schon zu Ende! Gut; allzuviel ist ungesund," rief der fröhliche Staatsrat. „Nun also, ihr Herren Preisrichter von der edeln und ehrsamen Zunft der Meistersinger, wem sprecht ihr die Krone oder vielmehr das Krüglein zu?"

Die drei Alten steckten die Köpfe zusammen und tuschelten mit großem Ernst. Da und dort unterbrach ein lautes Lachen, ein derber Witz die Stille, mit der die Umstehenden die Entscheidung erwarteten. Endlich trat der älteste der drei Webermeister vor des Staatsrats Tisch und sprach feierlich:

„Mit Gunst, ihr hochmögenden Herren, wir han gewogen und gemessen — wohl nach Vermögen und Gewissen — auch nach Empfinden und Verstand — han wir den Preis euch zuerkannt: Hans Schwarzmann! Und wünschen dazu allerwegen Bescheidenheit und Gottes Segen. Begründung: Der Sang von dem Donauschiffer und den zwei Allerliebsten hat uns vor allen gefallen, weil er absonderlich zierlich gedichtet und gesungen worden, auch zu ziemlicher Warnung dienet, von wegen der drei Weibsleute, die selbst einem Ulmer Schiffer unzuträglich sein mögen. Auch hat uns das neue Lied

Krambambuli wohlgefallen, denn solches gehet nach der seltenen ‚warmen Regenwetterweise‘ und ist erfreulich für ein durstig Herz. Bliebe uns nur der Wunsch, zur Begründung unseres Urteils das erwähnte Getränke selbst kennen zu lernen. Endlich sind wir der Ansicht und des Glaubens, daß das Lied von dem Wald auch nicht übel, allein da es in keinem von der hochedeln Zunft gebilligten Maß gedichtet erscheint, noch nach irgendwelcher bewährten Melodei zu singen wäre, sind wir nicht gewillt und imstande, solcher Neuerung das Wort zu reden.“

Der alte Herr verbeugte sich tief, ohne daß sich eine Muskel in seinen braungelben, hölzernen Zügen verzog. Fischer lachte fröhlich auf, erhob seinen Krug und rief: „Vivat der Sieger!“ Alles stimmte ein, lachend, schwatzend, trinkend. Auch Lucinde nippte an ihrem Krügchen, sah über dessen Rand fast zärtlich auf Hans, der sich stolz aufrichtete. Dann reichte sie ihm den kleinen Humpen, den er in langen, durstigen Zügen leerte.

Berblinger wußte nicht mehr, was er tat. Er war während des Tumults aus der Laube getreten und stand fast neben seinem Onkel, sprachlos, zitternd, mit funkelnden Augen abwechslungsweise Lucinde und Hans anstarrend. Keine Frage: in der Erregung, die ihn erfaßt hatte, war er ein hübscher Junge. Selbst sein Anzug, so einfach er war, kleidete die zierlichen, kräftiger gewordenen Glieder nicht übel. Er verstand ja jetzt selbst, ihn zuzurichten, und hatte seines Festes und ein wenig Gretles wegen sich's angelegen sein lassen, dies zu tun. Hans setzte den Krug nieder und erkannte seinen Vetter. Die Augen, die er machte! Im gleichen Augenblick fühlte dieser eine Hand auf seiner Schulter. Es war Fischer, der auf ihn zugesprungen war.

„Bei den heiligen drei Königen,“ rief er, „es ist unser alter Brechtle!“

Auch Busch kam herbei und donnerte: „Gambrin und Bacchus! Evoe! Evoe! Es ist der Berblinger, unser Kirchenbrandstifter! Gott grüß dir, Bruder Straubinger! Es lebe die Freiheit!“

Hans sah seinen Vetter mit verlegenen Blicken an. Schwarzmann war rot vor Zorn aufgestanden, seine zwei Töchterchen kicherten in ihre Taschentücher, und der Staatsrat lachte sein lustigstes Lachen. Mit ihrer hellen scharfen Stimme rief Lucinde abermals — Berblinger hatte es nicht vergessen, obgleich ein halbes Jahr darüber hingegangen war —, es klang wie gestern:

„Mon Dieu, Papa, Papa! Der Schneiderlehrling!“

„Dein Schneiderjunge!“ wiederholte der Staatsrat, sich an Schwarzmann wendend. „Sperr's Maul auf, Bub!“

Da war auch das wieder.

Fischer begriff annähernd, wie alles zusammenhing.

„Komm herüber! Setz dich zu uns!“ sagte er, ihn nach dem zweiten Tisch ziehend.

„Bei Cerevis! Das wäre noch schöner!“ rief einer der Studenten in bunter Mütze. „Ein Schneider unter Korpsburschen! Ihr Stiftler seid verrückt.“

„Wer ist's!“ brummte Busch auf. „Soll das tuschiert sein?“

„Kalt Blut! Ich sagte nicht, daß ihr dumme Jungen seid,“ versetzte der andre. „Verrückt kann der anständigste Mensch werden.“

„Es scheint so!“ erwiderte Busch prompt, aber höflich. „Profit, altes Haus!“

Berblinger schlichtete den strittigen Punkt, ohne zu wissen, was er tat, während noch spöttische und zornige Worte über den Tisch flogen. Er riß die Hand aus Fischers Umklammerung und flog seinem Versteck zu. Dort nahm ihn Gotthilf, der alles erschrocken mitangesehen hatte, am Arm und zog den

Willenlosen durch dasselbe Hinterpförtchen, durch das sie eingetreten waren, zum Paradies hinaus.

Am nächsten Rain hinter dichtem Buschwerk setzten sie sich, aber nur für einige Minuten. Aus dem Garten tönte ein mit wunderbaren Schnörkeln und Verzierungen, Trillern und Kadenzen geschmücktes Lied, das drei alte, fast krächzende Stimmen sangen und das Vers um Vers mit jubelndem Beifall aufgenommen wurde. Es ging nach der „verschränkten Bindfadenweise" und lautete:

„Der Schneider, der Schneider,
Der wollt' viel Ehre han.
Er ritt in einem blauen Rock
Auf einem gelben Ziegenbock
Den Michelsberg hinan.

Der Schneider, der Schneider
Kam glücklich oben an.
Der Bock macht' einen Freudensprung;
Der feine Schneider hat genung,
Er konnt' nicht widerstahn.

Der Schneider, der Schneider,
Der stolz im Sattel saß:
Den nahm der böse Bock nicht mit,
Der lag nach seinem Sonntagsritt
Gar kläglich auf der Nas'."

*

Fischer war den Flüchtlingen nachgeeilt und suchte sie eine Zeitlang vergeblich in dem wirren weglosen Dickicht. Er war zweimal nur fünf Schritte entfernt an ihnen vorübergegangen, aber Berblinger, der neben Gotthilf flach auf dem Boden lag und sein Gesicht im Moos begrub, regte sich nicht, obgleich er ihn sah und von einer brennenden Sehnsucht nach dem verlorenen Jugendfreund geschüttelt wurde. Gotthilf saß neben

ihm und suchte mehrmals seine Hand zu fassen, die er ihm wie zornig wieder entriß. Berblinger gab keinen Laut von sich, aber man konnte an seinen Bewegungen sehen, daß er schluchzte.

Nach einer halben Stunde erhob er sich und sagte ruhig: „Es ist vorbei. Ich dank' dir, daß du ausgehalten hast. Wir wollen nach Haus gehen, Gotthilf." Und langsam schlugen sie den Weg über den Kienlesberg nach der Stadt ein.

Bis zur Felsengruppe, von der aus man die Stadt überblickt, sagte keiner ein Wort. Es war spät geworden, und ein glühendes Abendrot tauchte die ganze Welt in seine Pracht, als sie auf der Höhe anlangten. Das düstere Häusergewimmel um den stumpfen Münsterturm und den schweren, halbfertigen Kirchenbau lag schon in dunstiger Dämmerung. Dort hinunter führte ihr Weg. Es war höchste Zeit, wenn sie die Stadt vor Torschluß erreichen wollten. Sie mußten dem goldenen Licht, in das sie eine Zeitlang bewundernd geblickt hatten, den Rücken kehren.

Aber auch das goldene Licht begann seinen Glanz zu verlieren. Vom Osten her schlich die Nacht über den Himmel. Da und dort begann ein Sternchen zu flimmern, und die Mondsichel, dünn wie ein silberner Faden, stand über dem Abendstern. Ganz ohne Licht ist ja auch die finsterste Nacht nicht.

Jetzt ergriff Berblinger die Hand seines Freundes.

„Es ist vorbei!" sagte er nochmals, aber entschlossener als zuvor. „Das alles liegt hinter mir, und ich will nicht zurückblicken. Du, Gotthilf, arm und krank, sollst mir weiterhelfen, wie du's heute getan hast: du und Gretle. Zu euch gehör' ich."

„Noch nicht ganz," sagte Gotthilf mit einem leisen Seufzer. „Morgen muß ich wieder wandern. Vergiß Gretle nicht."

Dann stiegen sie Hand in Hand den Hügel hinunter, dem Neuen Tor zu.

18 Kein Ende

Wieder einmal war es Sonntag. Bis in den Nachmittag hatte die Sonne geschienen, als ob es nach einem harten Winter mit Macht Frühling werden wollte, und manchen aus der dumpfigen Stube ins Freie gelockt. Dann mit einem Male brauste ein eisiger Märzwind in unregelmäßigen Stößen über die weite Donauebene und jagte mit unheimlicher Schnelle zerfetztes Gewölk den Strom entlang gegen Osten, wo es sich in schweren Massen zusammenballte. Dort schien es sich zu stauen, bis das ganze Himmelsgewölbe bedeckt war. Manchmal zeigte sich noch eine grellichte Stelle, wurde aber bald genug von tiefer hängenden Wolken verschlungen, die, schwärzer als die andern, wie wilde Tiere in der Luft umherjagten. Da und dort ging ein Regenschauer nieder und verwandelte Himmel und Erde in ein nebeliges, einförmiges Chaos. Gegen Abend wurde es in den höheren Luftschichten ruhiger. Ein schwermütiges Grau breitete sich wie ein Leichentuch über das ganze Firmament. Nur im Westen zeigte ein langgestreckter, safrangelber Lichtstreifen, wo Himmel und Erde sich berührten.

Auch die Erde bot dort unten, zwei Stunden Wegs von Ulm, kein erfreuliches Bild. Wo die Donau den Fuß der steilabfallenden Hügel bei Thalfingen verläßt, wand sie sich zu jener Zeit in Schlangenlinien durch den moorigen Grund gegen Elchingen hin. Ein Wald von Weidengestrüpp bedeckte ihre Ufer und erstreckte sich zu beiden Seiten tief ins Land hinein, da und dort unterbrochen von kleinen Lichtungen, in denen wunderlich gestaltete Wassertümpel andeuteten, wo vor Jahrzehnten oder auch Jahrhunderten der Fluß seine krummen Wege gefunden hatte. Ueber üppigem Schilf und wirren Sumpfpflanzen neigten sich knorrige, baumartige Weidenstämme, deren verzerrte Gestalten wie jammernd die Arme erhoben oder dämo=

nisch fratzenhafte Gesichter schnitten. Auch fand sich da und dort noch eine verkrüppelte Eiche aus uralter Zeit, als ob sie verdrießlich wäre, sich in solcher Gesellschaft zu sehen. Eine pfadlose, unheimliche Gegend, in der sich niemand gerne verirrte, denn der Fuß ist dort nie sicher, festen Grund zu finden, und der Wanderer steht unversehens in einem Labyrinth von alten Wasserläufen, zwischen denen er stundenlang nach einem gangbaren Ausweg suchen kann.

Hatte so der große Junge, der seit drei Nachmittagsstunden in der Wald- und Wasserwildnis umherirrte, jede Richtung verloren? Suchte er überhaupt einen Weg? Bald übersprang er einen Graben, in welchem schwarzbraunes Sumpfwasser tückisch dahinschlich, bald watete er, ohne seine zerrissenen Schuhe abzulegen, durch seichte Furten, in denen sich rieselndes Donauwasser nach dem Fluß zurücksuchte. Bald schlüpfte er gebückt durch das dichte, winterlich kahle Gestrüpp, bald erkletterte er einen der alten Weidenstümpfe, um auszuspähen, ob irgendwie weiterzukommen wäre. Aber er schien kein bestimmtes Ziel zu haben, obgleich er sich immer wieder dem Fluß zuwandte, der seine gelben Wassermassen, auf denen manchmal noch eine verspätete Eisscholle tanzte, hastig und leise murmelnd zwischen den stummen, leblosen Waldsäumen fortwälzte. Dort aber war kein Ausweg möglich, und immer wieder drängten ihn die in das Land einschneidenden Buchten und Seitenkanäle, die gelegentlich förmliche Inseln bildeten, tief in das Waldesdickicht zurück.

Er schien nahezu erschöpft zu sein, nachdem er wohl zum zehntenmal das Ufer erreicht hatte und sein Bemühen, demselben zu folgen, immer wieder vereitelt worden war. Obgleich die Dämmerung des trüben Abends rasch hereinzubrechen drohte, versuchte er nochmals einen größeren, wassergefüllten Einschnitt zu umkreisen, der eine förmliche Bucht bildete, an deren hinterstem

Ende unter einem verkümmerten Eichbaum ein kleiner gestrüppfreier Raum lag. Dort warf er sich erschöpft zu Boden, sprang aber fast im gleichen Augenblick wieder auf. Seine Augen, eben noch matt und trüb, funkelten in fast freudiger Erregung. Wir wissen, was Gotthilf hier suchte. Hatte er es endlich gefunden?

Neben der Eiche stand tief nach der einen Seite hin geneigt eine glatte, weißliche Stange von ungewöhnlicher Form. Es war ein Ruder, umgekehrt in den Boden gestoßen: auf der nach oben gekehrten Schaufel war mit Teer, jetzt fast völlig verwischt, ein Kreuz gemalt und unter demselben zwei Buchstaben, ein M und ein W — Margaret Wisp — und eine völlig unleserliche Jahreszahl. Auch ein kleiner halbverfaulter Strick hing an der Stange, und am Boden lag eine rohe, zwei Fuß lange Latte, die in der Mitte eine Kerbe zeigte. Gotthilf errite sofort, was dies zu bedeuten hatte, hob die Latte auf und band sie wieder an das Ruder, so daß die beiden ein Kreuz bildeten. Die zwei Schiffer hatten damals getan, was sie konnten. Es war kein übles Grab am Fuß des verkümmerten Baums geworden, still, verlassen, vergessen; aber Ruhe, tiefe Ruhe ringsum. Auch war es nahe genug am Fluß; man konnte das Murmeln der vorüberziehenden Wasser hören. Nachdem Gotthilf mit dem Anbinden der Latte zurechtgekommen war — er tat es mit fest zusammengebissenen Zähnen —, warf er sich wieder auf die Erde, auf der kaum mehr die Spur eines Hügels zu bemerken war. Aber er wußte trotzdem, daß er gefunden, was er seit Jahren gesucht hatte: das Grab seiner Mutter.

Wie lange er so lag, hat niemand erfahren; auch nicht, was er dort dachte und flüsterte, als ob er mit den murmelnden Wassern ein ernstes Wort zu sprechen hätte, klagend, verklagend; auch nicht, was er in bitterem Leid in die stumme Nacht

hinausrief. Hier konnte er laut seinem Herzen Luft machen. Es hörte ihn in dieser Einsamkeit keine sterbliche Seele.

Doch ja! Hören wir sie nicht, die uralte Klage des gequälten Menschenherzens? Haben wir nicht Mitleid genug — Mitleid! — wir, die wir des Lebens bittersten Jammer nur von ferne, nur vom Hörensagen kennen — um aus so kleiner Entfernung zu vernehmen, was seit Jahrtausenden tausendmal durch die Welt zitterte, was fortfahren wird, tausend Herzen bis zum Brechen zu erschüttern:

Warum, warum?

Warum mußte sie leiden, bis sie es nicht mehr tragen konnte? Warum mußte sie geboren werden, um so zu leiden? Warum gerade sie und ich und meine arme Schwester? Sind wir denn schlimmer als die andern? Hat uns der himmlische Vater mit einem Kainszeichen in die Welt geschickt, von dem wir nichts wissen?

Warum?

Keine Antwort, kein Laut. Warum schweigst du dort oben, Vater, wenn deine Kinder zu dir schreien? Warum?

Kein Laut. Nur die Donau murmelt fast unhörbar, in der seine Mutter Ruhe gesucht hat. Doch teilt sich jetzt das Gewölk über ihm und ein einsamer Stern flimmert durch das kahle Geäst der Eiche und durch seine nassen Wimpern.

Stilliegend sah er lange, lange hinauf. Wie in weiße wallende Schleier gehüllt, zog ein Gedanke durch seine wunde Seele, der vor tausend Jahren im fernen Indien Worte gefunden hat: das ewige Schweigen kann nicht sprechen. Und wehmütiger, weicher wurde es in ihm, während der stille Lichtstrahl in sein Herz sank. Müssen es Worte sein, mit denen der himmlische Vater seine wunden Kinder tröstet? Fühlst du seine milde Hand, sein liebendes Herz nicht im freundlichen Bild einer Blume, im sehnsüchtigen Laut eines Vögelchens, im Flim-

mern eines Sterns? Ruhig, ruhig! Du bist nicht am Ende des Lebens auf einem vergessenen Grab.

Er erhob sich mit nassen Augen, beruhigt, gekräftigt. Es war tiefe Nacht geworden. Der Stern leuchtete noch immer, heller, ruhiger. Er küßte das Kreuz, das ein Ruder gewesen war, die zwei vom Regen verwischten Buchstaben. Dann warf er sich in das Dickicht, in der Richtung nach dem offenen Feld, gegen die Hügel hin, die in gelblicher, geisterhafter Helle durch die blätterlosen Zweige sichtbar waren. Jetzt wurde es auch im Osten lichter. Der Mond ging auf, rund und groß, wie er ihn noch nie gesehen hatte. Es hatte keine Gefahr mehr.

Da mit einem Male sank der Boden unter seinen Füßen weg. Eine Scholle schlug plätschernd in schwarzes, kaum sichtbares Wasser. Er verlor allen Halt und stürzte ihr nach. Im nächsten Augenblick schlugen eisige Wasser über ihm zusammen. Dicker Schlamm heftete sich saugend an seine Füße. Aber er schoß wieder empor und schlug um sich.

„Nicht so!“ keuchte er mit dem Aufflackern eines Willens, den er seit Jahren nicht mehr gefühlt hatte. „Herr Gott, der du die Sperlinge in deine Obhut nimmst, nicht so!“

*

Berblinger hatte sich im letzten halben Jahr, dem dritten Winter, den er in Bockelhardts Dachkammern durchfror, mehr und mehr in das ehrsame Handwerk eingelebt. Er vermied es ängstlich und tapfer zugleich, über die Mauern hinauszusehen, die das harte Schicksal — als solches fühlte er es noch immer — um ihn gezogen hatte, und widerstand selbst der Versuchung, seine alten Freunde, den Pestilenziarius und den Türmer vom Münster, aufzusuchen. Ja, er begann zu verstehen, was der erstere bezweckt hatte, als er sich seine Besuche verbat. Die

herbe Zeit, die er durchlebte, wäre nur schwerer zu ertragen gewesen, wenn nicht jede Brücke hinter ihm abgebrochen worden wäre.

Vieles wurde schon etwas besser. Er hatte jetzt mehr Freiheit, hatte immer einen Groschen in der Tasche, der ihm ein Gefühl der Selbständigkeit und des Selbstvertrauens gab, das er früher nicht für möglich gehalten hätte. Was von den Plackereien der Lehrzeit blieb, war ihm fast zur Gewohnheit geworden, und vieles hatte sich mit Nickels Abzug anders gestaltet. Er war nicht mehr der jüngste. Das Bier holte jetzt Gustel, und Berblinger war vernünftig genug, den verhaltenen Ingrimm von zwei Jahren nicht an dem unschuldigen Buben auszulassen, der ihn mit ängstlichen Augen beobachtete Dies dankte ihm der neue Lehrjunge mit einer hundeartigen Anhänglichkeit, denn Gustel wußte aus seines Vaters Werkstatt, was Handwerksbrauch war. Der Meister behandelte ihn nicht unfreundlich, obgleich er sich nie zu einem Wort des Lobs hinreißen ließ. Nur am Stammtisch, im Wilden Mann, sagte er, wenn die andern auf ihre Jungen zu sprechen kamen und wie das heranwachsende Geschlecht immer frecher und fauler werde: „Ja, ja, aber eine Intelligenz hat der Bub, ich sag' euch, eine Intelligenz!" Der Altgeselle blieb grob und zurückhaltend, ja seine Grobheit wuchs sogar, je mehr sich Berblinger die Kunstgriffe aneignete, die das Handwerk verlangte. Der alte Kunde hatte das Studentle denn doch nicht ganz unterkriegen können, und dies verdroß ihn. Der neue Geselle, der Oesterreicher, war ein gutmütiger Kerl, der seinen hundertmal wiederholten Wahlspruch: „Der Mensch muß a Freud han!" auch anwandte, wenn er Berblingers Schultern hinterrücks als Nadelkissen zu gebrauchen versuchte. Am besten stand er mit François, der ihm von Zeit zu Zeit das Höchste versprach, was die Welt einem Lehrjungen bieten konnte: ihn bei der nächsten

passenden Gelegenheit in eine Gesellengesellschaft mitzunehmen. Die passende Gelegenheit hatte sich bisher jedoch nicht finden wollen. Mittlerweile zeigte er ihm mit wunderlichen, selbsterfundenen Grimassen und ebensolchen französischen Kunstausdrücken, um der Sache Bedeutung zu geben, manches zum Handwerk Gehörige, das er aus Paris mitgebracht hatte. Darunter spielte der Sifran eine große Rolle, ein eigentümlich geformtes Stück Holz, das beim Bügeln gewölbter Flächen großartige Dienste tat. Sifran aber hieß es, weil es in Paris six francs kostete. Der Altgeselle mißbilligte diese Neuerungen höchlich und drohte, sie vor die Gesellenlade zu bringen. Sie verstießen allzu offen gegen Handwerksgewohnheit. „Was Sifran!" rief er entrüstet. „Nächstens werdet ihr noch mit Maschinen bügeln und nähen wollen!" Der Meister aber war klug genug, Berblingers Unterricht in den französischen Kunststücken nichts in den Weg zu legen, und gab sich nur das Ansehen, als ob ihm das alles längst bekannt wäre.

Wie ein freundliches Schneeglöckchen, das hinter gefrorenen Scheiben zum Blühen kommt, gestaltete sich sein Verhältnis zu Gretle. Fühlte sich auch der Lehrjunge noch so sehr als Mann, ihr gegenüber verfiel er immer wieder in den alten Kinderton. Daran mochten die Zwillinge schuld sein. Kinder bringen es manchmal fertig, den Aelteren Unschuld und Kindlichkeit zu predigen. Im Hühnerstall allerdings war in diesem Winter nicht gut hausen. Es war monatelang zu bitter kalt gewesen, so daß es nur Gotthilf erträglich fand. Aber die Meisterin hatte nichts dagegen, wenn sich der Lehrjunge nach dem Abendessen eine halbe Stunde in die Küche setzte und den Buben Rädchen schnitzte oder Hammerwerke aufbaute. Daneben wusch Gretchen Teller und Schüsseln oder strickte und erzählte die hundertmal erzählten Geschichten vom Joseph und seinen bösen Brüdern, vom Ulmer Spatz, vom kleinen Moses im Binsen-

körbchen und vom Nürnberger Trichter, bis die letzte Kohle auf dem offenen Herd erloschen war.

„Vom Nürnberger Trichter! Die Geschichte weiß der Prätle noch nicht," sagte Gretle, als sie zum erstenmal dort beisammen saßen. „Das ist eine Geschichte für große Leute."

„Wir sind groß," bemerkten die Zwillinge einstimmig und legten gleichzeitig ihre Händchen auf den Kopf, um dies deutlicher zu machen.

„So will ich sie erzählen," begann Gretle.

„Die Nürnberger sind ganz besonders schlaue Leute, sonderlich ihr Bürgermeister. Das hat aber seinen guten Grund. Sie haben seit vielen, vielen Jahren einen uralten blechernen Trichter, den ein Hexenmeister gemacht hat. Den Trichter haben sie behalten, den Hexenmeister haben sie verbrannt."

„Ist recht!" sagte Fritzle, sehr zufrieden mit diesem interessanten Anfang.

„Dummer Hexenmeister!" meinte Fränzle verächtlich.

„Seit der Zeit machen sie den Leuten ein kleines rundes Loch in den Kopf. Das besorgt der Bader."

„Tut's weh?" fragte Fränzle.

„Sei still!" sagte Fritzle, dessen Wißbegier jetzt lebhaft erregt war. Er hatte sich erst gestern ein großes Loch in den Kopf gefallen.

„Und stecken den Trichter hinein," fuhr Gretle unbekümmert fort. „Und was sie durch den Hexentrichter in den Kopf hineintrichtern, das behält der Mann mit dem Loch für immer und allezeit. So bekamen sie die allergelehrtesten und klügsten und pfiffigsten Bürgermeister im ganzen Reich und wurden eine große, reiche Stadt; größer als Ulm.

„Wie das die Memminger hörten, die auch einmal einen neuen Bürgermeister gewählt hatten, schickten sie einen Brief nach Nürnberg, darin stand geschrieben: die Nürnberger möchten

ihnen doch den Trichter auf etliche Tage leihen. Die Nürnberger aber sprachen: ‚Was geht uns euer neuer Bürgermeister an; unserthalben kann er so dumm sein als er will.‘ Das verdroß die Memminger sehr. Sie beschlossen, den Trichter selbst zu holen und mit großer Heeresmacht gegen die von Nürnberg auszuziehen. Dies taten sie auch, und die Schneider mit ihrem blauen Fähnlein sollten vorangehen, obgleich sich die ehrsame Zunft mit dem zweiten oder dritten Platz begnügen wollte. Der Bürgermeister von Memmingen aber, dem an dem Trichter sehr viel gelegen war, sprach: ‚Nein, die Schneider voran! Erstlich haben sie ein tapferes Herz, wenn sie es auch nicht wissen, und zweitens, oder eigentlich erstens können sie besser laufen als alle andern, wenn es not tut, sonderlich wenn sie den Wind im Rücken haben. Ich erhoffe aber, daß es nicht not tun wird.‘

„Als die Nürnberger von all dem hörten, waren sie auch nicht faul und zogen aus, sich der Memminger zu erwehren, ihre Schneider voran. Der Zunftmeister aber war ein überaus kluger Mann, denn er war schon einmal Bürgermeister gewesen. Man konnte das Loch noch sehen, das der Bader gemacht hatte. Der ging zu seinem Schwager, einem Klempner, und sprach zu ihm: ‚Schwager, mach mir einen feinen Trichter so ungefähr wie unser berühmter Stadttrichter, den du in der städtischen Bücherei sehen kannst, in einem schwarzen Kistchen, links hinter der Türe.‘ Dies tat der Klempner, und der Zunftmeister der Nürnberger Schneider zog mit dem neuen Trichter zu Feld.

„Wie sie nun auf die Memminger stießen, ließ der Nürnberger Zunftmeister seinem Memminger Kollegen sagen, er möge doch ein wenig herüberkommen zu freundlichem Zwiegespräch, wie es guten und ehrsamen Meistern gezieme, ehe sie ans Blutvergießen gingen.“

„Tut das weh?“ fragte Fränzle abermals.

„Sei doch still!“ rief Fritzle zornig, worauf sich sein Bruder dicht an die Erzählerin schmiegte und hinter ihrer Schürze hervor dem Fritzle Gesichter schnitt.

„Wie sie nun beisammen waren,“ fuhr Gretle fort, „gab er ihm den falschen Trichter, den der andre mit vielem Dank und großer Freude zu sich steckte. Dann drehten die Memminger unter Pauken und Trompeten um und zogen heim. Die Nürnberger aber, die nicht wußten, wie das zuging, sahen ihnen mit langen Gesichtern nach. Denn, sagten sie, sie hätten sich schon auf eine große Schlacht gefreut.

„Nun wurden die Bürgermeister in Memmingen auch getrichtert, blieben aber so dumm wie zuvor; nur merkten sie's jetzt nicht mehr, denn sie verließen sich auf ihren Trichter und glaubten fest, daß er geholfen habe. Und darauf kommt es hauptsächlich an.

„Die Geschichte ist aber noch nicht aus. Als das die Reutlinger hörten, schickten sie ihren geschicktesten Spitzbuben nach Memmingen und stahlen den Memmingern ihren Trichter. Das war ein Jammern in der Stadt und ein Jubilieren in Reutlingen! Dort wollten sie sogar eine Dankesfeier halten; der Herr Stadtpfarrer von Reutlingen aber litt es nicht, von wegen des Diebstahls. Der erste Bürgermeister, den sie trichterten, pflanzte Weinberge rings um die Stadt. Sie merken aber immer noch nicht, daß sie einen falschen Trichter haben. Nur die Fremden, die ihren Wein zu versuchen kriegen, merken's. Er sei besser als der Söflinger, sagen die Ulmer, denn die Ulmer sind höfliche Leute und lachen. Noch heut aber sind die Bürgermeister von Nürnberg pfiffiger als alle andern. Jetzt ist's aus.“

„I will au en Trichter haun!“ sagte Fritzle.

„Noa macht dir der Bader a Loch in Kopf,“ warnte Fränzle.

„Und paß auf, daß du keinen falschen kriegst,“ fügte Gretle

hinzu. „Mir scheint's oft, dem Prätle ist das passiert. Er will so furchtbar gescheit sein."

Dabei flog ein gutes, fröhliches Lachen über das runde Gesicht, in das Berblinger immer lieber sah, wenn ihn niemand beobachtete. Nur wenn sie von Gotthilf sprachen, schlich der alte bleiche Schatten über die jungen, mit jedem Tag lieblicher werdenden Züge.

Gotthilf hatte einen harten Winter durchgemacht. Oft fürchteten sie, er werde ihn nicht überstehen, obgleich er selten klagte. Dafür hustete er um so mehr. Am Sonntag vormittag nach der Kirche besuchte ihn Berblinger jetzt fast regelmäßig in dem Lädchen in der Radgasse und half ihm beim Ausbessern seiner Schirme. Der Stallmeyer, der alte Trunkenbold, schlief dann noch seinen Samstagsrausch aus und brummte, als ob er sich ärgerte, wenn er nachmittags in der Werkstatt herumstöberte und die Löcher in den Schirmen so hübsch geflickt fand.

*

Gestern, als Berblinger im Halbdunkel einer Fensternische seinen eben erhaltenen Wochenlohn zählte — er brauchte nicht lange dazu, obgleich er es mehrmals tat —, sagte François zu ihm, daß er ihn morgen abend, am Sonntag, in die Gesellenherberge nehmen werde. „Nicht in den Goldenen Hecht, wo die alten Schlafhauben sitzen, sondern — kannst du schweigen, Prätle?"

„Ich hoff's," erwiderte Berblinger.

„Hand drauf!" flüsterte François geheimnisvoll.

Berblinger gab ihm lachend die Hand.

„Sag, bei meiner Seele Seligkeit!" drängte der Geselle.

„Daran glaubst du ja doch nicht," meinte der Lehrjunge.

„Aber du. Sag's!"

Berblinger sagte es. Am folgenden Tag, nach dem Nachtessen, gingen sie auf den Zehenspitzen die Treppe hinunter und zum Haus hinaus, anstatt in ihre Dachkammer.

„Der Meister braucht's nicht zu hören," sagte François, „und der Altgeselle schläft schon halb. Vormittags geht er noch immer ins Münster und den Nachmittag versauft er mit dem Oesterreicher. Der Mensch muß a Freud' hab'n ... Du sollst eine Gesellenherberg' sehen, wie du noch keine gesehen hast. Rebellenherberg' heißen wir sie auch. Vergiß nicht, was du versprochen hast, wenn dir dein lumpiges kleines Leben lieb ist."

Durch winklige Gäßchen entlang der östlichen Stadtmauer kamen sie in ein düsteres altes Haus in der Nähe des Zündeltörchens, das, wie viele Gebäude in Ulm, keine Haustüre zu haben schien. Doch zeigte ein in die Gasse ragender Besen, daß es eine Schenke war. Durch ein kaum bemerkbares Seitenpförtchen traten sie in einen stockfinsteren Gang, in dem zwei unerwartete Treppenstufen Berblinger zu Fall gebracht hätten, hätte ihn sein Führer nicht rechtzeitig gestützt. Das Geräusch brachte etwas Leben in die Finsternis: eine halblaute, heisere Stimme fragte scharf: „Wer da?"

„Fraternité!" sagte François halblaut.

„Nix ist's!" war die Antwort. „Brüderlichkeit heißt es heute."

„Rindvieh, das ist dasselbe," versetzte der Elsässer grob. „Komm, Prätle."

„Passiert!" sagte die Stimme höflich. Berblinger fühlte sich an der Hand gefaßt, und beide tappten sich an der Wand weiter. Man hörte jetzt laute Stimmen. Nach wenigen Schritten öffnete sich eine niedere Tür, durch die in trübem rötlichen Licht schwerer Tabaksqualm aus einer überhitzten Stube drang.

Sie traten ein. An einem langen Tisch saßen wohl gegen zwanzig wunderliche Gestalten, von denen die meisten als traurige oder komische Karikaturen der Menschheit gelten konnten: rote aufgedunsene, bleiche abgemagerte Gesichter, struppige Bärte und brutale, unangenehm glattrasierte Kinnladen; alle in ärmlichen, teilweise zerlumpten Kleidern, von denen einige bessere Tage gesehen hatten. Ueber dem Ganzen hing ein fast undurchdringlicher bläulicher Dunst, der Berblingers Gruß in ein heftiges Husten verwandelte. In der Mitte, auf dem Tisch, stand ähnlich wie in Zunftherbergen eine Lade mit geöffnetem Deckel, sehr einfach in der Form, aber grellrot angestrichen. Jeder der Gäste hatte seinen Krug Bier oder ein Glas Aepfelwein vor sich, und fast alle winkten François lärmend zu.

„Juhe, der Franzos! Vivallera, der Sansculotte!"

„Der und ein Sansculotte!" schrie ein langer Kerl mit struppigem Haarbusch in einem bis an den Hals zugeknöpften schwarzen Rock, welcher einem Geistlichen gehört haben mochte. Es war ein Schauspieler vom letztverkrachten Ulmer Stadttheater. „Der! nichts weiter als ein rabiater Antizünftler!"

„Und bringt einen Jungen mit! Was soll das?" fragte ein kleiner verwachsener Knopf, seines Zeichens Setzer beim amtlichen bayrischen Intelligenzblatt, wo er für eine Hauptstütze von Thron und Altar galt.

„Wenn ihr keine Jungen haben wollt, könnt ihr euch alle aufknüpfen lassen!" lachte François, nahm einen leeren Stuhl neben der roten Lade ein und bot Berblinger einen Sitz an seiner Seite. „Mit Gunst, ihr Herren! Die Jungen müssen's machen, wenn wir etwas erleben wollen. Ich stehe gut für ihn."

„Er wird seine Handwerksphrasen nicht los!" knurrte der Schwarzberockte. „'raus mit dem Kies! Du verdienst mehr Geld, als du verdienst!"

Lachend warf François zwei Batzen in die Lade.

„Etwas Neues heute?“ fragte er seine Nachbarn.

„Mit deinen Franzosen geht's schief,“ brummte ein vierschrötiger Grobschmied, dem es neben dem Schauspieler nicht ganz wohl zu sein schien. „Wo ist eure Freiheit jetzt? Es hat seine Richtigkeit: der Napoleon wird Kaiser und die Republik holt der Teufel.“

„Nur nicht bange!“ versetzte François. „Ihr Ulmer versteht das nicht. Konsul oder Kaiser, mit den Zünften räumt er auf. Der Zopf liegt unter dem Messer. Jeder Junge wird Meister, wenn's ihm gutdünkt. Kein Meister hat ausgelernt. Das ist mein Evangelium in zwei Sätzen, und sobald wir so weit sind, schlag' ich meinen eignen Werktisch auf und kleid' euch alle in lange Hosen, daß ihr euch vor keinem Kaiser zu schämen braucht. Dich mach' ich zum Altgesellen, Prätle, wenn du dich in deiner Dummheit noch dazu eignest.“

Alle lachten. „Vivat der Sansculotte als Hosenschneider!“

„Gleichheit, Gleichheit!“ fuhr François ernsthaft fort. „Das muß uns alle aus dem Elend reißen, sag' ich. Wir haben's lang genug in andrer Weise probiert; nun soll's einmal so probiert werden. Es hat sich drüben in Paris bewährt, und wer's nicht glaubt, wird massakriert. Und geheiratet wird, wann und wo und wie man will, ob's der Zunft gefällt oder nicht. Freiheit! Freiheit in Lieb' und Haß! Paßt nur auf: macht's der Konsul nicht, macht's der Kaiser. Nicht der eure, wohlgemerkt. In euerm Ulm ist nichts zu finden als Zöpfe, Zöpfe, Zöpfe! Von drüben muß die Schere kommen, die sie absäbelt, und wenn die Haut mitgeht!“

„Er hat recht, der François,“ rief der Komödiant und schlug mit einem Stock auf den Tisch, daß alle Krüge hüpften. „Menschenrechte wollen wir haben! Wer ist die Menschheit? — Die Mehrheit! — Wer ist die Mehrheit? — Wir, die Armen, die Elenden, die Lumpen. Volksstimme, Gottesstimme! Nicht als

ob ich nach unserm Herrgott fragte; er hat auch nicht nach mir gefragt. Ob er uns die Menschenrechte gegeben hat, weiß man nicht. Verloren gegangen waren sie jedenfalls, und gefunden haben sie Leute, denen er nicht grün ist: der Voltaire und der Rousseau und andre große Männer. Sie kriegen aber, sie erkämpfen, für sie bluten und sterben — Donner und Doria! — und sterben, das müssen wir können!"

„Nicht so laut!" rief ein eben eintretender Hutmachergesell, „man hört den Herrn Roland auf der Gasse draußen brüllen, und er ist der erste, davonzulaufen, wenn's am Laden klopft."

„Der Spengler kann sein ungewaschenes Maul nicht im Zaum halten," klagte der Schwarze, sehr viel leiser; „aber Patrioten sind und bleiben wir, ob wir laufen oder stehen, und anders muß es werden. Wie es mit der verrotteten Reichsstadt zu Ende ging, muß es auch mit dem bayrischen Regiment gehen! Mit allem Regiment. Menschenrechte wollen wir haben, keine bayrischen, und wer uns dazu verhilft, ist unser Freund und Retter, sei's ein Franzos oder ein Türke!"

„Na, das versteht sich," sagte die spitzige kleine Stimme eines entlassenen Steuerbeamten, der das Zuchthaus gerade noch gestreift hatte. „Ich wollte, der Marquis Posa ließe uns mit seinen alten Menschenrechten in Ruh. Kann ich sie essen? Kann ich sie versaufen? Menschenrecht? Dahinter stinkt's schon nach Tyrannei. Gleichheit, Gleichheit brauchen wir. Keine Reichen, keine Armen mehr! Nicht ein halbes Dutzend, die sich die Bäuche füllen, und sechshundert, die nicht so viel zu fressen haben als die andern Hunde. Ich habe sieben Kinder und morgen nichts zu nagen und zu beißen. Gleichheit verlange ich. Wenn sie uns der Herrgott im Himmel nicht gibt, müssen wir sie uns selbst fabrizieren. Sie haben eine Maschine dazu erfunden, drüben überm Rhein, die sich bewährt hat."

François drohte aufzustehen, um die oft geschilderte Guillotine wieder einmal zu beschreiben.

„Ihr habt alle recht," sagte der bucklige Setzer hastig, „darauf beruht die wahre Brüderlichkeit. Ich kenne das, denn damit halten wir auch unser Intelligenzblatt über Wasser. Wer das nicht zugibt, wer die Brüderlichkeit nicht verehrt wie eine Gottheit, muß in sein Jenseits befördert werden, so schnell es gehen mag, und soll sehen, wie's drüben aussieht. Aller Aberglauben muß abgeschafft werden, alle Pfaffenwirtschaft, die vom Teufel ist, mag er holen. Nicht, als ob ich an ihn glaubte. Ich glaube an ein einiges, unteilbares Ich, und damit Punktum. Man muß die wahre Brüderlichkeit nur recht verstehen. Jeder sein eigner Bruder! Darin liegt das Geheimnis des Zukunftsstaats, der in Liebe alle Welt umschlingt, namentlich die Weiber."

Alle lachten. Sie wußten, es war dies des Buckligen schwache Seite, und das Schöne dieser Versammlung war, daß jeder seine schwache Seite nach oben kehren konnte, ohne sich schämen zu müssen. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Wie es auch in besseren Kreisen zu geschehen pflegt: die schönen Worte decken alles, und alle klammerten sich an die schönen Worte, wenn dem einen oder andern der Patrioten vor ihrem eignen Gebrüll bange werden wollte. Denn es waren immerhin Deutsche, zumeist Schwaben, denen schöne Worte, die sie nicht zu handhaben wissen, von jeher gewaltig imponierten.

Berblinger hörte wohl eine Stunde lang andächtig zu. Das manchmal fast sinnlose Geschwätz, das rohe Geschrei der Weltumstürzler widerte ihn an, aber er war auch nicht ohne Empfindung für die lebendigen Kräfte, die am Umsturz der alten Zeit arbeiteten. Einiges von dem, was sie zu Fall brachte, hatte er, so jung er war, am eignen Leib erfahren, manches auch schon gesehen und gehört. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! Der herrliche Sinn, der in den Worten lag, wurde

selbst durch den häßlichen Lärm in der dumpfigen Kneipe nicht erstickt. Ein- oder zweimal hatte er versucht, ein Wort, eine Frage einzuschieben, aber bald genug erkannt, daß es besser war, sich ruhig zu verhalten, und mehr und mehr erfaßte ihn eine tiefe Verstimmung, eine ungeduldige Traurigkeit, die er sich kaum erklären konnte. Schließlich bat er François um den Hausschlüssel. Er wollte ihn in der Türe stecken lassen . . . Ihm sei übel. Der Elsässer lachte. „Was, Bub? Ist dir der Tabak zu stark, der hier geraucht wird? Gib Obacht! Wenn der Napoleon erst Herr im Land ist, rauchen wir alle noch ein ganz andres Kraut: Pulver und Blut. Lauf und schwatz nicht, wenn dir dein Leben lieb ist."

*

Er ging geradenwegs, soweit gerade Wege im alten Ulm möglich waren, nach dem Taubengäßchen, aber langsam und nachdenklich, denn Herz und Kopf waren ihm zu voll. Hatte ihn, was diese Leute wollten, so unruhig gemacht? Konnten sie mit ihrem wirren Geschwätz eine alte Welt über den Haufen werfen und eine neue aufbauen? War das, was ihnen vorschwebte, besser als das Bestehende, so jämmerlich dieses war? Wußten sie überhaupt, was sie wollten? Sie hießen sich Patrioten und wollten nichts von einem eignen Vaterland wissen. Man munkelte in der Stadt schon seit Jahren, daß arme, halbverhungerte Leute und verkommene „Subjekte" da und dort ihre Versammlungen hielten. Doch auch andre, sowohl schlechterer als besserer Art, die an der eignen Heimat verzweifelten, erwarteten das Heil von Frankreich, wo Leute, die aussahen wie die, welchen er heute begegnet war, einen Thron umgestürzt, einen König hingerichtet und eine Republik geschaffen hatten, vor der alle Welt zu zittern begann. Immer wieder klangen ihm die großen Worte in den Ohren. „Nein und aber-

mals nein!“ sagte er sich dann ebensooft. „Die Rettung muß aus andrer Richtung, mit andern Mitteln, von andern Leuten kommen. Es regte sich ja überall in der Welt, anderswo, anders. Jedermann schien zu fühlen, daß man an der Schwelle einer neuen, großen Zeit stand. Aber so? Nein!“

Dann, als er das einsame Licht auf dem Münsterturm über den schwarzen Giebeldächern erblickte, dachte er an seinen Freund, den Turmwart. Der hatte andre Gedanken. Lag die Rettung nicht viel mehr im Schaffen als im Zerstören? In all dem Großen und Neuen, das fleißige Hände unermüdlicher Geister an allen Ecken und Enden der Welt entdeckten, erfanden, schufen? Konnte man dann das ganze Zerstörungswerk nicht sich selbst überlassen? Konnte das ganze Menschendasein nicht eine andre Form annehmen, reicher, freier, fröhlicher werden, wenn wir die Kräfte der Natur wirklich beherrschten; wenn wir zum Beispiel — da kam der alte Gedanke mit aller Macht zurück —, wenn wir wären wie die Vögel und, losgelöst von der Erde, fliegen könnten, wohin wir wollten. Er hatte seit Monaten nicht mehr daran gedacht und schlug sich auf die Stirn. „Kindskopf, Kindskopf!“ Dann lief er schneller, als wollte er dem Gedanken entlaufen, und bog in das Taubengäßchen ein.

Erstaunt sah er Bockelhardts Haustüre halb offen stehen und erschrak, als ihm unter derselben Gretle entgegentrat.

„Ich hab' dich erwartet — o wie!“ sagte sie mit leiser, bebender Stimme und faßte seine Hand. „Komm! Schnell! In den Hühnerstall!“

„Was soll ich dort?“

„Sehen — helfen! Schnell, eh' es zu spät ist.“

Sie zog ihn fort, ohne ein weiteres Wort zu sagen, und er folgte willig genug. Sie schlüpften, wie sie es so oft getan hatten, in den wunderlichen Bau und das Treppchen hinauf. Es war hell genug; im oberen Stock brannte die alte Lampe.

Dort, auf dem Stroh in der hinteren Ecke ihrer „schönen Stube“, lag Gotthilf, sorgfältig in eine Decke gehüllt, wie es schien, schlafend.

Sie knieten beide vor dem ärmlichen Lager nieder und blickten bange in die bleichen, abgezehrten Züge des Knaben. Berblinger sah jetzt, daß dies etwas andres war als ein einfacher Schlaf. Auf der Stirne hatte der Bewußtlose eine offene Wunde, die jedoch zu bluten aufgehört hatte; an seinen Lippen dagegen hingen Blutstropfen. Gretle beugte sich über ihn und wischte mit der Schürze die Tropfen weg. Ein krampfhaftes Zucken ging durch den ganzen Körper, und auch sie wurde geschüttelt von der Mühe, die sie sich gab, das Schluchzen zu unterdrücken.

„So liegt er seit einer Stunde,“ flüsterte sie. „Ich wußte mir nicht zu helfen. Wir sind so ganz allein. Ich wartete auf dich.“

„Aber,“ sagte Berblinger, der sich zu fassen, zu verstehen suchte, „wie kam er hierher?“

„Ich hatte gerade die Kinder zu Bett gebracht. Da klopft's. Ich hinunter; denke an nichts Böses. Da lehnt er an der Tür, kaum mehr imstand, zu stehen; seine Kleider naß, als ob er in einem Platzregen gestanden hätte, und es hat seit Stunden nicht geregnet, die Stirne blutig. Das habe sein Meister mit einem Bierkrug getan, weil er zu spät nach Haus gekommen sei und zwei Schirme nicht fertig waren. Zu guter letzt hab' er ihn auf die Gasse geworfen, und wie er mir das erzählt, hustet er auf einmal wie toll. Dann kam ein ganzer Strom Blut aus seinem Mund, und er taumelte, wie wenn er zuviel getrunken hätte: Gotthilf und Trinken! Da hab' ich den lieben Gott um Hilfe und Kraft angerufen, Brechtle, und er hat mir Kraft gegeben, so daß ich ihn bis hierher schleppen konnte. Auch war er noch nicht ganz weg und half mit, so gut es ging. Erst als ich ihm

sein Strohlager gemacht und er ein wenig gebetet hatte, sank er ganz zusammen. So liegt er jetzt und rührt sich nicht mehr."

„Er atmet," sagte Berblinger, „er stirbt noch nicht."

„Wie Gott will," versetzte Gretle. „Ich glaube, er stirbt."

„Wissen sie es droben?" fragte der Junge nach einer langen Pause.

„Kein Mensch hat etwas gehört. Sie schlafen alle."

„Soll ich — die Meisterin . . .?"

„Nein," sagte Gretle hastig. „Was könnten sie machen? Ich habe im Fundelhause gesehen, wie man stirbt. Lang kann's nicht mehr dauern. Laß ihn seinem Heiland."

Wieder folgte eine lange Pause. Da plötzlich schlug der Junge die großen Augen weit auf und sah ruhig, nur etwas erstaunt um sich. Sein Blick ruhte zuerst auf seiner Schwester und fiel dann auf Berblinger. Ein freundliches Lächeln bewies, daß er wußte, wo er war.

„Hier ist gut sein, ruhig und trocken," flüsterte er kaum hörbar. „Hier möchte ich schlafen, für immer schlafen."

Er versuchte sich aufzurichten. Sein Freund legte das Stroh unter seinem Kopf zurecht und drückte ihn sanft aufs Lager zurück.

„Bleib nur ruhig liegen," sagte er, „so ruhig als möglich. Du sollst hier schlafen, solang du willst."

Da flackerte es in seinen Augen auf wie ein irres Feuer.

„Ah, ich versteh' jetzt — ich weiß alles. — Warum, warum? Gretle, ich hab' es endlich gefunden; ein Ruder steht drauf und ist ein Kreuz geworden. — Ich weiß jetzt, sie schläft trocken und warm und ist glücklich. Glücklicher als hier. Sie schickt dem Vater Grüße hinunter nach Grein und er herauf. Die Wellen murmeln und murmeln — und besorgen das. — Eine Stunde lang habe ich mit ihr gesprochen. Vom Warum wollte sie nichts wissen, aber wie sie trösten kann! —

Dann winkte sie mir, und ich fiel ins Wasser. Hu, es war kalt; so kalt wie damals, als sie von uns ging. Da wollt' ich nicht. — Jetzt winkt sie mir wieder, und — und — — ich will."

Die Augen schlossen sich. Ein hastiges Atmen schüttelte den ganzen Körper. Berblinger faßte die Hände, die unstet auf der Decke hin und her irrten. Gretle küßte die Schweißtropfen von seiner Stirn. Dann trat wieder unter heftigem, qualvollem Husten etwas Blut auf seine Lippen, worauf er erschöpft zurücksank. Wieder schlich eine Viertelstunde in banger Stille dahin. Dann, ohne die Augen zu öffnen, sagte er fest mit seiner alten natürlichen Stimme: „Brechtle!"

Berblinger beugte sich zu ihm nieder.

„Sprich leiser," sagte er, „ich hör' dich gut."

„Brechtle, ich gehe heim zu meiner Mutter. Ich muß; aber ich bin froh, so froh! Nur — du weißt noch, was du mir versprochen hast."

„Glaubst du, ich vergesse das?" fragte Berblinger mit halberstickter Stimme und suchte mit der Linken nach Gretles Hand. „Du kannst ruhig heimgehen. Du verläßt eine böse Welt, lieblose Menschen, Druck und Drang. Du kannst ruhig nach Hause gehen."

„Halt aus, Gretle, halt aus!" rief er plötzlich laut, indem er die gefalteten Hände wie in heftigem Schmerz gegen die Brust drückte.

Gretle, in der Angst ihres Herzens jetzt laut schluchzend, legte die ihren über die seinen.

„Geh, Gotthilf!" sagte Berblinger, den das Leid der Stunde verwirrte. „Drüben sind keine Schmerzen mehr. Drüben ist Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit."

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt," flüsterte Gotthilf. Dann noch ein Stoß. Sein Atem stockte.

Gretle war eine Minute ganz still und horchte. Dann warf sie sich über den Toten und schluchzte zum Herzbrechen. Verblinger blieb neben ihr auf den Knien. Als sie ruhiger zu weinen schien, legte er seine Hand auf ihre Schulter und richtete sie auf.

Sie legte beide Hände auf die weit offenen Augen des Bruders.

„Das muß man tun," sagte sie mit der Ruhe, mit der man eine Pflicht erfüllt. „Die Toten wollen schlafen."

„Und was soll ich tun? Bei dir bleiben?" fragte Verblinger, bereit zu allem, was dem armen Mädchen die schwere Stunde erträglicher machen könnte.

„Geh zum Magister Krummacher," sagte sie. „Ich weiß, der wird uns helfen."

Wie ruhig sie schien; er aber konnte nicht anders. Das Weh des Lebens, die Bitterkeit des Todes zog die armen Kinder zusammen; oder war es die Allgewalt der Liebe, der Liebe, die den Tod überwindet, einer Liebe, die nicht von dieser Erde ist? Er zog Gretle an sich und küßte sie, und das Mädchen fing wieder an, bitterlich zu weinen.

Dann ging er, den Pestilenziarius zu wecken. Es war sein erster Besuch seit der Blaubeurer Zeit. Er hatte sein Versprechen gehalten. Die drei Winter waren vorüber.

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart

Papier von der
Papierfabrik Salach
in Salach
(Württemberg)

DEMCO